Berlinische Monatsschrift

Johann Erich Biester, Friedrich Gedike

A 559352

Digitized by Google

A
1389

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JOACHIM CHARL VON MOELLENDORFF
GENERAL-LIEUTENANT DER INFANTERIE
GOUVERNEUR ZU BERLIN

Digitized by Google

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

F. Gedike und J. E. Biester.

Dritter Band.

Januar bis Junius 1784.

Berlin, 1784.

Bei Haude und Spener.

Digitized by Google

AP
30
.B48
v.3

Digitized by Google

GL
Lit
Berolina
11-29-55
95512

Inhalt
des dritten Bandes.

Januar.

1. An die Kalliope. Aus dem Horaz. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 3

2. Ueber den Werth der Komplimente. Vom Hrn. Geheimen Justizrath Möser. 13

3. Epistel an Herrn Hofrath Pfeffel in Kolmar. Vom Herrn Kanzleidirektor Gökingk. 17

4. Ueber die 39 Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung zur Vertheidigung gegen Herrn Ritter Michaelis. Vom Herrn Moses Mendelssohn. 24

5. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 40

6. Doch eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder; christliche Bacchanalien in der Christnacht betreffend. 56

7. Ueber die Kalender, besonders über einen politischen für die vereinigten Niederlande. Von J. E. Biester. 62

8. Ueber den Ursprung der Weihnachtsgeschenke. Von Fr. Gedike. 78

9. Auch etwas über die Folter. 88

10. Fernere Nachricht von dem Plan zu einer allgemeinen Revision des Erziehungswesens. Vom Herrn Edukationsrath Campe. 94

Digitized by Google

Februar.

1. An die Luce. Aus dem Horaz. Vom Herrn Professor Ramler. Seite 97

2. Vorschlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen. Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 101

3. Maurerode beim Schluß des Jahrs 1783. 108

4. Von den Rechten der menschlichen Handlungen. Vom Herrn Professor Selle. 113

5. Ueber den Erfinder der fliegenden Luftmaschinen. Vom Herrn Professor Prevost. 129

6. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 142

Zusatz der Herausgeber. 157

7. Brief an die Herausgeber, von dem Ehemann einer Sappho. 164

8. Auch etwas über die Folter. Beschluß. 172

9. Falsche Toleranz einiger Märkischen und Pommerschen Städte in Ansehung der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienst. 180

Digitized by Google

März.

1. Horaz und Lydia. Vom Herrn Prof. Kamler. Seite 193

2. Ueber den Ursprung und Gebrauch der Verwandelungen. Vom Herrn Prof. Schneider. 197

3. Dädalus und Ikarus. Nach dem Ovid. 214

4. Ueber die früheste Bildung junger Kinderseelen. Ein Bruchstük. Vom Herrn Edukationsrath Campe. 218

5. Einige Bemerkungen über die Herrenhuterkolonie zu Diedendorf und den Abbé Raynal. (Aus den Briefen eines Reisenden.) 228

6. Ueber den Vorschlag, die Geistlichen nicht mehr bei den Eben zu bemühen. Vom Herrn Grafen von F—n. 236

7. Ueber die neue preußische Justizverfassung. Eine Erinnerung zu den Briefen über Berlin. 243

8. Von Verpachtung der Landgüter. Vom Herrn Hauptmann v. Winterfeld. 249

9. Andenken an den Herrn General Grafen von Anhalt. Vom Herrn Bibliothekar Daßdorf. 259

10. Wiederum ein Beispiel von trauriger Schwärmerei aus Aberglauben. Vom Herrn Schröder. 263

11. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 268

12. Aus einem Briefe vom Vorgebürge der guten Hofnung. 282

13. Der vollständige Name des deutschen Kaisers. 286

April.

1. Katulls Abschied von seiner Geliebten. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 289

2. Ueber Barrabas Loßlassung. Eine historisch-politische Passionsbetrachtung. Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 291

3. Etwas über die Hexenprocesse in Deutschland. Vom Herrn Stadtsyndikus Voigt in Quedlinburg. 297

4. Ueber Denk- und Druckfreyheit. An Fürsten, Minister, und Schriftsteller. 312

5. Ueber die neue preußische Justizverfassung. Zweites Fragment. 329

6. Auch eine Hypothese über die Schöpfungsgeschichte Mosis. Vom Herrn Prof. Moritz. 335

7. Ein Brief aus und über Bamberg. 346

8. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 351

9. Auszug aus dem Testamente des sel. Arletius. Von J. E. Biester. 379

10. Ueber den allgemeinen europäischen Staatskalender eines Franzosen. 381

Mai.

Mai.

1. An das römische Volk. Horazens siebente Ode des fünften Buchs. Vom Herrn Professor Ramler. Seite 386

2. Ueber den Unterschied einer christlichen und bürgerlichen Ehe. Vom Herrn Geheimen Justizrath Möser. 388

3. Von den Militärehen der Engländer. Von Ebendemselben. 394

4. Die Bildsäule. Vom Herrn Prof. Engel. 396

5. Betrachtungen über die Hinrichtung mit dem Schwerdte. Vom Herrn Professor Meiners. 408

6. Nachricht von der Ruppinischen Garnisonschule. Vom Herrn Rektor Stuve. 422

7. Auszüge aus einigen Hexenakten bei der Königl. Preuß. Erbvoigtei in Quedlinburg. Vom Herrn Stadtsyndikus Voigt. S. 430

8. Noch einige Bemerkungen über Hexenprocesse und Folter. Von Ebendemselben. 453

9. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 463

10. Brief aus Boston. 475

11. Litterarische Anfrage. 479

Junius.

Junius.

1. Die Vergötterung. Horazens dritte Ode dritten Buchs. Vom Hrn. Prof. Namler. Seite 481

2. Ueber Musefeld. Vom Herrn Prof. Eberhard. 497

3. Ueber den Glauben an den hundertjährigen Kalender. 508

4. Beitrag zur weiblichen Charakteristik. Vom Herrn Geheimen Sekretär Brömel. 516

5. Ueber die neue preußische Justizverfassung. 521

6. Schreiben eines Schlesiers an den Akatholikus Tolerans. 530

7. Anhang zu dem voranstehenden Schreiben. 545

8. Ueber Berlin. Von einem Fremden. (Fortsetzung.) 558

9. Nachtrag zu der Nachricht von christlichen Bakchanalien in der Christnacht. Vom Hrn. Rektor Borheck. 561

10. Ueber einen Aufsatz im deutschen Merkur, und einen andern in Schlötzers Staatsanzeigen, beide die Berlinische Monatsschrift betreffend. Von den Herausgebern. 571

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Erstes Stük. Januar.

I.

An die Kalliope.

Horazens vierte Ode des dritten Buchs.

$$\upsilon - \upsilon - \upsilon \quad - \upsilon\,\upsilon - \upsilon\,\upsilon$$
$$\upsilon - \upsilon - \upsilon \quad - \upsilon\,\upsilon - \upsilon\,\upsilon$$
$$\upsilon - \upsilon - \upsilon - \upsilon - \upsilon$$
$$- \upsilon\,\upsilon - \upsilon\,\upsilon - \upsilon - \upsilon$$

O! steig herab vom Himmel, Kalliope!
Stimm an die Flöte, Göttinn! wo nicht, so sing'
Ein Jubellied mit süßer Stimme,
Oder beginn es auf Phöbus Saiten! —

Ists? oder täuscht ein Taumel der Wonne mich?
Schon hör' ich sie, schon wall' ich durch selige
Lusthaine mit ihr, dort, wo steile
Bäche sich wälzen und Weste gaukeln;

Dort, wo mich Knaben, als ich von Spiel und Schlaf
Bezwungen da lag, außer der Vatererd'
Apuliens, an Vulturs Hange,
Dichtrische Tauben mit Laub bedeckten:

Ein Wunder allen, die den Bantinerwald
Die heerdenvollen Auen des niedrigen
Ferents bewohnen, und das über-
hangende Felsenneſt Acherontis,

Wie ſicher ich vor Ottern und Bären ſchlief,
Wie mich geweihte Lorbern umhülleten
Und dichte Myrten, mich, ein Kind, nicht
Ohne die Götter voll hohen Muthes.

Durch euch, Kamönen, leb' ich, mit euch beſteig'
Ich die Sabiner Hügel und Tiburs Flur,
Irr' in Präneſtens Hainen, ruhe
In dem durchwäſſerten Thale Bajens.

Mich, eurer Chör' und heiligen Quellen Freund,
Hat bey Philippi keine fatale Schlacht
Erlegt, kein fluchbeladner Baum, kein
Schiffe zerſchellender Palinurus.

Begleitet ihr mich, wag' ich den Bosporus
In einem Nachen ſonder Gefahr, und geh'
Mit einem Stabe durch den öden
Sand der Aſſyriſchen Ufer, ſuche

Den

Den Britten auf, den Mörder der Fremdlinge,
Und die mit Blut der Roſſe ſich letzenden
Konkanen, der Gelonen Köcher,
Und an des Tanais Quell den Scythen.

Ihr laßt den großen Cäſar, ſo bald der Held
Das müde Kriegesheer in die Städte legt,
Und ſeiner Arbeit Ende wünſchet,
In den Aoniſchen Grotten ausruhn:

Ihr gebt gelinden Rath, ihr Holdſeligen!
Und freut euch eures Rathes. — Doch wiſſen wir,
Der frevelnden Titanen Rotte
Schlug er mit mächtigem Donner nieder,

Er, der den trägen Erdball, das wilde Meer,
Die Städte lenkt, den Reichen der Könige
Gebeut, und alle Götter, alle
Menſchen beherrſcht mit gerechtem Zepter.

Groß war ſein Schrecken, als die verſchworne Schaar
Der Brüder anhub, trotzend auf ihre Kraft
Und Arme, den ringsum bewachsnen
Pelion auf den Olymp zu wälzen.

Doch was vermag wohl Typhons und Mimas Wuth,
Und was der Rieſenkörper Porphyrions,
Was Rhötus, und mit ausgerißnen
Eichen Encelados da, wo Pallas

Mit ihres Vaters Allmacht die donnernde
Aegide schüttelt? — Rüstig stand hier Vulkan;
Hier Juno; hier, der auf der Schulter
Keinen unthätigen Bogen führet,

Den Delius sein grünender Mutterhain,
Den Patareus der Lycier Strand begrüßt,
Der seines Hauptes goldne Locken
In die kastalischen Fluthen tauchet. —

Macht ohne Rath stürzt unter der eignen Last;
Mit Rath geführte Macht wird von Göttern selbst
Noch mehr erhöht; verhaßt ist ihnen
Alle Gewalt, die nach Unheil trachtet.

Bewährt der hunderthändige Gyas nicht
Den Spruch der Weisheit? lehrt ihn Orion nicht,
Der keuschen Cynthia Versucher,
Durch den jungfräulichen Pfeil gebändigt?

Noch seufzt die Erd', auf eigene Brut gestürzt,
Klagt ihr Gezücht noch, welches der Donnerstrahl
Zur Hölle schlug; den aufgelegten
Aetna durchfressen umsonst die Flammen;

Der Aar, bestellt zum Rächer der Schuld, verläßt
Des zügellosen Tityos Leber nicht;
Und ewig drücken den verwegnen
Buhler Pirithous hundert Ketten.

Anmer-

Anmerkungen.

In dieſer Ode frohlockt der Dichter über den Schutz, den die Muſen und durch die Muſen Auguſtus ihm beſtändig gewährt haben. Er ruft die Kalliope beſonders an, weil dieſe heroiſche Muſe, dem Heſiodus zu Folge, die vornehmſte unter ihren Schweſtern iſt.

V. 10, 11. Außer der Vatererd' Apuliens, an Vulturs Hange.) Der Berg Vultur gehörte zu Lukanien und zu Apulien. Auf der Apuliſchen Seite lag Horazens Geburtsort. Er hatte ſich alſo weit von Hauſe verlaufen. Der Ort wird mit Fleiß ſo genau beſtimmt, damit der Leſer eine wahrhafte Begebenheit erwarten ſoll.

V. 12. Dichtriſche Tauben.) Tauben, wovon die Dichter vieles geſungen haben. Anakreon erzählt, daß ihn eine Taube, die er von der Venus zum Geſchenk bekommen, mit ihren Flügeln bedeckt habe. Vermuthlich hat dieſes den Horaz auf die anmuthige Idee gebracht, zu erdichten, daß ihn in ſeiner Kindheit Kalliope durch Tauben mit Lorbern und Myrten habe bedecken laſſen: eine Vorbedeutung, daß er einſt heroiſche Oden und Liebeslieder ſingen werde, und ein Wunder, wozu er eben ſo viel Recht hatte, als einige ältere Griechen vor ihm, deren Beredſamkeit oder angenehmer Geſang durch den Honig angekündiget worden war, den ein Bienenſchwarm auf ihren Mund getragen,

oder durch eine Nachtigall, die auf ihrem Munde gesungen hatte.

V. 13—16. Ein Wunder allen, die den Bantinerwald, ꝛc.) Die umständliche Anführung der benachbarten Oerter Bantia, Ferentum, Acherontis verstärkt die Wahrscheinlichkeit der Geschichte. Von dem letztern Orte sagt Prokopius, daß er ein Kastell an den Grenzen Kalabriens sey, und von den Römern Acherontis genannt werde. (bell. goth. III. 23.) Horaz nennt ihn Acherontia.

V. 20. Nicht ohne die Götter voll hohen Muthes.) Der Dichter ist frühzeitig ein Freund der schönen Natur gewesen. Die Götter (Apollo und die Musen) haben ihn schon von seiner Kindheit an so dreist gemacht, daß er ohne Furcht vor wilden Thieren Büsche und Berge besucht hat.

V. 21—24. Durch euch Kamönen leb' ich, mit euch besteig' ich die Sabiner Hügel ꝛc.) Horaz sammelte seine poetischen Ideen in den schönsten Gegenden Italiens: auf seinem eigenen Sabinischen Landgute; auf Tiburs Bergflur, wo der Anio floß; in dem angenehmen Kampanien, wo besonders zu Bajä die Römer, der warmen Bäder und der reinen Luft wegen, die herrlichsten Landsitze hatten; und an vielen andern Orten, wo seine Freunde Ländereyen besaßen.

V. 25. 26. Mich, eurer .... heiligen Quellen Freund, hat bey Philippi keine fatale Schlacht erlegt.) Die Schlacht auf der Ebene

bey

bey Philippi in Macedonien, welche den Streit der Mörder und der Rächer Cäsars entschied, und worin Augustus über den Brutus und Kassius siegte, unter denen Horaz als Tribun des Heeres bei einer Legion kommandirt hatte. Er giebt zu verstehen, daß ihm nur seine Dichtergabe bey dem Sieger Vergebung ausgewirkt habe. — Das Wort fatal, welches Horaz an andern Orten gebraucht, hat man, als ein vielfassendes Wort bereits aus seiner Niedrigkeit zu reißen gesucht. Milton, Thomson und andre Englische Dichter und Redner gebrauchen es in seiner ursprünglichen edeln Bedeutung.

V. 27. Kein fluchbeladner Baum.) Der Poet verflucht den Baum, der ihn auf seinem Landgute beynahe erschlagen hätte, in einer eigenen Ode.

V. 28. Palinurus,) ein Vorgebirge an der Küste Italiens, Sicilien gegenüber. Es hatte von Aeneens Steuermann den Nahmen erhalten.

V. 29. Begleitet ihr mich, wag' ich den Bosporus:) die Thracische Meerenge, welche Europa und Asien scheidet. Meerengen sind gefährlicher zu beschiffen, als große Meere.

V. 32. Sand der Assyrischen Ufer.) Assyrien begreift bey den Alten oft Syrien, Chaldäa und Babylonien und alles in sich, was einmahl unter Assyrischer Botmäßigkeit gewesen ist; daher sprechen die Schriftsteller zuweilen vom Assyrischen Meere, vom Assyrischen Libanon, von Assyrischen Purpurschnecken.

V. 33. Den Britten, den Mörder der Fremdlinge.) Die Einwohner Britanniens hatten damahls vielleicht Ursache, die Fremden, die an ihrer Insel landeten, für Kundschafter zu halten: sie kamen ihnen also zuvor, und räumten sie aus dem Wege.

V. 35. Konkanen, Gelonen:) barbarische Völker des weitläuftigen Scythenlandes.

V. 40. In den Aonischen Grotten.) Den Musen waren viele Berge geheiligt, besonders in Böotien, wovon ein Theil Aonien, und in Macedonien, wovon ein Theil Pierien hieß. Im Lateinischen steht pierio antro; Pierische oder Aonische Grotten sagen einerley: Cäsar ruht bey den Musen aus.

V. 41. Ihr gebt gelinden Rath . . . und freut euch eures Rathes:) nehmlich weil er befolgt wird. Man weiß, wie gelinde Augusts spätere Regierung gewesen ist. Dieser Rath, gelinde zu regieren, kam vornehmlich von dem erklärten Freunde der Musen, dem Mäcenas, her, der sich so gar die Freyheit nahm, als Augustus einst auf dem Richtstuhl saß, und seine alte Strenge wieder ausüben wollte, ihm ein Blatt von der Schreibtafel auf den Schooß zu werfen, worauf er die Worte geschrieben hatte: Stehe endlich auf, Blutrichter! welches einen so guten Erfolg hatte, daß er, ohne Widerwillen zu bezeugen, aufstand, und allen verzieh, die er zum Tode zu verdammen beschlossen hatte.

V. 43.

V. 43. 44. Doch wissen wir: der frevelnden Titanen Rotte schlug er.) Hier scheint Horaz bloß die Rache Jupiters an den Riesen zu erzählen, und meint im Grunde Augustus Rache an seinen Feinden. Auch drückte er sich kurz vorher mit Fleiß allgemein aus: Ihr gebt gelinden Rath, gleichsam als ob die Musen auch die Rathgeberinnen Jupiters gewesen wären. Hiedurch verschaffte er sich einen guten Uebergang zu der nachfolgenden Beschreibung des Titanenkrieges, worin Jupiter keinen gelinden Rath annehmen konnte, sondern die Strenge gebrauchen mußte.

V. 46. Er, . . . der Städte lenkt, den Reichen der Könige gebeut ꝛc.) Jupiter ist das Vorbild des Augustus, unter dessen Herrschaft damahls, nach dem stolzen Ausdruck der Römer, Meer und Erde stand. "Sein Reich begriff in Eu"ropa Italien, Gallien, Spanien, Griechenland, "Illyrien, Dacien, Panonien, Britannien und "einen Theil von Deutschland; in Asien alle diejenigen Provinzen, die unter dem Namen Asia mi"nor begriffen waren, nebst Armenien, Syrien, "Judäa, Mesopotamien und Medien; in Afrika "fast alle diejenigen Theile desselben, welche damahls "für bewohnbar gehalten wurden, nehmlich Aegyp"ten, Numidien, Mauritanien und Libyen." Goldsmiths Geschichte der Römer, 2 Th. 87 u. 88 S. d. deutsch. Uebers.

V. 53. Doch was vermag wohl Typhons und Mimas Wuth? ꝛc.) Diese angeführten Giganten haben nur die allerentfernteste Beziehung auf Augustus Feinde. Freilich hatte er damahls gerade fünf Bürgerkriege geführt, die uns Suetonius herrechnet; hat der gepriesene Sieger aber unsern Dichter so ausgelegt, daß er diese Feinde durch fünf Giganten habe andeuten wollen, so ist er in der That ein sehr spitzfündiger Ausleger gewesen. — Daß oben der Titanen erwähnt ward, und hier lauter Giganten mit Nahmen genennt werden, ist eine den alten und neuern Poeten gewöhnliche Verwechselung dieser rebellischen Riesen. Die Titanen waren eigentlich Söhne des Cölus und der Terra, welche Jupiter mit Hülfe seiner Brüder besiegte und in den Tartarus stürzte. Eben dieses widerfuhr den Söhnen der Terra, den Giganten, welche die Verstoßung der Titanen am Jupiter rächen wollten, und, den Himmel zu ersteigen, Berge auf einander thürmten. Sie gehörten also zu Einem Geschlecht, unternahmen einen gleichen Krieg, und erlitten eine gleiche Niederlage.

V. 58. Rüstig stand hier Vulkan, hier Juno:) nemlich auf Jupiters Seite. Warum Horaz unter den mächtigen Göttern, die dem Jupiter in dem Riesenkriege Beystand leisteten, außer der schwer bewaffneten Minerva und dem Bogenschützen Apollo, nur des Vulkans und der Juno erwähnt, kann eine versteckte Allegorie zum Grunde haben,

haben, die Auguſtus beſſer verſtanden haben wird, als wir. Der Feuergott Vulkan ſcheint ihm wirklich eben ſowohl beygeſtanden zu haben, als ehemals dem Jupiter. Man weiß, daß in der Schlacht bey Actium die Soldaten des Auguſtus Feuertöpfe in des Antonius Schiffe warfen, welche dagegen von ihren hochgethürmten Hintertheilen aus beſondern Maſchinen Pfeile ſchleuderten. Auch Horaz ſelbſt ſagt an einem andern Orte: Neptunius dux (ein Admiral einer Flotte von fünfhundert Schiffen) fugit uſtis navibus; imgleichen: Vix una ſoſpes navis ab ignibus. — Was die Iuno Matrona anbetrifft, ſo kann ein Liebhaber allegoriſcher Auslegungen die Livia darunter verſtehen, die der unrechtmäßigen Gemahlin des Antonius gewiſſer Maßen entgegengeſetzt und als eine Dame angeſehen wird, die manchen klugen Rath gegeben hat, weswegen ſie auch vom Kaligula Ulyſſes ſtolatus, ein Ulyſſes im Weiberrock, genannt ward. Doch verliert die Ode an ihrer Schönheit nichts, wenn auch die Allegorie für weniger ausführlicher gehalten wird.

V. 61. Den Delius ſein grünender Mutterhain, den Patareus der Lycier Strand begrüßt.) Auf der Inſel Delus war Apollo unter einem Oehlbaum und Palmbaum geboren worden, daher er den Nahmen führet; und in der Stadt Patara in Lycien an der aſiatiſchen Küſte des Mittelländiſchen Meeres, war eins ſeiner berühmteſten Orakel. Von beiden Oertern ſagt Virgil

Wie,

Wie, wenn Apoll das Ufer des Xanthus und Lyciens kalte
Fluren verläßt, und wieder sein mütterlich Delos besuchet.
Aeneide, IV, 143.

Wobey Servius diese Anmerkung macht: Es ist bekannt, daß Apollo in den sechs Wintermonathen bey Patara, einer Stadt in Lycien, Orakel ertheilte, daher er der Patareische Apollo genannt wird, und in den sechs Sommermonathen bey Delus.

V. 69. Der hunderthändige Gyas.) Die Centimanen oder hunderthändige Riesen werden zum Geschlechte der Titanen gerechnet. Sie heißen Gyas, (Gyges,) Briareus und Cöus.

V. 70. Orion.) Ein riesenmäßiger Jäger, der für einen Sohn Neptuns gehalten ward, wollte der Diana Gewalt anthun, und ward von ihr mit einem Pfeile erschossen.

V. 73. Auf eigene Brut gestürzt.) Man sehe die Anmerkung zum 53. Verse.

V. 76. Den aufgelegten Aetna.) Den feuerspeyenden Riesen Typhon (Thyphoeus) schleuderte Jupiter mit seinen Blitzen zu Boden, und legte den Berg Aetna auf ihn.

V. 77. Der Aar,) im Lateinischen ales, der Vogel. Durch diesen Vogel wird der Geyer gemeint, der zum Geschlecht der Aaren oder großen Raubvögel gehört.

V. 78. Des zügellosen Tityos Leber.) Dieser unbändige Riese wollte Latonen Gewalt anthun, ward aber von ihren Kindern, der Diana und dem Apollo, mit Pfeilen erlegt, und vom Jupiter zur Hölle verdammt, wo er mit seinem ungeheuren Körper neun Morgen Landes bedeckt, und wo ihm ein Geyer die Leber wegfrißt, welche alle Monathe wiederwächst. Wobey man bemerken muß, daß die Leber von den Alten für den Sitz der Leidenschaften gehalten ward.

V. 80. Pirithous.) Dieser wollte dem Pluto seine Gemahlinn, die Proserpina, entführen, ward aber ergriffen und mit schweren Ketten belegt.

Ramler.

2.

Ueber den Werth der Komplimente.

Schreiben einer Wittwe.

O meine Liebe! närrisch sollte man über die halbwitzigen Mannsköpfe werden. Gestern, wie wir uns zu einer Promenade fertig machten, sagte ich zu dem Herrn — seinen Namen errathen Sie leicht: Geben Sie mir ihren Arm, ich habe doch keine bessere Stütze. Hierauf machte er mir ein

langes und breites Kompliment, ich mußte ihm Ehren halber antworten, und wir geriethen darüber zu aller Welt Wunder in einen höflichen Galimathias, wobei ich so roth ward wie Scharlach, er aber sich die stolze Mine eines triumphirenden Komplimentirers gab. Die ganze Gesellschaft hatte, ehe ich es mir versehen, Theil an unserer Unterredung genommen, und was nach meiner Absicht bloß ein vertrauliches Wort zur Aufmunterung eines Mannes von gewissen Verdiensten sein sollte, erhielt durch das Gepränge, womit er solches aufhob, eine Art von Gewicht, das mich ordentlich kränkte, und, in Beziehung auf verschiedene andre von der Gesellschaft, in eine wahre Verlegenheit setzte. Wie ist es aber möglich, daß ein Mensch so wenig gesundes Gefühl haben, und jede sanfte Manier des Ausdruks, wodurch man Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Empfindung in einer Gesellschaft von Freunden zu erwekken sucht, auf eine so rauhe Art behandeln kann?

Es ist, wie Sie wissen, meine Gewohnheit, daß ich in Gesellschaften entweder den geringsten oder denjenigen, auf den die andern am wenigsten achten, gern zu meiner Unterhaltung erwähle, und ihn oft zu seiner eigenen Verwunderung zum allerliebsten Manne mache. Dazu gehört nun mancher Blik der feinsten Aufmerksamkeit, manches verbindliche Wort, und auch wohl ein unfreiwilliger Druk der Hand, der so weggleitet, ohne daß er förmlich

erwiedert werden soll. Wenn man aber alles dieses in ein großes Licht setzen, mich wegen jeder Bewegung gleichsam zur Rechenschaft fordern, und alle Schattirungen zu besondern Farben heraus heben wollte, so würde man, ich weiß nicht was, aus mir machen können.

Bei dem Herrn *** ist es jedoch nicht Mangel von Gefühl, sondern bloß die Begierde, in fertigen und witzigen Antworten zu glänzen, die ihn zu einer solchen Unbesonnenheit verführt. Er weiß wohl, daß ich eine entschlossene Witwe bin, die keinen Menschen und am allerwenigsten ihn an sich zu ziehen gedenket; er war überzeugt, daß dasjenige, was ich ihm sagte, bloß Gutheit und keine aufs Fangen ausgelegte Lokkung war; aber demohngeachtet führte ihn das Glük, meine beste Stütze zu sein, zu einer solchen Schilderung seiner Schwachheit, daß ich, um dem Gezier ein Ende zu machen, in die nächste Hekke griff, und, anstatt seines Arms, den ersten Krüppelstok in die Hand nahm.

Sie, meine Beste, haben mir oft geklagt, daß es ein wahres Unglük für die Gesellschaften sei, auch selbst einem Freunde nicht alles sagen zu dürfen, was man für ihn fühlt. Ich habe aber die Wahrheit dieser Klage niemals so lebhaft empfunden als damals. Wenn ein Freund nicht einmal die aufrichtigen Ergießungen der Freundschaft von der Liebe unterscheiden kann; wenn man auch gegen diesen noch etwas von dem, was man ihm gern

sagte,

ſagte, zurükhalten muß, um ſeine ruhende Eigenliebe nicht aufzuwekken: wie ſehr wird man denn nicht gegen einen Gleichgültigen mit jeder Gefälligkeit auf ſeiner Hut ſein müſſen! Das männliche Geſchlecht muß einen eignen Grad von Selbſtgefälligkeit beſitzen, um ſogleich jeden beifälligen Blik für einen verbuhlten Wink aufnehmen zu können!

Jedoch Ihren lieben Freund nehme ich davon aus; das verſteht ſich. Dieſen kann man ſogar mit der Wahrheit ſchmeicheln, ohne daß er ſich feierlich dagegen verwahrt. Er fühlt, was man ihm angenehmes ſagt, mit Beſcheidenheit und Zärtlichkeit, und erwartet ſeine Gelegenheit, um uns eine eben ſo warme Empfindung abzulokken; oder er ſchmeichelt in Thaten, und läßt von ſeiner Erkenntlichkeit noch immer mehr errathen als man davon ſieht. Von der Nothwendigkeit des gegenſeitigen Gefallens in den menſchlichen Geſellſchaft, überzeugt, legt er einem vertraulichen Drukke nicht mehr bei, als darin liegt; und weiß wohl, daß auch die ſanft getroffene Eigenliebe ſich unterweilen durch einen Blik verräth, den man der Liebe zuſchreiben könnte. Nie beläſtigt er dieſe ſüßen Ausbrüche der menſchlichen Natur, dieſe für die Freundſchaft ſo wichtigen Schwächen, mit widrigen Vermuthungen; nie ſchrekt er unſer Herz durch eine witzige Antwort zurük, und wenn auch ein Zug von Liebe ſich mit einmiſcht: ſo iſt man doch bei ihm wegen einer augenblitlichen Empfindung über alle Auslegung ruhig.

Jedoch

Jedoch ich merke zu spät, daß ich über einen Text predige, anstatt Ihnen einen Brief zu schreiben. Verzeihung! Mein Unwille über einen Mann, der ein Kompliment höher aufnimmt, als es gemeint ist, und wohl gar einen sogenannten galanten Wettstreit sucht, war zu groß; er mußte Luft haben. Ich schließe Sie und Ihren lieben Freund zugleich in meine Arme, und bin alles, was Sie wollen, nur nicht Ihre ganz gehorsamste Dienerin. — — — —

J. Möser.

3.

Epistel an den Herrn Hofrath Pfeffel, in Kolmar. *)

Bald, wenn's der Vorsehung gefällt,
Werd' ich Dir gleich, mein lieber Pfeffel, werden;
Mir selbst erschaffen eine Welt,
Und nichts von allem, was auf Erden

Mich

*) Dieser Brief wurde zu der Zeit geschrieben, als der Verf. noch Hofnung hatte, mit seinem Freunde, Baron Wurmb, den gemeinschaftlich entworfenen Plan zu Errichtung eines Erziehungs-Instituts für Frauen-

Mich aufmerksam auf Menschen noch erhält,
Wird künftig noch zu Morgenträumen werden.
Wie Du umringt von muntern Knaben bist,
Werd' ich es sein von einem Mädchenkreise.
Wie glüklich! wenn das Ziel der Reise,
Auf der ich Dich zum erstenmal geküßt,
Nur endlich noch erstrebt nach Jahren ist!
Dann leert' ich doch den Beutel voll Dukaten,
Mein Eigenthum, zu Deutschlands Besten aus,
Und gehe, selbst, nicht leer an guten Thaten,
Aus dieser Herberg' einst heraus.
Dann, Pfeffel, will ich selbst vergessen,
Daß mir mein Sohn, mein trauter Günther, starb.
Mein Weib zum Schatten ward; indessen
Ich um die reiche Braut, die Menschenkenntniß, warb.
Wohlan! so laß die Vorwelt mich versühnen,
Die unter Seufzen und mit Fluch,
Verdammt, des Bischofs Eitelkeit zu dienen,
Zu jenem Schloss' die Steine trug.
Zwar ist ihr Wunsch: daß nur noch die Ruinen
Der Enkel sähe! fast erfüllt,

Weil

Frauenzimmer, auf dem Schlosse zu Grüningen, ausgeführt zu sehen. Um die in gegenwärtiger Epistel enthaltenen Anspielungen zu verstehen, wird die von diesem Schlosse im deutschen Museum v. J. 1779. B. 1. S. 486. gegebene Beschreibung hinreichend sein, weil die übrigen durch Noten erklärt sind.

Weil längst der Sturm durch halbe Fenster brüllt,
Die Käuzchen im Gehörsaal sich erkühnen
Am hellen Vermittag zu schrein,
Und Marder Audienz darin verleihn.

Was ihre Väter murrend bauten,
Das bessere der Enkel dankend aus;
Denn auf dem Platz, den Thränen einst bethauten,
Da halte nun der Enkel lachend Schmaus,
Wenn, itzt zum zweitenmal, mit Tüchern und mit Bändern
Geschmükt, hoch auf des Schlosses Thurm,
Der Tannenwipfel weht, und allen deutschen Ländern
Der Zimmermann zuruft: Es lebe Wurmb!

Der Saal, wo mit drei Hundert Rittern
Der Bischof, unter Becherklang
Und Doppelsinn, des Landes Mark verschlang,
Soll dann vom Tanz vergnügter Mädchen schüttern.
Im Zimmer, wo auf sammtbezognen Thron
Er einstens wie ein Gott gesessen,
Indeß am Fuß, der Armuth Sohn,
Der Stufen Staub hinabgefressen:
Da sprech' ich künftighin dem Uebermuthe Hohn;
Und lehr': Im Menschen nie den Menschen zu vergessen.
In jener Kammer, wo, von Strafen
Der Kirche und des Pabstes ungeschrekt,
Die schöne Müllerin ihn küssend sonst gewekt:

Da werden künftig Mädchen schlafen,
Die Amor selbst im Traume noch nicht nekt.
Vom Altan *), wo sein Schmeerbauch zum Verdauen,
Im Angesicht des Landes, Zeit sich ließ:
Da wollen wir das zweite Paradies
Bei Dankgesängen überschauen,
Und: guten Morgen! sagen zu dem Brokken,
(Der grad' auf unsern Tisch uns sieht)
So gut, wenn ihm zum Fuß das Maienglökchen blüht,
Als wenn er, wie mit Flor, durch seine Flokken
Der Mädchen schwarzen Huth bezieht.
Im Zimmer mit den astigen Geweihen
Der Hirsche, die der Bischof todt gehetzt,
Da werden Deutschlands Töchter jetzt
Sich sausterer Empfindung freuen.
Und aus der Marterkammer **), wo gerizt,
Geklemmt, gerekt, zermalmet ward mit Eisen,
Wer, von des Herzens Zeugnis unbeschüzt,
Oft, seine Unschuld zu beweisen,
Nur Thränen hatte: sollen izt
Die Mädchen die Gefangnen speisen.

Das

*) Er ist jetzt weggerissen und verkauft. Man übersah von ihm eine schöne fruchtbare Gegend; die Stadt Halberstadt im Vorgrunde, die Harzgebürge im Hintergrunde.

**) Der Verf. erinnert sich aus seiner Kindheit, noch einen gespikten Hasen und ähnliche Werkzeuge darin gesehen zu haben.

Das dreimal-hundert-Fuder-Faß *);
Die Orgel **), die selbst Siecher Lebensgeister
Zum Tanze trieb; der Pinsel welscher Meister ***),
Der alles treulich mahlte, was
Ovid einst sang, und eines Bischofs Kitzel,
Stumpft er sich ab, von neuem schärfen kann;
Und seiner Bildner nakkendes Geschnitzel —
Lokt Reisende zwar nicht mehr an.
Doch unser Mädchenhaufe wird ihn lokken.
O Fremdling! wenn ein Herz in deinem Busen schlägt,
Im Kopf Gehirn: So sieh: Ist's eine Schicht von Dokken
Auf Drath, zum Anschaun ausgelegt?
Ist's eine Spieluhr mit zwei Dutzend Glokken,
Ein tönend Erz, so lang der Hammer schlägt?
Ein Klöppelpalt, ein Spinnerokken,
Der bei dem Worte: Hexen auf dem Brokken!
Gleich Flachs vom Winde, sich, erschrokken,
Von Furcht schon hin und her bewegt?

*) Der König hat dies ungeheure Faß dem Dohmdechant, Freiherrn von Spiegel, geschenkt, auf dessen Spiegelbergen bei Halberstadt es jetzt liegt.

**) Die St. Martins-Gemeinde zu Halberstadt erhielt sie vom Könige zum Geschenk, aber sie thut in dieser letztern Kirche, die inwendig sehr verbaut ist, nicht mehr die vorige Würkung. Das Werk wurde für eins der besten in Deutschland gehalten.

***) Auch diese Gemälde (bis auf die schon verdorbenen Frescostükke) sind abgerissen und verkauft. Sie waren weit schätzbarer als die Figuren von Gips und Holz.

Ich hoff' es nicht. Ich ward aus Wahl ein Lehrer,
Um Töchtern das zu sein, was Pfeffel Söhnen ist;
Nicht ein Despot, Zuchtmeister, Freudenstörer,
Bei dem das Kind Gott selbst sogar vergißt.
Sag, Fremdling! — Alle stehn sie hier! —
Sag, welche dieser Töchter traten
Mir Eltern ab? und welche sind wohl mir?
Verräth's nicht Aehnlichkeit der Züge etwa dir:
Die Liebe wird dir's nicht verrathen.
Sieh! wie sie meinem edlen Freund'
Ein jedes Wort vom Munde stehlen,
Und ihn, sobald er schweigt, vereint,
Mit Streicheln und mit süßen Worten quälen,
Von seinem Schmetterling noch etwas zu erzählen!
Wird Eins von ihnen je dein Weib:
O Fremdling! dann wirst du uns danken
Für jeden kleinen Zeitvertreib,
Den sie für dich erfinden wird. Ihr Leib
Wird nie mit ihrem Geist um eine Haube zanken;
Sie wird, bei dir, auf einer Rasenbank
Rund überwölkt von Geißblatsranken,
Nicht über Kopfschmerz klagen vom Gestank
Der Blüthe; nicht vom Abendthau erkranken;
Nicht jedem Betteljungen gleich
Ein Goldstük in die Hand, noch naß von Zähren, drükken;
Wird nur belesen sein für eure Freund' und Euch,
Mit andern Weibern aber — strikken.

O Pfeffel, ist dies bloß ein Ideal?
Ist's möglich uns, die Töchter zu erziehen,
Wie Du die Söhne; dann wird auch für uns einmal
Ein Körnchen von dem Weihrauch glühen,
Den auf der Dankbarkeit Altar
Für Dich so mancher Vater streut.
Und, glükt es nicht: — Ei nun! was Drang des Herzens war,
Das hat uns beide nie gereut.

Wird aber einst aus unserm Reise
Ein solcher starker zweigevoller Baum,
Als Du zu Deinem und zu Kolmar's Preise
Gepflanzt hast: (Laß mir diesen Traum!)
Dann werd' ich heitern Bliks nach dem Gewölbe *) sehen,
Das braver Väter Asche dekt;
Denn, wann es einst auch meinen Staub verstekt,
Bleibt eine Mutter noch vielleicht am Gitter stehen,
Und dankt, daß so ich ihr Geschlecht geliebt!
Ihr Mädchen aber sollt nicht nach dem Sarge sehen;
Schon lebend sah ich ungern Euch betrübt.

Gökingk.

*) Das Familienbegräbniß des Verf. an dem man vorbei muß, wenn man nach dem Schlosse geht.

4.

Ueber die 39 Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung.

(In Beziehung auf Nr. 326 und 332 in des Herrn Ritter Michaelis oriental. Bibliothek, 22sten Theils.)

Was ich hier über die an besagtem Orte vorkommende Recension meiner Schrift Jerusalem zu sagen habe, ist nicht der gewöhnliche Hader des Schriftstellers mit seinem Recensenten; es ist nicht Klage über Mißverstand oder geflissentliche Verdrehung, ungerechte Anmaßung, liebloses Urtheil, unbillige Schätzung u. d. gl.; Zänkereien, bey denen die Partheien sich immer mehr erhitzen, das Publikum aber sich auf beiderseitige Unkosten zu belustigen pflegt. Der Herr Ritter Michaelis hat in der eigentlichen Recension mich zu keiner Beschwerde dieser Art veranlasset, und wenn dieses auch wäre; so würde ich mich doch sehr hüten, dem muthwilligen Theile der Leser ein Possenspiel dieser Art zu geben. Also nicht ein Wort von allem, was der Herr R. über, wider oder für meine Schrift geurtheilt oder erinnert hat. Ich lasse alles dieses an seinem Ort gestellt sein, und erspare mir das, was ich etwa darüber zu sagen habe, auf eine andere Gelegenheit, wo es ohne Streitsucht, und Anschein von Rechthaberei wird geschehen können.

nen.

nen. Ich habe mich hier bloß gegen eine Anklage zu rechtfertigen, die der Herr Ritter wo nicht selber führet, doch andre zu führen veranlasset hat. Ich, der ich mich so sehr hüte, irgend einen meiner Nebenmenschen zu kränken, ich soll einen ganzen, in aller Absicht über mich erhabenen Stand, ohne alle Ursache und Veranlassung, verunglimpft und eines Verbrechens beschuldiget haben, dessen man den verworfensten Menschen, ohne die gültigsten Beweise, zu zeihen sich ein Gewissen machen sollte? Und ich soll dieses bloß in der Absicht gethan haben, um eine Beschuldigung, die man meinen Mitbrüdern zu machen pflegt, auf einen edlern Theil des menschlichen Geschlechts zurük zu schieben? Die Sache ist eigentlich diese:

Ich habe (S. 81. meiner Schrift) von den Männern auf Lehrstühlen und Kanzeln gesprochen, die so manchen Satz, den sie bei Uebernehmung des Amts beschworen, in Zweifel ziehen, auch von den englischen Bischöfen gesagt, daß sie die 39 Artikel des englischen Glaubensbekenntnisses beschworen, und die Vermuthung geäußert, daß sie solche wohl nicht mehr so unbedingt annehmen mögen, als sie ihnen vorgelegt worden. — Die Gelehrten Deutschlands, oder, wie sie der Herr R. beschreibt, gewisse Lehrer einer, wie sie wollen, verbesserten und vernünftigen neuen Religion, überläßt er ihrer eigenen Vertheidigung. Nur dasjenige, was die Engländer angehet, hat ihn zu folgenden Fragen

veranlaßt: "1) Ist es auch historisch wahr, "daß sie die 39 Artikel beschwören? Vom "Unterschreiben weiß ich, ob sie aber beschwören, "darnach erkundige ich mich eben. Zwischen Nicht"halten eines Versprechens und Meineid ist "doch wohl ein Unterschied. 2) Ist nicht in "England deutlich und öffentlich in Schrif"ten erklärt worden, was eigentlich diese Un"terschrift sagt, und wie sie verstanden werde? "Ich sage hier nichts gerade zu; sondern erkundige "mich darnach, und gebe die Antwort vielleicht in "einer Nachschrift."

Nun, die Antwort? Sie ist glüklicher Weise noch zu rechter Zeit angekommen, daß sie in denselben Theil, als eine Nachschrift, hat eingerükt werden können. Sie ist, wie der Herr R. M. versichert, von einem aus der hohen Englischen Geistlichkeit selbst, der ihm erlaubt, dieses zu sagen: "aber aus einer Ursache," setzt Herr M. hinzu, "die zu erwähnen für Herrn Mendelssohn em"pfindlich sein möchte, seinen Namen zu nen"nen verbittet." Ein wahres Räthsel für mich. Wie kann das mir empfindlich sein, zu wissen, wer der Mann ist, der mich eines bessern belehret? Würde die Hochachtung, die ich ihm in irgend einer Betrachtung etwa schuldig sein könnte, wohl dadurch vermindert werden? Daß doch bei so manchem vernünftigen Manne immer noch Sache und Person, Wahrheit und bürgerliches Verhältniß so

nahe

nahe beisammen stehen! Damit indeß niemand auf den Unrechten rathe, versichert Herr M. es sei nicht der Bischof von Londen, mit dem er wohl ehemals über die Unterschrift der 39 Artikel Briefe gewechselt hat. Es ist also ein andres Mitglied dieses in aller Betrachtung verehrungswürdigen Standes; und damit man auch die vierte Antwort besser verstehe, sagt Herr M. er habe unter andern Fragen auch die vorgelegt: wie sich bei dem Vorschlage (motion), die Unterschrift der 39 Artikel abzuschaffen, die Bischöfe im Oberhause selbst über den Sinn dieser Unterschrift erklärt hätten? Und nun liefert er die Antwort selbst, in der Note Englisch, im Texte aber Deutsch, weil nicht alle Leser englisch verstehen möchten. Sie lautet, wie folget:

"1) Keiner von der Geistlichkeit unserer Kirche, "vom höchsten bis zum niedrigsten, schwört auf die "39 Artikel. Die Bischöfe schwören nicht, sie "unterschreiben nicht einmal; aber da alle Geist"liche in den niedern Stufen bei der Ordination "unterschreiben, so ist freilich gewiß, daß jeder "Bischof auch einmal in seinem Leben unterschrie"ben hat.

"2) Daß alle Bischöfe von den 39 Artikeln ab"gehen, ist so weit von der klaren Wahrheit ent"fernt, daß ich, der ich sie alle kenne, doch nicht "mit gutem Gewissen sagen kann, daß auch nur "ein Einziger von ihnen abgeht. (Dies ist sehr "viel mehr," setzt Herr M. hinzu, "als ich S. 71.

"ge-

"geschrieben hatte; ich konnte nur von solchen Bi-
"schöfen reden, die ich kannte.)

"3) Die Meinungen sind ehedem verschieden
"gewesen: ob die Unterschrift der 39 Artikel bloß
"den Kirchenfrieden zum Zwek habe, und zu dessen
"Erhaltung die Verpflichtung auflege, keine neuen,
"davon abweicheuden Lehren vorzutragen; oder ob
"sie als volle Erklärung des innern Glaubens und
"Beistimmung mit jedem Artikel zu nehmen sei?
"Beide Meinungen haben große Männer zu Ver-
"theidigern gehabt, die erste aber scheint die allge-
"meinste zu sein.

"4) Der Vorschlag im Parlament, die Unter-
"schrift abzuschaffen, geschah nicht im Oberhause;
"und so konnte auch von den darin sitzenden Bischö-
"fen, als einem Theil der gesetzgebenden Macht,
"keine Erklärung gegeben werden, die als der Sinn
"von Kirche und Staate angesehen werden könnte.
"Im Unterhause hingegen, wo die Sache behandelt
"ward, sahen die geschiktesten Sprecher die Unter-
"schrift bloß als eine Einschränkung polemischer
"Schriftsteller und Prediger, zu Erhaltung des Kir-
"chenfriedens, an.

"Ich muß zu diesen Antworten noch hinzuse-
"tzen, daß Herr Mendelssohn vielleicht durch eine
"anonymische Schrift verleitet sein könnte, die zu
"einer Zeit heraus kam, da einigen Geistlichen ihre
"Unterschrift beschwerlich ward. Diese trägt die-
"selbe Entschuldigung der anders denkenden Geistli-

"chen

"chen vor, die Herr Mendelssohn anführt. Man "glaubte, sie wäre von einem alten würdigen Bi- "schof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte.

"Aber, was soll ich von Herrn Mendelssohn "denken, der aus einem so schwachen Grunde (wenn "er anders auch nur diesen Grund hatte) alle "Bischöfe, von denen er vermuthlich nicht einen "einzigen kennt, als Meineidige brandmarkt?"

Endlich setzt Herr M. hinzu: "Ich glaube, "Herr M. ist deutschen Schriftstellern gefolgt, "die dergleichen vorhin gesagt hatten, und das "ist für ihn Entschuldigung: nur ist diese harte und "unbillige Rekrimination gegen das Volk, das dem "Jüdischen Bürgerrechte geben sollte, und vorher "gewiß sein will; was lehren die Juden vom Eide? "eben keine Empfehlung."

Man siehet, beide, der englische sowohl als der deutsche Gelehrte, setzen als ausgemacht zum voraus, ich habe alle Bischöfe Englands als Meineidige brandmarken wollen; der Engländer, weil es ihm vermuthlich so vorgegeben worden, und der Deutsche? ich weiß nicht aus welcher Ursache; aber offenbar wider Besserwissen, wie ich in der Folge zeigen werde. Dieser will sogar von der Härte und Unbilligkeit, die ich, als einzelnes Mitglied der Judenschaft, bei meiner Rekrimination gezeigt, mißliche Folgen für meine ganze Nation besorgen.

Gesetzt nun, ich hätte mir eine solche Unbesonnenheit zu Schulden kommen lassen; was wollen

diese

diese Herren mit ihrem Unterschiede zwischen beschwören und unterschreiben? Würde ich mich wohl durch diesen Schein einer Entschuldigung haben beschämen und zurükweisen lassen? Sicherlich nicht! Jeder englische Geistliche, der ordinirt sein will, muß, nach Vorschrift der vaterländischen Gesetze, bei öffentlichem Gottesdienst die 39 Glaubensartikel der engländischen Kirche lesen, und, daß er deren Inhalt einen untrüglichen Beifall, ohne einige Ausnahme, gebe, mit lauter Stimme bezeugen; da denn einer oder zweene der Eingepfarrten mit ihm zugleich lesen, damit sie bezeugen können, daß er nichts ausgelassen habe. Dieses Glaubensbekenntniß muß er hernach, als einen Kontrakt, den er mit dem Vaterlande eingehet, und als eine Bedingung, unter welcher ihm das Vaterland Sold, Amt, Ehre und Würden verleihen kann, förmlich unterschreiben. Was fehlt einer so feierlichen Bekräftigung noch zu einem Eide? Etwa die gewöhnliche Formel: So wahr mir Gott helfe, durch seinen Sohn J. C.? — Warlich! so hätte der Herr R. M., ohne nach London zu schreiben, und eine hohe Geistlichkeit zu beschweren, immer auf den gesunden Menschenverstand hin voraussetzen können, daß man die Glaubensartikel mit dieser Formul nicht beschwören werde. Jedermann weiß, daß der Glaube an Gott und an J. C. mit zu den 39 Artikeln gehöre, und also wäre nichts lächerlicher, als

diesen

dieſen Glauben durch die Anrufung Gottes und ſeines Sohnes zu bekräftigen. Das hieße nach London ſchreiben, um zu erfahren, ob ein London wirklich vorhanden ſei? Das hieße durch einen Eid bekräftigen, daß man die Eide für unverletzlich halte; in einem Kontrakte feſtſetzen, daß Kontrakte gültig ſein ſollen. Man nennet dies in der Schule einen Zirkel im Beweiſen, und eine weiſe geſetzgebende Macht Englands wird ſich wohl gehütet haben, eine ſolche Ungereimtheit vorzuſchreiben.

Man ſetze nun, es ſei irgend ein Geiſtlicher gewiſſenlos genug, ein ſo feierliches Glaubensbekenntniß abzulegen, Amt, Ehre und Sold von ſeinem Vaterlande darauf anzunehmen, in dem Augenblikke ſelbſt, da er dem Bekenntniß in ſeinem Herzen widerſpricht; würde dieſes Verbrechen geringer ſein, als das Verbrechen eines Juden, der des Wuchers oder der Diebshehlerei angeklagt worden, und ſich durch einen falſchen Eid zu reinigen ſucht? Wird ſich jener noch mit der Entſchuldigung retten können, daß er nicht geſchworen; ſondern bloß bekräftiget und unterſchrieben habe? Ich muß geſtehen, daß meine Kaſuiſtik auf die Nadelſpitze nicht treffen kann, die hier noch einen Unterſchied machen ſoll. Wie kann eine Sache beſchworen werden, ohne welche jeder Schwur nichts bedeutet, ein wahres non ens iſt? Wenn alſo die Geſetze dieſen nicht des Meineides ſchuldig erkennen: ſo müſſen ſie ſicherlich ganz andern Grund haben, als die Hinweglaſſung einer

Formul,

Formul, die in diesem Fall offenbar ungereimt sein würde.

Daß nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, ist freilich sehr viel mehr, als Herr M. (S. 71.) geschrieben. Daselbst heißt es nur von manchen englischen Bischöfen, daß sie sehr orthodox sind; und daran habe ich wohl selbst nie gezweifelt. Wenn ich sage: zählet die Bischöfe alle, die von den 39 Artikeln abgehen; so ist dieses doch nicht eben so viel, als: die Bischöfe alle gehen von den 39 Artikeln ab? Warum stellet denn Herr M. die Sache vor, als wenn ich das letztere behauptet hätte, und wies nicht vielmehr den englischen Gelehrten zurecht, wenn mich dieser etwa mißverstanden hat? Ich glaube allerdings, daß manche Bischöfe des Oberhauses sehr orthodox sind; ja ich glaube, zur Ehre der Menschheit, daß sie es alle damals gewesen, als sie eingesetzt worden, und ihr Bekenntniß in den Schoos ihres Vaterlandes abgelegt haben. Daß aber in der ganzen Folge von Jahren, nach dieser Einsetzung, bei dem, von solchen Männern vorauszusetzenden, unablässigen Untersuchen und Forschen nach Wahrheit, noch itzt nicht ein Einziger Bischof von den 39 Artikeln abgehe, daß alle sie noch itzt so unbedingt annehmen, als sie ihnen damals vorgelegt worden; dieses hatte ich, mit so manchem rechtschaffenen Engländer selbst, aus wahrer Hochachtung für das Amt und den Untersu-

chungs-

chungsgeist dieser verehrungswürdigen Männer, geradezu verneinen zu müssen geglaubt. Ein Glük für die englische Kirche, daß man dieses anzunehmen, nicht zum vierzigsten Glaubensartikel gemacht hat. Mancher würde weniger Bedenken finden, die übrigen neun und dreißig, als diesen vierzigsten, zu unterschreiben.

Daß einige Schriftsteller in England behaupten, die 39 Artikel haben den Kirchenfrieden zum Zwekke, und diene bloß zur Einschränkung polemischer Schriftsteller, ist mir nicht unbekannt gewesen. Allein, ich wußte auch, was andre große Männer von diesem Vorgeben geurtheilt; wie nachdrüklich sie sich wider eine sogenannte Alliance between Church and State erklärt haben. Reime dieses Vorgeben, wer da kann, mit der feierlichen und wirklich eidlichen Versichrung, die jeder englische Geistliche bei der Einsetzung von sich geben muß:

> He promises, *the lord being his helper*, that he will be ready, with all faithfull diligence, to banish and drive away all erroneous and strange doctrines, contrary to God's word.

Reime dieses, wer da kann, mit der ausdrüklichen Erklärung des 5ten Canonis, in welcher es heißt:

> those to be excommunicated *ipso facto* who shall affirm any of these articles to be erroneous, or such as he may not with a good conscience subscribe to.

Wenn die Meinung, daß die Unterschrift keine Annahme und volle Erklärung des innern Beistimmens, sondern bloß den Kirchenfrieden zum Zwekke habe, wie der englische Geistliche behauptet, die Oberhaud zu gewinnen scheinet; wenn die geschiktesten Sprecher des Unterhauses selbst dieser Meinung sind, und deswegen den Vorschlag zur Abänderung des Tests von der Haud gewiesen haben; und wenn Eine hohe Geistlichkeit sich nicht für verpflichtet hält, die Sprecher des Unterhauses eines bessern zu belehren, oder eine ähnliche Bill von ihrer Seite in Bewegung zu bringen: so wird man wahrscheinlicher Weise auch diese anscheinende Widersprüche sich zu erklären, nicht schwer gefunden haben.

Ich kenne die namenlose Schrift nicht, die mich zu falschen Meinungen in Ansehung der englischen Kirchenverfassung verleitet haben soll. Wenn aber in England selbst diese Schrift einem alten würdigen Bischof, der die Abschaffung der Unterschrift wünschte, zugeschrieben wird, warum will man es denn einem Laien auf dem Kontinent, der auch die Abschaffung der Unterschrift wünscht, warum will man es diesem nicht vergönnen, auf ähnliche Gedanken gekommen zu sein?

Und nun zu der Frage: "was man von mir "denken soll, daß ich alle Bischöfe, von denen ich "vermuthlich nicht einen einzigen kenne, als Meineidige brandmarke?" Wenn ich auch diese hä-

mische Vermessenheit gehabt hätte, alle Glieder dieses erlauchten Standes mit dem schwärzesten der Laster zu brandmarken, und hierauf eine so gehässige Rekrimination zu gründen; so würde ich dennoch weit entfernt sein, mit Herrn R. M. zu besorgen, daß meine Thorheit meiner ganzen Nation zu einer übeln Empfehlung gereichen könne. Die großen Männer jener Nation, jedes Mirglied der gesetzgebenden Macht, das einst die Bill, meine Mitglieder zu naturalisiren, in Bewegung brachte und durchzuführen bemühet war, müssen über eine so triviale Denkungsart hinweg sein, müssen ohnehin den Grundsatz angenommen haben, daß die Fehler einzelner Glieder nicht der ganzen Nation anzurechnen sein; sonst würden sie der meinigen nimmermehr haben das Wort reden können.

Allein, ist es denn auch historisch richtig, frage ich nun auch auf meiner Seite, daß ich alle Bischöfe Englands, daß ich nur einen einzigen von der hohen oder niedern Geistlichkeit, irgend eine unter der Last der beschwornen oder unterschriebenen Glaubensartikel seufzende, vernünftige Seele, mit dem Meineide habe brandmarken wollen? Würde es nicht offenbar der ganzen Absicht meiner Schrift zuwider sein, wenn ich mir diese Lieblosigkeit hätte zu Schulden kommen lassen, und wie kann ich mich auf eine so handgreifliche Weise selbst widersprochen haben?

Der Inhalt meiner Schrift, ersten Abschnitts, gehet völlig dahin, zu beweisen, daß in Absicht auf Glauben und Nichtglauben keine Verbindlichkeit, kein Kontrakt, und folglich keine Beeidigung schlechterdings statt finde; daß die Freiheit zu denken, und das Recht, seine Meinungen zu ändern, auf keine Weise veräußert und einem andern übertragen werden könne. "Alles Beschwören und Abschwö-"ren in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinun-"gen," heißt es unter andern S. 87. "sind unzu-"lässig; und wenn sie geleistet werden, so verbinden "sie zu nichts, als zur Reue über den sträflich be-"gangnen Leichtsinn. Wenn ich itzt eine Mei-"nung beschwöre; so bin ich Augenbliks darauf "nichts destoweniger frei, sie zu verwerfen. Die "Unthat eines vergeblichen Eides ist begangen, "wenn ich sie auch beibehalte; und Meineid ist "nicht geschehen, wenn ich sie auch verwerfe." Man siehet, daß ich mit ausdrüklichen Worten den Mann, welcher von beschwornen Meinungen abgehen zu müssen glaubt (denn von dem Gewissenlosen, der in währender Betheurung ihnen im Herzen widerspricht, ist gar die Rede nicht), von der Schuld des Meineides schlechterdings losspreche, und ihm blos den Leichtsinn eines vergeblichen Eides anrechne, dem er aber nicht entgehet, wenn er auch seine Meinungen nicht abändert. Ich habe dieses im vorhergehenden aus Gründen der Vernunft zu erweisen gesucht; und sage sogar ausdrüklich,

lich, daß ich meiner Seits nicht vermessen genug wäre, über meinen Nebenmenschen den Stab zu brechen, selbst wenn er, bei veränderten Meinungen, noch fortfährt, die beschwornen Grundsätze öffentlich zu lehren; daß ich mir gar wohl Umstände denken könne, unter welchen dieses sträflich scheinende Betragen vor dem Richterstuhle Gottes gerechtfertiget werden könne. Ich berufe mich hier auf so manche würdige Männer auf Lehrstühlen und Kanzeln, auf so manche Bischöfe des Oberhauses, die mit mir gleicher Meinung sein müssen, indem sie sonst ihr Amt niedergelegt haben würden, um sich nicht selbst des gebrochenen Eides anzuklagen. Und eben diese Betrachtung giebt mir Gelegenheit, von einer andern Seite, in Klagen über die Oscitanz auszubrechen, mit welcher man ein veraltetes Gesetz noch immer fortwalten läßt; ob man gleich die Unstatthaftigkeit desselben einsiehet, und die traurigsten Folgen, zu welchen es führet, nicht nur vor Augen hat, sondern innerlich, in Geist und Gewissen, selbst empfindet. Ich sage: "Um der Menschlichkeit willen! bedenket den Erfolg, den diese Einrichtung bisher unter "den gesittetsten Menschenkindern gehabt hat. Zählet "die Männer alle, die eure Lehrstühle und eure Kanzeln besteigen, und so manchen Satz, den sie bei der "Uebernehmung ihres Amts beschworen, in Zweifel "ziehen; die Bischöfe alle, die im Oberhause sitzen; "die wahrhaftig großen Männer alle, die in England "Amt und Würden bekleiden, und jene 39 Artikel, die

"sie beschworen, nicht mehr so unbedingt annehmen,
"als sie ihnen vorgelegt worden; zählet sie, und saget
"alsdann noch, man könne meiner unterdrükten Na-
"tion keine bürgerliche Freiheit einräumen, weil so
"viele unter ihnen die Eide gering achteten!"

Man siehet, daß hier selbst, bei der sogenanten Re-krimination, nicht von Meineid (noch hat kein Eisenmenger selbst meine Mitbürger geradezu des Meineides beschuldiget), sondern bloß von Geringachtung der Eidschwüre, die Rede sei; und diese Beschuldigung der Geringschätzung, Unwerthachtung und Herabwürdigung der feierlichsten Versicherungen und Zusagen, diese Beschuldigung, sage ich, trift allerdings diejenigen, welche es einsehen, daß ein Bund auf Glauben und Nichtglauben, ein Eid auf Glaubensartikel vergeblich und also unzukäßig sei, und sich dennoch nicht weigern, ihn abzulegen; fällt mit gedoppelter Schwere auf diejenigen, welche den Druk eines beklemmten Gewissens selbst empfinden, und nicht alle Maaßregeln unterstützen, ja wohl gar alle Maaßregeln hintertreiben, durch welche man ihre Nebenmenschen von dieser innerlichen Unruhe zu befreien sucht. Zu einer solchen Rükklage glaube ich allerdings berechtiget zu sein; und hier rettet kein Unterschied zwischen Beschwören und Unterschreiben, wenn auch dieser in anderer Absicht bedeutender sein sollte, als er, meiner Einsicht nach, sein kann; rettet kein Behelf von Erhaltung des Kirchenfriedens, der mit der Chimäre von Erhaltung des Gleichgewichts

in

in Europa von gleichem Werthe sein, und so, wie dieser, nur das Gesetz des Stärkern begünstigen dürfte. Denn läugnen wird man es doch wohl nicht, daß diese Einrichtung, die Beeidigung oder Unterschreibung vorgeschriebener Glaubensartikel, wenigstens in unsern Tagen, die schädlichsten Folgen nach sich ziehe, daß sie den sogenannten Kirchenfrieden nur im Aeussern gleißnet, im Innern aber, in Geist und Wahrheit, den unseligsten Unfrieden hegt und nähret, und immer weiter unter dem besten Theil der Menschen ausbreiten muß.

Also, nicht Meineid; sondern Mißbrauch und Geringschätzung des Eides war es, was ich auf alle Männer auf Kanzeln und Kathedern zurükschob, die sich in dieser ängstlichen Lage selbst befinden, und nicht mit allen Kräften streben, die Einrichtung, die von so schädlichen Folgen ist, abzurathen, und von denen, die Macht in Händen haben, abändern zu lassen. Mißbrauch und Geringschätzung der feierlichsten Betheurung ist es, was ich noch itzt den Bischöfen des Oberhauses, die selbst am Ruder sitzen, vorzuwerfen mich erdreiste, vornehmlich denen, welche die 39 Artikel nicht mehr so unbedingt annehmen, als sie bei jener feierlichen Gelegenheit ihnen vorgelegt worden. Zwischen Vorwurf des Mißbrauchs und Geringschätzung der Eide, den man einigen Bischöfen macht, und Anklage des Meineides gegen alle ist doch wohl noch ein größerer und wesentlicherer Un-

terschied, als zwischen Beschwören und Unterschreiben der Glaubensartikel?

Daß der Engländer mich hat so sehr mißverstehen können, ist ihm sicherlich nicht zu verdenken. Er hat wahrscheinlicher Weise meine Schrift nicht selbst gelesen, und meine Absicht so nehmen müssen, wie sie in einem Berichte vorgestellt worden ist. Daß aber ein mir sonst so verehrungswürdiger Mann, als der Herr N. M. der meine Schrift recensirt, und also, wenn er es nicht, wie der gemeine Haufen der Recensenten macht, wohl wird durchgelesen haben, daß dieser Gelehrte den Mißverstand veranlasset, und selbst anzunehmen scheint, dieses ist mir in der That unbegreiflich.

Weit weniger hingegen befremdet es mich, daß Herr M. in dieser Recension, so wie bei allen Gelegenheiten, noch immer fortfährt, meine Nation der abscheulichsten Grundsätze, in Absicht auf die Eide, zu beschuldigen; obgleich Dohm, in dem zweiten Theile seiner vortreflichen Schrift, mit unwiderlegbaren Gründen und Zeugnissen, sie in den Gemüthern eines jeden billigen Lesers gerechtfertiget, und den Ungrund jener gehässigen Anklage hinlänglich dargethan haben muß. Gewisse Göttingsche Gelehrte scheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die jüdische Nation eingenommen zu sein, und obgleich das aufgeklärte Publikum seitdem zu menschlichern und tolerantern Gesinnungen gelangt ist; so beharren sie immer noch bei dem verjährten Wahn. So vieles auch die einzelnen Mitglieder der Universitäten, als Lehrer und

Schrift-

Schriftsteller, zur Aufklärung Deutschlandes beigetragen; so scheinen sich doch auf der hohen Schule selbst gewisse Nationalvorurtheile am spätesten zu verlieren. Selbst die gelehrten Anzeigen, die von jeher würdige Schriftsteller zu Mitarbeitern gehabt, und sich noch itzt durch Männer, wie M. H. M. F. u. a. in ihrem Ansehen erhalten, werden von manchem Recensenten, durch dergleichen vorgefaßte Meinungen, nicht selten verunstaltet. Schon vor 30 Jahren, als Lessing sein Lustspiel die Juden herausgab, hatte ein Recensent in denselben die allumfassende Menschenkenntniß, ihm entgegen zu setzen: es könne unter den Juden keinen ehrlichen Mann geben; und noch itzt, nach Verfließung solcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, da es beinahe kein Verdienst mehr ist, die Vorurtheile dieser Art abgelegt zu haben, tritt noch immer so mancher Vertheidiger derselben, wiewohl mit offenbarer Ohnmacht, in eben diesen gelehrten Blättern auf, giebt sich die vergebliche Mühe, die vortreflichen Ausarbeitungen eines Dohms herunterzusetzen, und ihnen so manche kahle Schreiberei vorzuziehen, welche die Vorurtheile wider die jüdische Nation wieder in Gang zu bringen suchet.

Moses Mendelssohn.

5.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe Dezember 1783. S. 542.)

Siebenter Brief.

Die große Kunst, den alten häßlichen Drachen,
Der uns zum Bösen versucht, sein Spiel ver-
lieren zu machen,
Ist guter Muth und Toleranz! *)

Diese Maxime, dünkt mich, wird im Ganzen sehr im Brandenburgischen geübt. Wahrer guter Muth findet sich hier beim gemeinsten Mann, und steigt so ziemlich bis zu den höchsten Ständen hinauf. Niedergebeugte Physiognomien, melancholische Gesichter, störrige verschloßne Gemüthsart ist hier gar nicht einheimisch, zumal in der Residenzstadt nicht. Sie wissen, als wir durch die Schweiz reiseten, wie uns da der Kontrast ekelhaft und widerlich auffiel, zugleich gesegnete Triften, die dem Bauren und Bürger wirklichen Wohlstand verschaffen, zu sehn, und dabei nur mürrische, stokstumme, untheilnehmende Menschen in unsern Trägern, Begleitern, Fuhrleuten, Gastwirthen, u. s. w. zu finden. Auch sah ich in

*) Neuer Amadis. Zwölfter Gesang. A. d. H.

in Deutschland viel von Natur bessere Länder, als Brandenburg, — und das ist nicht schwer — aber höchst oft die Bewohner niedergedrükt, freudelos, und entweder in düstre Schwermuth versunken, oder in laute Klagen ausbrechend. Von allen dem hier (im Ganzen) das Gegentheil! — Und woher das? Woher anders als durch die Regierung!

Wann werden doch Fürsten und Moralisten aufhören, die kleinern Ausbrüche der Denkungs- und Empfindungsart, die gute und üble Laune, den Frohsinn oder Trübsinn einer Nation für Kleinigkeiten und für gleichgültig anzusehen? Wann aufhören zu glauben, sie könnten durch Befehle, wie sie ihr Finanzsistem erheischt, und durch Lehrbegriffe, wie sie in ihrem Kompendium stehen, ohne Rüksicht auf diese sogenannten Kleinigkeiten, doch das Volk leiten, wie sie wollten, ihm doch Treue, Eifer, Industrie, Ehrlichkeit, Tapferkeit einflößen? Diese edlen Tugenden sprossen oft aus unansehnlichen Keimen, die der gemeine Beobachter übersieht; und gedeihen nur in einem Boden, der durch mannigfache oft schwer zu berechnende Umstände erst günstig gemacht sein muß. Oder, zur Ehre der Menschheit, vielmehr: sie sprossen und gedeihen allenthalben, wo nicht Hindernisse da sind, die aber viel tiefer liegen, viel stärker wirken, und viel anders sich äußern, als der sich einbildet, welcher die Menschen nicht kennt. Daß der große Haufen der Fürsten Deutschlands so wenig als der gemeine Haufen unsrer Moralisten die Men-

schen

schen kennt, ist in der Erfahrung gegründet, und der Natur der Sache nach kaum anders möglich. Aber wie ganz anders wird alles, wenn ein wahres Genie einmal den Thron besteigt, ein Fürst, ausgerüstet mit hellem Scharfblik, mit richtigem Studium der praktischen Philosophie und mit Kenntniß der Menschen sowohl aus der Geschichte, zumal der Landsgeschichte, als aus Erfahrung, in Heereszügen, auf dem Schlachtfelde, und auf wiederholten Reisen in seinem Gebiete! Ein solcher weiß doch etwas besser als jene, wie die Begriffe, die Neigungen und Leidenschaften eines Volks gar nicht von den Systemen der Schriftsteller abhängen, wie sie ihren eigenen Weg gehen, eigene Forderungen haben, und eigene Resultate hervorbringen. Vorzüglich aber weiß er, wie viel ein Volk mit freiem gutem Muthe werth ist, wie viel es ertragen kann, und was sich mit demselben ausrichten läßt.

Wer mehr Bekanntschaft mit diesem Lande, mehr philosophischen Beobachtungsgeist, und mehr Muße dazu hat, mag genauer untersuchen, woher beim hiesigen Volke der gute Muth entspringt. Ich kann Ihnen nur angeben, was mir sofort eingefallen ist. Oft angewandte Industrie, die große Hindernisse wegräumte, und bei unüberwindlich geglaubten Nöthen dennoch durchhalf, giebt Muth und Selbstvertrauen. Freiheit in der Religion verbannt die Kopfhängerei, das abergläubische Schrekken, und die bigotte Blödsinnigkeit, die sich eben so deutlich in der

Denkungs-

Denkungsart als auf den Gesichtern zeigen; dabei ist keine abgeschmakte, niederschlagende Zeremonie hier, kein Hinstürzen vor aufgestellten Muttergottesbildern, kein Niederfallen vor begegnenden Monstranzen, keine Prozessionen, wo Ehrliche mit starrer Mine des Aberglaubens, und Schurken mit verbissenem Lachen der Liederlichkeit herumziehn. Und was bei diesem Punkt das Wichtigste ist, und dies Land auch von andern protestantischen Ländern unterscheidet, hier ist keine Furcht vor einem geistlichen Tribunal, das zwar oft nicht Inquisition heißt, aber doch immer wahre Inquisition ist, also kein scheuer Blik bei Lustbarkeiten, keine Rükksicht auf den Herrn Pfarrer des Viertheils, der nächstens wieder zur Beichte treiben wird, keine Angst, daß ein freimüthiger, unbesonnener Ausdruk an Ehre und Gut und Leib und Leben schaden kann. Lauter Umstände, die manchen Protestanten in Deutschland so gut wie den Katholiken in Andalusien bange genug machen. *) Auch die politische Freiheit erhält hier den gering-

*) Bekannt ist das Faktum, daß im Jülich- und Bergischen der lutherische Inspektor Westhof die Leute durch priesterliche Gewalt in die Kirche hinein, und zum Abendmal hinbannen wollte; bekannt daß einigen betrunknen lutherischen Bauren im Sulzbachschen, wegen einiger Ausdrükke, die man freilich unter wolgezogenen Leuten nicht häufig hört, ein Blasphemienprozeß, der auf Leib und Leben geht, angehängt ist.

geringsten Mann dreist, und fast trotzig. Kein Vornehmer kann hier so leicht drükken, weil der Zugang zum Könige durch nichts versperrt ist. Jedes Bettelweib beschwert sich über die angesehensten Kollegien, als über ungerechte Richter, und wird immer geduldig gehört, und geduldig abgewiesen, ohne für ihr ungezogenes ungegründetes Querulliren bestraft zu werden. Befehle von ganzen auch den ehrwürdigsten Kollegien, ja selbst vom Departementsminister unterschrieben, werden, ehe sie als Gesetze gelten, nicht bloß frei und dreist beräsonnirt; sondern die Unzufriedenen bestürmen den Monarchen dagegen mit Vorstellungen und Bittschriften. So war, aufrichtig geredet, der Gesangbuchslärm nicht sowohl ein Beweis von tiefem Aberglauben hier als in andern Provinzen, wo solche Einrichtungen ohne Widerspruch durchgehen, als vielmehr von größerer politischer Freiheit.

Der mehrste gemeine Mann und Bauer ist Soldat gewesen, oder ist es noch; und dieser Stand (ich weiß wahrlich genug, was man gegen ihn sagen kann, aber man betrachte doch auch jede Sache von allen Seiten!) dieser Stand giebt eine gewisse Adresse, dabei Bekanntschaft mit Gefahren, Umgang mit Höhern, Gelegenheit zu mancherlei Kenntnissen, und einen trotzenden Muth. Zu den edlern Quellen gehört noch: die vortrefliche Justizpflege, die unpartheiisch dem Bauern gegen den Edelmann, dem Privatmann gegen den Minister, und dem Unter-

than

than gegen den König Recht spricht. *) Imgleichen die menschliche, weise und höchstwirksame Gelindigkeit der hiesigen Gesetze. Oft mildert der König noch die Urtheile, zumal in Dingen, die ihn Selbst betref-

*) Der König hat Selbst laut und öffentlich genug erklärt, daß in Justizsachen ihm ein Bauer so viel gelte, als ein Prinz; und sicherlich beobachteten die Gerichtskollegia, auch schon vor dieser Erklärung, diese Unparteilichkeit. Daß selbst das Ansehn des höchsten Justizministers in Rechtssachen keinen Einfluß hat, beweist das ruhmwürdige Erkenntniß des Berlinschen Kammergerichts, welches neulich im historischen Portefeuille bekannt gemacht worden. Und endlich sind in Berlin die Geschichten, wo gegen den König Gerichtsurtheile gefällt worden, bekannt genug, ob sie gleich nicht in den Zeitungen stehen, und kein besoldeter Hofpoet sie besingt. Eine der glänzendsten ist die, welche ich bereits vor 10 Jahren hier hörte. Der König führte mit einer verwittweten Edelfrau nicht weit von Berlin einen Prozeß wegen der Grabung und Verkaufung von Kalksteinen. Das königliche Amt, wo Kalksteine gebrochen werden, gränzt nemlich an jenes Landgut, wo sich noch ein Fortsatz der Kalkberge findet. Während des Prozesses befahl der König seinen Schleusenwärtern an dem Kanal, der von diesen Kalkbergen in die Spree leitet, für die adelichen Schiffe, wenn sie Kalk führten, die Schleuse nicht zu öfnen; damit der königl. Kanal nur königlichen Schiffen zu gute käme. Die Edelfrau beschwerte sich hierüber beim Kammergericht; dies erkannte sofort für sie, befahl den Schleusenwärtern, auch diese Schiffe durchzulassen; und als diese königliche Bediente sich wegen des erhaltenen königlichen Befehls schlechterdings dies zu thun weigerten, schikte das Kammergericht seine armatam manum hin, und zwang jene, ihren Rechtsspruch zu vollziehen.

betreffen; aber man erkennt hier auch schon milde genug, und er braucht Gottlob! nicht die Strafe eines Raubes von einem Dukaten an Werth auf ewiges Zuchthaus und Gefängniß herabzusezzen, wie Sie in allen Zeitungen lesen werden, daß itzt der wahrhaft gütige Kurfürst von Sachsen gethan hat. *)

Wer bleibt auf der allein richtigen Mittelstraße stehn? Und so finden Sie denn auch hier, bei dem freien Sinn und gutem Muthe, Mangel an Nachgiebigkeit gegen Alter, gegen Ansehn, gegen Verstand;

*) Im Sächsischen hatten zwei Bauren einen dritten auf der Landstraße überfallen, und ihm noch nicht für einen Dukaten an Werth abgenommen; hatten ihm das Geld auch schon wieder erstattet; und wurden nun ein ganzes Jahr auf hartem Strohlager an Ketten geschlossen; ihre Häuser und Aekker wurden verkauft, folglich ihre Weiber und Kinder bettelarm, damit die Gerichtskosten bezahlt würden; und am Ende erschien das Urtheil von zwei Fakultäten gesprochen (Wittenberg und Leipzig), und dies forderte Schwerdt und Rad! Der Prediger Hoppe wagte eine Fürbitte beim Kurfürsten selbst, und so geschah die obenerwähnte Milderung. Alle öffentliche Blätter priesen, und mit Recht' die menschenfreundliche Milde des Fürsten, aber keiner dachte daran, (selbst der itzige Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit nicht einmal!) öffentlich zu sagen, daß solche barbarische Gesetze — barbarisch wären; und daß man zu barbarischen Gesetzen keiner gelehrten Fakultäten bedürfe; daß endlich die Aenderung des Hauptübels nothwendig sei, um nicht immer die Freimüthigkeit eines Landgeistlichen, und die Milderung des Regenten nöthig zu haben.

ſtand; Sie ſinden tollen, alles unternehmenden Troz; Leichtſinn, der nichts Edles, nichts Heiliges mehr achtet; wahre ſchamloſe Frechheit; thörichte Einbildung auf eigene Kräfte; und dergleichen mehr. — Aber, mein Freund, worin wir in unſern Spekulationen einig geworden ſind, das beſtätigt ſich mir hier durch den Augenſchein: erſtlich, daß dieſe Fehler aufs reichlichſte durch das große Gute, das aus derſelben Quelle kömmt, überwogen werden; zweitens, daß ſelbſt auch dieſe Fehler hier nicht ſo häufig ſind, als in den Ländern, wo jenes Gute nicht Statt hat. O wenn ich doch izt (was ich, ein Deutſcher, ſonſt wahrlich nicht ſein oder ſcheinen möchte) ein Franzoſe, und dabei ein Schriftſteller, wie Raynal, Mercier oder Voltaire wäre, um die Wahrheit laut und wirkſam ins Ohr aller Fürſten, aller Fürſtenkinder, und derer, die ſie bilden, zu rufen: Gebt dem Volke ſo viel theologiſche, moraliſche und politiſche Freiheit, als nur immer möglich iſt; dann wird euer Volk thätig, aufgeklärt, froh, muthig, treu, tapfer, wohlhabend, mildthätig, und wahrhaft glüklich ſein!

Achter Brief.

Zu meinem vorgeſtrigen Briefe nur noch dies. Denken Sie Sich nach meiner Schilderung izt bei dem gemeinen Brandenburger nur nicht das komplimentenreiche Weſen, die ekelhafte Schwazhaftigkeit,

das unbedeutende Lächeln, die süßliche Faselei, und die weibische Bedachtlosigkeit, die uns mannichmal bei einigen gemeinen Juden, Franzosen, Sachsen, Schlesiern und Wienern beleidigte. Des Brandenburgers freier Sinn, guter Muth, und frohes Herz steht gerade mitten inne zwischen dem stummen tölpischen, groben Wesen der niedern Klasse im nördlichen Deutschland, und dem itztgenannten Extrem. Alles ist hier thätig, dabei nicht sklavisch, nicht übertrieben demüthig; im Ganzen ist man mehr ernsthaft, als laut lustig, und ganz und gar nicht schwatzhaft.

Nikolini peitschte seine Pantomimenbuben bis aufs Blut, damit sie possirliche Schwänke machten, worüber das ganze Schauspielhaus vor Lachen erbebte; und die französischen Generalpächter und die dortigen Auflagen haben mehr lustige Vaudevilles, und drollige Epigrammen hervorgebracht, als alle gut pensionirte Dichter von Europa je machen könnten. Der hiesige frohe Muth scheint hingegen das Resultat von Nachdenken, männlicher Thätigkeit, ziemlich vieler Freiheit, guter bürgerlicher Sicherheit, und etwas Leichtsinn zu sein.

Ueber das Spekuliren und Räsonniren des gemeinen und mittlern Standes hier würden Sie Sich sehr wundern. Es giebt ungemein gescheute Leute unter Bürgern, Handwerkern, Soldaten, die scharf und richtig nachdenken, und sich sehr treffend ausdrükken. Es ist eine Lust, mit diesen Leuten zu sprechen,

chen, nicht bloß über ihr Gewerbe, sondern auch über Moral, Religion und Politik. Das macht der Umgang mit allerlei Menschen, der gute Muth, und die hier herrschende Freiheit. Sie kennen ja aus dem Deutschen Merkur den braven Schuster Meister Thomas, und es giebt wahrlich ihrer mehrere hier. *)

Die Thätigkeit und Industrie äußert sich hier freilich zuweilen auch etwas lächerlich. Es giebt eine Marionettenbude, wo statt der Drathpuppen lebendige Kinder spielen, weil sie wohlfeiler sind. Eine Frau lieset auf einer Brükke für einen Dreier dem neugierigen Publikum die Zeitungen vor. Straßenjungen holen sich, als wären sie von irgend einem Gelehrten geschikt, die Meßkatalogen der Buchhändler zusammen, um sie als Makulatur in Butterläden zu verkaufen. Jede Exekuzion wird berechnet, wovon ein eigener Stadtpoet lebt; der, im Fall es ihm an armen Sündern mangelt, seine Zuflucht zu den schwimmenden Batterien, zu der Reise des Pabstes nach Wien, und zu den hier verstorbnen Generalen nimmt. Zu geschweigen der Wahrsager, Bekehrer, Kuhdoktoren, Wochenschriftsteller, Anleger von französischen Pensionsanstalten, Stifter von Aussteurungsgesellschaften, und mehr dergleichen. — Wahren Witz hab' ich hier oft im

*) Man sehe den Deutschen Merkur 1782 Januar; und die Berlin. Monatsschr. 1. Jahrg. 1. B. S. 291. A. d. H.

Ausdruk des gemeinsten Pöbels bei heftiger Leidenschaft gehört: lang ausgesponnene Flüche, Dialogen von Schimpfwörtern, und Ergüsse von bittrer Galle, die werth wären im Shakespear zu stehen.— Die feinere Welt ist mehr abgeschliffen, und sich allenthalben mehr gleich. Also kein Wort mehr davon. Nun aber einmal ein Wort wieder von Ihnen — u. s. w. *)

Neunter Brief.

Um wieder auf meinen Vers aus dem Amadis zu kommen, noch ein Wörtchen von der Toleranz in dem Sinne, wie sie Wieland ohne Zweifel hier nimmt; von der theologischen ein andermal.

In großen Städten tolerirt man einander mehr; d. h. keiner bekümmert sich so sehr um den andern. Man kennt seinen nächsten Nachbar, und sehr oft seine Hausgenossen, nicht; der Ton ist allgemein freier, und keiner genirt sich so sehr. Wir kennen ja, lieber R*, die Reichsstädte, wo jeder ansässige Mann mit der halben Bürgerschaft verwandt ist, wo er bei jedem Schritte bedenken muß, was die Nachbarn, was der Herr Gevatter, und die Frau Base, und die heilige Klerisei dazu sagen wird. Nicht so hier! Daher giebt es hier bei weitem mehr Origi-

* Die Ungleichheit der Briefe rührt daher, weil man aus denselben alles weggelassen, was nicht Berlin angeht. A. d. H.

Originalcharaktere, als Deutsche sonst selbst gewöhnlich von Deutschland zu vermuthen pflegen. — Freilich bekümmert man sich auch hier um Stadtgeschichten, und die Chronique scandaleuse läuft so beflügelt, wie irgendwo, die Häuser durch; woher käme sonst auch Menschen- und Welt- und eigne Landeskenntniß? Nur der Ozean des Stadtgeredes, der freilich aus lauter Tropfen besteht, macht doch jeden einzelnen Tropfen bald unbemerkbar. Auch muß man schon etwas ungemein auffallendes thun, um der Ehre zu genießen, 14 Tage durch der Gegenstand des Gesprächs in einem Klub, einer Tabagie, oder Assemblee zu sein. Und endlich nimmt mans hier keinem übel, wenn er sich so ziemlich über dies Gespräch hinwegsetzt.

Hierzu kömmt noch, daß die mehresten Einwohner Berlins wirklich wenig Muße haben. Jeder ist zu beschäftigt für sich, als daß er viel an den andern denken könnte. Die königlichen Bediente haben alle erstaunlich viel zu thun; denn ein Departement, das anderwärts an 100 Arbeiter hat, besteht hier gemeiniglich aus 20 Männern, und die Arbeiten müssen unter dem exakten Könige mit der größten Schnelligkeit gehn. Man weiß in ganz Deutschland, daß kein Fürst besser bedient ist, und keiner geringer bezahlt, als der König von Preußen. Aber der Ehrgeiz Ihm zu dienen, und die Möglichkeit, einen Lobspruch von Ihm zu erhalten, treibt etwas eifriger an, als 100000 Fl. Gehalt.

Daß der König die einmal festgesetzten Gehalte nicht erhöhet, dünkt mich, ist sehr weise; denn wo sollte endlich die Erhöhung aufhören? Warum soll er sich hierin nach den veränderten Umständen richten, und nicht vielmehr die Menschen veranlassen, die Umstände nach sich einzurichten? — Die geringen Besoldungen verhindern nicht bloß die ekelhafte Schwelgerei, und den übertriebenen Luxus; sondern auch schon deren Quelle, den Müßiggang. Denn so sehr jedes Geschäft auch schon seinen Mann erfordert, so giebt es doch wenig königliche Bediente, die nicht mehr als ein Amt bekleideten; geschweige der vielen, die durch andre Nebenarbeiten, z. B. litterarische, sich eine Erwerbsquelle öfnen. Nur hierdurch wird dem Luxus vorgebaut; und daher können auch die andern Bürger, die von eigenen Spekulationen und Gewerben leben, nicht so ganz bequem reich werden.

Wie gesagt, alles dies vermehrt die Thätigkeit; giebt aber, um aufrichtig zu sein, den hiesigen Einwohnern einen Schein von Inhospitalität, die im Grunde ihnen nicht eigen ist. Vorzüglich habe ich Fremde, die erst seit einiger Zeit hergezogen waren, darüber klagen hören. Natürlich kann man in einer so großen Stadt sich nicht so sehr angelegentlich um jeden Bekannten bekümmern. Große Gastirungen, und tagtägliche Lustpartien giebts hier für gewöhnlich nicht. Und besucht man unvermuthet jemand, so sieht man ihm freilich oft an, was auch

immer

immer der Fall ist, daß man ihn in einer Arbeit störte, die er gleich nachher wieder anfangen wird, und daß es ihm an Zeit fehlt. Alles dieß zusammengerechnet mit der Klugheit durch ausgebreitetere Erfahrung, der Feinheit, die die große Welt giebt, und der Zurükhaltung, die jeder Mensch von Anstand gegen einen Fremden haben sollte, hat Berlin den ungerechten Vorwurf von manchen durchreisenden Enthusiasten zugezogen: Man sei hier kalt, empfindungslos, und nicht herzlich. Daß man hier wahrer inniger Freundschaft fähig ist, weiß ich so sehr, daß mein Herz es nie vergessen wird; und Sie wissen es aus den Namen meiner hiesigen Freunde, die ich Ihnen schon oft geschrieben habe.

Von dem leichten gefälligen Umgang der mittlern, und der vornehmern Welt, schreibe ich Ihnen ein andermal ausführlicher. So human, so entfernt von aller Etikette sind nirgends die Großen des Landes, die Minister, und die Prinzen. Von den leztern nenne ich Ihnen izt nur, die, welche ich genauer kenne, die braunschweigischen Prinzen im hiesigen Lande: Herzog Friedrich in Berlin, und Herzog Leopold in Frankfurth an der Oder; beide so gut und menschlich, so scharfsinnig und aufgeklärt, und vorzüglich so ganz über alle Steifheit kleinerer deutscher Fürsten erhaben, als Liebe zu den Wissenschaften Edle Herzen nur immer bilden kann. — —

(Die Fortsetzung künftig.)

6.

Doch eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder; christliche Bakchanalien in der Christnacht betreffend.

Der rechtschaffne und unpartelische Mann, welcher im Dezember vorigen Jahres Ihrer Monatsschrift den Aufsatz über den verstorbenen Ziehen geliefert hat, verbittet zwar alle fernere Anfragen. Auch verlange ich nicht mit meiner Unbescheidenheit seiner vorsichtigen Zurükhaltung wehe zu thun. Mich dünkt, ich weiß genug über Ziehens Weissagungen, um niemand mehr mit Fragen über den Weissager zu beschweren. Er glaubte, die Zukunft voraus wissen zu können; das war ja schon schlimm genug. Wer wollte das noch Schlimmere von ihm denken, er sei ein Betrüger gewesen? Dahin geht die Vertheidigung; aber, so viel ich weiß, ist keine einzige Anklage dahin gegangen. Nein, Ziehen war gewiß eben so ehrlich, als im sechszehnten Jahrhundert Magister Johann Stöfler und Michael Stiefel waren, die aber damals noch etwas kräftiger auf die Gemüther der Menschen würkten. Der erste, ein weltberühmter Astrolog, verkündete auf den Februar 1524 eine allgemeine Sündfluth; Kaiser Karl V. mit seinen Hofleuten zitterte; in Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, Dännemark,

mark, Schweden, und Norwegen war die Furcht allgemein; in Frankreich verloren mehrere aus Angst darüber, den Verstand; es wurden allerlei Vorkehrungen wegen des bevorstehenden Unglüks gemacht, besondere Schiffe dazu, und sogar Archen, gebaut: — bis endlich der gefürchtete Monat glüklich vorüberging. Doch sank der Glaube an die Astrologie nicht; und der Mathematiker und Arzt Milich berief sich sogar 1535 auf das Jahr 1524, wo es, der Stöflerschen Prophezeihung zufolge, doch wenigstens stark geregnet hätte. Stiefel, ein guter Rechenmeister, und Prediger bei Wittenberg, hatte aus zwei und zwanzig Gründen entdekt, daß das Ende der Welt Montags den 3. Oktober 1533 Morgens um 8 Uhr kommen würde. Die Bauren ließen ihre Arbeit liegen, verkauften und verschenkten ihre Häuser und liegenden Gründe (wie er selbst es auch mit seinem Hausgeräth und Büchern machte, — ohne Zweifel um derer zu spotten, die etwas im Tode so unnützes noch annahmen); und thaten sich vor ihrem Ende noch was zu gute. Aus Brandenburg und Schlesien und entferntern Provinzen strömten Haufen gläubiger Seelen zu ihm; er hatte die letzten Tage nichts anders zu thun, als den ganzen Tag Beichte zu sitzen; und bestieg endlich am 3. Oktober die Kanzel, um so mit seinen Zuhörern den jüngsten Tag abzuwarten. Aber die Stunde und der Vormittag verging, und die leeren Magen erinnerten die Gläubigen, daß sie noch lebten, so wie die leeren

Häuser und Scheunen ihnen sagten, daß sie zu leichtgläubig gewesen. Sie rissen den guten frommen Mann von der Kanzel, banden ihn, schleppten ihn so nach Wittenberg, und fingen den gerechtesten Prozeß um Schadloshaltung, der je geführt worden, gegen ihn an. Nur Luther besänftigte noch die aufgebrachten Gemüther; und der beschämte Rechner bekam eine Dorfpfarre nahe bei Königsberg in Preussen. *) — Ich weiß, wie sehr und wie gerecht man über den zunehmenden Unglauben klagt; aber mich dünkt doch, es war gut für die Bewohner des Harzes, und auch gut für Ziehen, daß man nicht völlig so gläubig mehr ist.

Wie gesagt, die Sache mag meinetwegen ruhen, sowohl für die, welche über Weissagungen lachen, als für die, deren allzeit fertiger Glaube nur darauf wartet, daß eine neue bekannt gemacht wird. Die Frage, die ich itzt thun will, und die ich hier dem würdigen Ungenannten zu thun wage, betrift etwas anders, obgleich nebenher auch den verstorbenen Ziehen. In einem nicht unbekannten deutschen Journal, in Magister Johann Ernst Fabri's geographischem Magazin steht (1 Bandes Heft 4, S. 439, 440.) ein Faktum von Zellerfelde, welches mir unglaublich vorkömmt; wovon aber, als namentlicher Erzähler, Herr Borhek, itzt Rektor zu Bielefeld, genannt wird. Mir scheint wenig-

*) Man sehe Möhsens Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg (1781, 4.) S. 410—428.

wenigstens die Sache wichtig genug, um, wenn das Faktum falsch ist, einen Widerspruch von einem Zellerfelder zu erfahren; und ist es wahr, um so lange öffentlich erzählt zu werden, bis Ministerium und Magistrat in Zellerfelde sich verbinden, es endlich unwahr zu machen, oder bis wenigstens sich dort keiner mehr untersteht, zu sagen, die christliche Religion trage zur größern Sittlichkeit bei. Denn in einer christlichen Kirche, so lautet die Erzählung, in einer Predigt, die zur Feier der Nacht, worin Christus geboren worden, gehalten wird, geschieht alljährlich folgendes. Der Gottesdienst ist in der Christnacht um 4 Uhr, die ganze Kirche ist erleuchtet, es wird musicirt und lateinisch gesungen, wobei die Sänger als Engel angekleidet sind, in weißen Hemden mit grünem Bande. Diese Herrlichkeiten lokken den Pöbel aus den benachbarten Bergstädten hin, der, um sich gegen die Kälte zu schützen und um das Christfest zu begehen *), sich reichlich vorher mit Brandtewein versieht; die Kirche ist gepfropft voll, und der Lärm so groß, als wenn die Trommeln eines ganzen Regiments auf ein-

*) So feiert auch der englische Matrosenpöbel das Christfest mit Völlerei, wenn auch an der beschwerlichsten Stelle einer Seereise, in den unbekanntesten und gefährlichsten Gegenden, wie man unter andern aus Forsters Reise um die Welt sieht. So z. B. (Th 1. S. 77.) einmal mitten unter den fürchterlichsten Eisbergen gegen den Südpol, mit welchen sie fast umringt waren.

einmal schlagen. Der entsetzliche Dampf von Brandtewein erfüllt die Kirche und erstikt fast den Prediger. Herr Borhek, der wegen des erstaunlichen Geräusches doch nicht reden konnte, stand auf seiner Kanzel still und sah auf den Unfug der Gemeine herab. Brennende Lichter, die das besoffene Volk von den Leuchtern riß, flogen in der Kirche umher. Bei einigen operirte der im äußersten Uebermaaß genossene Brandtewein mit Honigkuchen von oben und unten. Andre wälzten sich schamlos mit den mitgebrachten Weibspersonen in der öffentlichsten Unzucht herum, als wär' es ein Tempel der Venus in Cypern gewesen *). Das habe er mit eignen Augen gesehen. Endlich ward es auf einige Minuten still; und Herr Borhek, der lange gewünscht hatte, zu Worte zu kommen, sagte nun: Er hätte geglaubt, vor einer christlichen Versammlung zu predigen, sähe aber itzt, daß er keine Christen, sondern ärgere als Heiden vor sich hätte u. s. w. Einer aus dem Haufen rief dagegen zur Kanzel hinauf: Warte, komm nur herunter, so soll dich das Donnerwetter regieren! Er mußte also oben stehen bleiben, bis sich der ganze Haufen verlaufen hatte. — So der Pöbel. Und wie die Vor-

*) Bei dieser Gelegenheit sagt eine Note (S. 439 des geograph. Magazins), daß auch an andern Orten Deutschlands in derselben Nacht in christlichen Kirchen die höchste fleischliche Unzucht getrieben wird. Die Sache wäre der Untersuchung und öffentlichen Bekanntmachung gewiß werth.

Vornehmern? Herr Borhek erzählte dem Superintendent Ziehen (der ihn um die Haltung dieser Predigt, welche einen Thaler einbringt *), gebeten hatte) und der Obrigkeit diesen Greuel; und bekam zur Antwort: das Volk sei das einmal gewohnt, und es ginge immer so.

Ich wiederhole es, die Sache kömmt mir unglaublich vor, und die weitere Bekanntmachung derselben muß auf alle Fälle Nutzen haben. Wenn einzelne Kleinigkeiten abgeleugnet werden, wenn die Erzählung nur übertrieben genannt wird; so ist dadurch wohl noch nichts ausgemacht. Ist sie aber im Ganzen wahr, wie sie doch den genauen namentlich angeführten Umständen nach, fast scheinen kann; so wundere ich mich, daß des verstorbenen Ziehens Propheteneifer nicht eine andere Richtung genommen hat. Ich wenigstens, der ich mir selbst nichts davon zutraue, fühle doch, daß ich in Versuchung gekommen wäre, ohne an Chevilla und Kapella zu denken, meinen Mitbürgern zuzurufen: daß Erdbeben und Zerspaltung des Bodens ihrer warteten, wenn sie solche Greuel nicht einstellten. Wie konnte der Mann, der so etwas um sich sah, an die entferntern Länder denken? Wie konnte er eine Warnungsanzeige an seine Regierung aufsetzen, um den plözlichen Tod fremder Menschen vorher zu verkündigen (denn der Harz sollte ja ausdrüklich verschont

*) Darum bleibt sie doch wohl nicht unabgeschaft?

ſchont bleiben); und nicht vielmehr gegen ſolche Nachſicht warnen, über ſolche Laſter aufrufen? Das wäre doch eines Propheten würdig geweſen!

E.

7.

Ueber die Kalender,

beſonders über einen politiſchen für die vereinigten Niederlande.

Das geſammte Kalenderweſen, ſo großen Einfluß es auch auf die Kenntniſſe und die ganze Denkungsart einer Nation hat, ſcheint itzt in der That nicht die Aufmerkſamkeit zu genießen, welcher es dadurch ſo werth wäre. Ich will nichts davon ſagen, daß kein öffentlicher Schriftſteller, ſelbſt kein Kalender und kein Zeitungsblatt (wenigſtens nicht umſtändlich, und mit Wichtigkeit) in den unlängſt verfloßnen Jahren daran erinnert hat, daß wir ein 200jährliges Jubiläum der Kalenderverbeſſerung zu feiern hätten. Und doch wäre die Geſchichte der Kalender überhaupt, und dieſer Theil derſelben insbeſondere, in mehr als einem Betrachte wichtig. Merkwürdig wäre die Betrachtung des damaligen Zuſtandes der Religion und der Wiſſenſchaften, als zuerſt des unſterblichſten Siegers Julius Cäſars Jahrform

durch

hat eine christliche Kirche angeblasen wurde; wo endlich die Kanzelredner, die Vorsänger, und so fort, von diesem Winde mit neue Kräfte begabet wurden. Ich will nicht sagen, daß dieß alles ein Mirakel sey; aber so viel ist gewiß, daß Manes, der sich in den Ruhm der Christlichen Religion einschleichen wollte, sich selbst den Paraklet[1] nannte. Hierdurch wird es nun wahr-

[1] Manichäische Lehrer von chaldäischer, und die Manichäer in Arabien, Persien, Indien, so lernen, sind es noch.

Die Manichäische und heutige Lehre gründet sich auf Persische, auf Chaldäische und Griechische Philosophie, und auf Christliche Religion. Sie ist eine Mischung von allen diesen. Es wird darinn von zwey Grundkräften oder Principien gelehret, die von Ewigkeit her sind, und die Welt regieren. Das eine ist gut, das andere böse. Das gute ist ein Licht, das böse ist Finsterniß. Es war unter diesen Grundkräften ein Krieg, und ist noch. Das Licht hat sich mit der Finsterniß vermischet, und die Finsterniß mit dem Lichte. Die Finsterniß hat Theile des Lichts gefangen, und das Licht Theile der Finsterniß

partellscher Blik auf den damaligen Zeitgeist, da auf der einen Seite mit hierarchischem Despotismus Gregor der ganzen Christenheit als Pabst befahl, diesen verbesserten Kalender anzunehmen; und auf der andern Seite, mit religiösem Eigensinn Protestanten und Griechen die wahre Verbesserung darum verwarfen, weil sie von einem sogenannten Pabst kam. Ueber 100 Jahr blieben die Protestanten ihrem Eigensinn völlig getreu, bis sie endlich die Verbesserung, in Absicht der Jahrform, annahmen *); nur zu gleicher Festtagsberechnung konnten sie sich nicht mit den Katholiken bequemen. Dies that erst in unsern Tagen doch ein ansehnlicher Theil, vorzüglich auf Vorschlag Desjenigen, der schon öfter gezeigt hatte, wie heilsam nachgebende Toleranz und Hinwegsetzung über verjährte Vorurtheile sei **). Aber die Griechen blieben hartnäkki-

gen, durch die Brüder Aloisius und Anton Lilius. Sie geschah eigentlich 1582, aber im J. 1583 ward sie allgemeiner angenommen.

*) In Deutschland, Holland, Dännemark, und der Schweiz im J. 1700; im Engelland 1752, und in Schweden 1753.

**) In Ansehung des Osterfestes waren wir von den Katholiken zuweilen sehr (und z. B. in den Jahren 1724 und 1744 um 8 Tage) verschieden. Im J. 1778 würden wir es 8 Tage früher, als die Katholiken gefeiert haben; aber diese unangenehme und anstößige Verschiedenheit ward für Deutschland 1777 aufgehoben. Vorzüglich betrieb der König von Preussen die Sache auf dem Reichstage zu Regens-

näkkiger: ein Patriarch zu Konstantinopel wollte den Gregorianischen Kalender einführen; er ward aber dafür von seinem Metropolitan abgesetzt und ins Gefängniß gesteckt. Dies kräftige Mittel hintertrieb alle fernern Versuche; und so ist bekannt, daß die russische Nation noch itzt nach dem julianischen Kalender (oder dem alten Stil) ihre Tage zählt *). Wer sieht nicht, wie charakteristisch eine solche Geschichte der Kalenderveränderungen und Nichtveränderungen sein müßte! Und dann dabei ein Rükblik auf die verstrichnen 2 Jahrhunderte, in Absicht der Fortschritte, welche Europa während dieses Zeitraums in seiner Kultur, Aufklärung, Denkart, und kurz, in seinem religiösen, wissenschaftlichen und politischen Zustande gethan hat; — Fort-

gensburg. Auch die Schweizer nahmen damals gleiche Festtagsberechnung an, welches die Holländer schon früher gethan hatten — Uebrigens ist es schlimm genug, daß man bei Bestimmung des Osterfestes noch immer nach einer alten Grille verfährt, welche sich auf jüdische Sitten, auf den Mondlauf, und auf den Befehl einer nicänischen Kirchenversammlung wegen des Osterlamms-Essens bezieht. Dadurch ist dieses Fest, das einen so wichtigen Abschnitt in manchen bürgerlichen Geschäften macht, der Zeit nach höchst schwankend geblieben, und der Tag von dessen Feier zuweilen gar um 4 Wochen verschieden.

*) Der Unterschied besteht bekanntlich in 11 Tagen, so daß die Russen erst an unserm 12 Januar ihren Neujahrstag feiern.

Fortschritte, die zum Theil aus der Beschaffenheit der europäischen Kalender ersichtlich sein müssen, weil sie auf dieselbe zurükgewürkt haben.

Eine andere Bemerkung, welche jedem Menschenfreund und Patrioten, der über Kalender nachdenkt, aufs Herz fallen muß, ist diese: daß in unsern Kalendern (das eigentliche Haupterforderniß eines solchen Büchleins abgerechnet) sogar nichts ist, welches die Kenntnisse, die Denkungs- und Gesinnungsart des Volkes bessern und bilden könnte; ja daß sie leider wohl gar manches enthalten, welches dem Aberglauben, der Dummheit, niedrigen Gesinnung, und Unwissenheit in Sachen und Sprache, Vorschub thut. Allein, diese wichtige und reichhaltige Materie ist vor kurzem so gründlich und vollständig, und dabei so edel und freimüthig abgehandelt worden, daß ich wenigstens nichts hinzuzusetzen wüßte. Ich verweise daher meine Leser auf diesen Aufsatz *); und kann mir zugleich nicht versagen, eine mir darüber zu Ohren gekommne Nachricht herzuzusetzen: daß nemlich der Aufsatz da, wo er es sollte, Sensation gemacht hat, und man allerdings den Anfang einer Verbesserung hoffen kann. — Der Verfasser jenes Aufsatzes fügt zu seinem wohlgegründeten Tadel auch Vorschläge zu besserer Ein-

*) Ueber das Kalenderwesen; an die Berliner Akademie. In dem zweiten Stük einer neuen periodischen Schrift von 1783, fliegende Blätter genannt.

Einrichtung. Und da Beispiele besser lehren, als Tadel und Vorschläge; so sei es mir erlaubt, am Neujahrstage, da man die alten Kalender wegwirft und neue zur Hand nimmt, meine Leser von einem ausländischen neuern Kalender zu unterhalten, der mir vortreflich und daher nachahmungswerth scheint. Zwar weiß ich sehr wohl, daß zur allgemeinen Einführung eines solchen Kalenders noch viele Zwischenstufen bei uns (so wie gewiß auch in Holland) fehlen; aber fürs erste könnte unter unsern vielen Almanachen ja nur ein solcher Nationalkalender mit erscheinen, und würde doch hoffentlich Liebhaber finden. Der Verfasser wäre übrigens vor Nachahmung und der sonst bei Kalendern so gewöhnlichen Polypenzertheilung, in Absicht dieses wohl sicher; denn dieser dürfte leicht dreimal mehr Mühe kosten, als zusammengenommen drei Almanache jeder Art erfordern, und mögte also nicht sobald die Thätigkeit in der schriftstellerischen Konkurrenz reizen.

Johann Heinrich Swildens, ein junger Rechtsgelehrter in Holland, der durch eifriges Studium der vaterländischen Geschichte, Politik und Rechte, und durch Beobachtungen die er auf seinen Reisen, vorzüglich im russischen und preußischen Staate, machte, sich gebildet hat, der übrigens alles, was er treibt, und fast alles, was er sieht, mit Bezug auf sein Vaterland treibt und sieht **); dieser

**) Er hat ein Nationalbuchstabierbuch, Nationalbardengesänge u. s. w. herausgegeben.

ser gab in der Mitte des J. 1782 einen Nationalkalender für das damalige Jahr heraus *), — welchen ich itzt umständlicher beschreiben will. Auf dem Titelblatt steht das Wappen der Republik. Das folgende Blatt hat drei Brustbilder: die zwei Fürsten (und Brüder) Wilhelm I. und Johann von Nassau; und den großen Staatsmann und Schriftsteller C. P. Hooft. Der eigentliche Kalender nun hat nicht einen einzigen Namen der sogenannten Heiligen, die oft abscheuliche oder lächerliche Menschen waren, oft durchaus unbekannt sind, und oft gar nicht einmal existirten. Daß auch die andern Kalenderpossen, als Aspekten, Tagewählungen u. d. gl. fehlen, versteht sich wohl von selbst. Statt alles dessen sind hier bei jedem Tage die wichtigsten an dem Tage geschehenen Begebenheiten angezeigt. Eine lange Zeile läuft auf beiden gegen einander überstehenden Seiten fort, und zuweilen hat ein Tag sogar zwei Zeilen bekommen. Durch schikliche Abkürzungen ist noch mehr für den Raum gesorgt. Auf diese Art giebt dieser Kalender gleichsam einen kurzen Auszug der Geschichte, der dadurch noch brauchbarer wird, daß die andern Tage, wo dieselbe Begebenheit wieder vorkömmt, angeführt sind.

*) Almanach en politiek Zakboekje voor de vereenigde Nederlanders. (D. i. Kalender und politisches Taschenbuch für die vereinigten Niederländer.) Amsterdam by W. Holtrop. 1782. in klein 8. ungefähr 10 Bogen.

sind. Zum Beispiel diene mir nur der erste Tag nebst seinen Nachweisungen:

Jan. 1. C. P. Hooft gest. 1626. s. 9 Jun. u. 3 Nov. — Bisthum zu Utrecht errichtet. 722. Damals war die christl. Rel. 100 J. in d. Niederl.

Jun. 9. C. P. Hoofts weiser Rath 1584, welcher Amsterd. noch zurükhielt, Wilh. I. die Grafenwürde zu übertragen. (s. 10 Jul.)

Jul. 10. Wilhelm I. zu Delft erschossen; u. der Staaten von Holland schnelle Sorgfalt bei diesem Unfall. (s. auch 18 Aug.)

Aug. 18. Der Rath der Staaten errichtet. 1581. Dieser Rath mußte alles Privatinteresse der Provinzen abschwören.

Nov. 3. "Lieber Vater, es muß nun einmal so sein!" 1618. Antwort Moritzens an Bürgerm. C. P. Hooft auf dem Amsterdammer Rathhaus.

Den Lesern, für welche die angeführten Umstände zu kurz und die Geschichten zu unbekannt sind, empfiehlt der Verfasser den Wagenaar oder den kleinen Auszug daraus zum Nachschlagen.

Seine Absicht nun geht dahin: daß jedes Mitglied des Staats an jedem Tage in diesen Kalender sehe; die vorgefallnen Begebenheiten und deren Würkung auf die Republik mit Vaterlandsliebe bedenke, sich über die glüklichen und glorreichen erfreue, und aus den unglüklichen Warnung vor In-

toleranz, Rachsucht, Parteigeist und jedem Laster nehme; vorzüglich aber der Jugend die wichtigsten Hauptpunkte der vaterländischen Geschichte erkläre. Gewiß eine vortrefliche Absicht, die leicht und angenehm zu erhalten ist, und die wichtigsten Folgen erzeugen kann! Um gleich durch den ersten Anblik einen vorläufigen Eindruk zu erregen, hat er die verschiedenen Schriftarten gebraucht: große lateinische Lettern bezeichnen glükliche und glänzende Dinge; die krause deutsche Schrift (die bei den Holländern veraltet ist, — wenn ist sie's endlich bei uns?) bedeutet Unglüksfälle; Kursivschrift bedeutet Merkwürdigkeiten, u. s. w. So hat in den abgeschriebnen Exempeln alles mit Schwabacher gedrukte, im Original große Buchstaben. Der Zusatz bei Jan. 1. von der damaligen 100jährigen Religion ist Kursiv. Die erste Hälfte bei Jul. 10 hat altdeutsche Lettern; so auch die erste Hälfte bei Nov. 3. — Noch thut der Verfasser einen sehr wichtigen Vorschlag über den gottesdienstlichen Gebrauch dieses Kalenders. Er zeigt sehr eindringend, daß Liebe zum Vaterland und Kenntniß desselben, worauf sich ja jene Liebe nur gründen kann, nicht unwehrt sein, von heiliger Stätte gepredigt zu werden. Er hat voran 19 große Gedächtnißtage (worunter 8 unglükliche Begebenheiten sind) angegeben; und wünscht nun, daß wenn einer derselben auf einen Sonntag oder einen andern Predigttag fiele, die Geistlichen alsdann

dann entweder einen darauf passenden Text aus der Bibel zum Gegenstand ihrer Rede nehmen, oder geradezu über die Begebenheit selbst predigen möchten.

Nicht bei allen Tagen sind die Begebenheiten bloß aus der niederländischen Geschichte genommen; wie viel Fremdes hat nicht auf die Vorfälle jedes Landes Einfluß? Mit Recht ist Luther und Mohammed und Zinzendorf und Socinus angegeben; denn die Amsterdammer Börse enthält Leute von den Glaubensbekenntnissen aller dieser Stifter. Nur zuweilen ist nicht recht einzusehn, warum gewisse gar zu entfernte Sachen da stehen. So z. B.

Jan. 31. Die Wechselbank von Amsterdam errichtet. 1609. Epikur gest. 270 vor Chr. Unglükliche Schlacht bei Gembiours gegen Don Juan d'Austria 1578. Erstes Schauspiel in Deutschland 1469.

Die beiden inländischen Begebenheiten dieses Tages sind gewiß wichtig genug, um den Epikur und das erste Schauspiel in Deutschland entbehrlich zu machen. — Wenn vollends ein Polyhistor ohne Beurtheilungskraft bei uns über die Idee käme, was würden wir alles zu lesen bekommen! wie würde der Kollektaneensak geleeret werden! Meiner Meinung nach, müßte für jeden einzelnen deutschen Staat ein solcher Kalender geschrieben werden, der aus der allgemeinen europäischen und deutschen Geschichte nur das mit angäbe, was auf den Staat

Einfluß gehabt hätte. Wer aber unternimmt es bey uns, zu diesem Behufe zu sammeln, zu prüfen, und zu sichten?

Wovon ich eben so sehnlich die Nachahmung wünsche, und wobei ich fast noch kleinmüthiger fragen muß: wer unternimmt es? das sind die Abhandlungen von Swildens, die auf seinen eigentlichen Kalender folgen. Die erste giebt einen sehr genauen und deutlichen Begrif von der Staatsverfassung der Republik der vereinigten Niederlande. Die statt der Ueberschrift aufgeworfne Frage heißt: "Welches ist die hohe Obrigkeit dieses "Republik? Welches ist derselben Grundgesetz? "und folglich ihre erste und vornehmste Pflicht?" Er entwikkelt alles dies sehr sorgfältig und bestimmt, obgleich (seinem Zwekke gemäß) nur sehr kurz. So spricht er von den drei großen Reichskollegien: den Generalstaaten, dem Rath der Staaten, und der Generalitäts Rechenkammer; dann von der Regierungsverfassung in den einzelnen souverainen Provinzen; den Generalitätslanden; den Besitzungen der ostindischen und westindischen Kompagnien. — Die zweite Abhandlung führt den Titel: vaterländisches Promemoria. Sie enthält Betrachtungen über die individuelle Beschaffenheit des Landes, über den daher entspringenden Charakter der für dies Land nöthigen Regierungsform, über die wesentlichen Punkte, durch deren Beobachtung diese Regierungsform allein zwekmäßig sein und bleiben kann, u. s. w.

Ich

Ich schreibe keine Rezension des Büchleins. Auch verlange ich nicht für jede Behauptung des Verfassers zu stehen. Aber das, dünkt mich, muß jeder unparteiische mit mir gestehen: die Idee ist vortreflich und verdiente bei uns Nachahmung. So lange nicht Kenntniß der Landesgeschichte und Kenntniß der Landesverfassung bei uns zunimmt, brüsten wir uns vergeblich mit unserer Aufklärung und unsern anderweitigen Kenntnissen. Und wodurch können jene Kenntnisse von unserm Vaterlande früher, allgemeiner und leichter verbreitet werden, als durch einen ähnlichen Nationalkalender?

Biester.

8.

Ueber den Ursprung der Weihnachtsgeschenke.

Manche in der That sonderbare und auffallende Gebräuche haben ihr Sonderbares und Auffallendes für uns fast ganz verloren, weil wir von der frühsten Kindheit an daran gewöhnt sind, und ihre Allgemeinheit uns hindert, das Sonderbare darin aus dem Gesichtspunkte anzusehn, woraus sie ein ganz Fremder nothwendig ansehen müßte. In Reisebeschreibungen von entlegenen Ländern ist die

Schilderung der Gebräuche und Sitten einer fremden Nation für jeden Leser gewiß immer der interessanteste und unterhaltendste Theil. Aber, es fällt uns dabei nur selten ein, daß wir selbst eine Menge Gebräuche im Gottesdienste und im bürgerlichen Leben haben, die die Neugier und Verwunderung andrer Völker und andrer Zeiten gewiß eben so stark und stärker zu reizen im Stande wären. Dem Ursprunge solcher Gebräuche, sollten sie auch, dem ersten Anblik nach, noch so unbedeutend scheinen, nachzuspüren, ist vielleicht nicht immer bloß eine unschuldige Beschäftigung einer müßigen Spekulazion und zwekloſen Neugierde. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Untersuchungen der Art den denkenden Kopf oft zu ganz unerwarteten Resultaten ued Aufschlüssen führen können, die über eine Menge andrer Ideen Licht verbreiten.

Der Gebrauch der Weihnachtsgeschenke ist eben so alt, als allgemein. Gemeiniglich erklärt man ihn aus der Gewohnheit, bei der Geburt eines neuen Kindes den schon vorhandnen ältern Kindern gleichsam im Namen des neuen Ankömmlings kleine Geschenke zu machen, um sie dadurch gleich vom Anfang an desto fester an ihn zu knüpfen und die brüderliche und schwesterliche Liebe früher, als sonst vielleicht geschehen würde, allmählig aufkeimen zu lassen. Eben so, meint man, sei der Gebrauch der Weihnachtsgeschenke unter den Christen durch den frommen Gedanken veranlaßt worden, die Kinder

da-

dadurch desto früher zur Liebe Jesu zu gewöhnen. Ich will von dem Werth oder Unwerth dieser pädagogischen und religiösen Tändelei itzt weiter nichts sagen, als daß es mir für das menschliche Herz erniedrigend scheint, durch dergleichen armselige Kunstgriffe gute Empfindungen und Gesinnungen hervorzubringen, und Kinder so früh zu der eigennützigen Denkungsart zu gewöhnen, sich ihre Liebe durch Geschenke gleichsam abkaufen zu lassen. Dies, dünkt mich, ist für jeden vernünftigen Menschen so auffallend, daß jene tändelnde Methode wol nicht leicht so allgemein werden konnte, um die allmälig vergessene Quelle eines allgemeinen Gebrauchs zu verden; und dies um so weniger, da dieser Gebrauch sich nicht bloß über Kinder erstrekt, auf die allein doch jene pädagogische Tändelei anwendbar war.

Noch unzulänglicher ist die Herleitung dieses Gebrauchs aus den Geschenken, die die sogenannten Weisen oder Könige des Morgenlands dem neugebornen Messias gebracht haben sollen. Ohne mich itzt darauf einzulassen, ob diese ganze Tradition, die freilich den Geographen sowol als den Astronom in einige Verlegenheit setzt, historische Wahrheit, oder, wie selbst manche kritische Theologen glauben, ein frommer Mythos sei — so läßt sich doch die Kombination der Begriffe nicht wohl begreifen, durch die man von Geschenken, die jene Weisen dem vermeinten neugebornen König der Juden nach der Sitte des Orients als ein Zeichen der Unterthänigkeit und Huldigung

ng brachten, zu Geschen[illegible] übergegangen
nte, die nachher bei der [illegible]Geburtsfeier ebendas
an Kinder und andre [illegible]Personen gleichsam
nen des Christkindes ge[illegible]macht wurden.

Wenn ich behaupte, daß [illegible]dieser Gebrauch nic
r und nichts weniger als [illegible]ein Ueberrest einer h
en römischen Gewohnh[illegible]eit, und namentlich
urnalien sei, bloß un[illegible]ter einem andern
; so kann dies nur dem [illegible]anstößig und bes
scheinen, der, unbekann[illegible]t mit dem Alterth
all nicht weiß, wie viel [illegible]Einrichtungen und
che in unsrer bürgerliche[illegible]n und gerichtlichen
ehmlich gottesdienstliche[illegible]n Verfassung, aus
Quelle als ein Erbtheil [illegible]auf uns gekomm
d doch sogar viele Ideen, [illegible]die dem reinen Urch
hum fremd waren, aus [illegible]der römischen und
en Religion, besonders [illegible]aber aus der Religion
sophie der Alexandrinisch[illegible]en Schule, in das
sche System des Christe[illegible]nthums übergegang
viel leichter war die Fo[illegible]rtdauer von Gebr
von denen der sinnliche[illegible] Mensch überhaupt
weit schwerer als von [illegible]Ideen loszureißen läßt.

in der That findet sich e[illegible]ine überaus auffallend
lichkeit zwischen der Fe[illegible]ier der römischen
alien und unserm Weih[illegible]nachtsfest, eine Aehn
t, die sogar in Kleinigk[illegible]eiten zutrift. Die
lien der Römer fielen [illegible]in dieselbe Zeit. Sie
en vom 17ten bis 24st[illegible]en Dezember gefeiert,
also

) Gerichtsferien **).
t. Die Gerichtsferien
on vom Kaiser Theo-
. c. de feriis) nachher
von dem griechischen
nd späterhin nicht nur
sondern auch in der
bestätigt ***).
Aehnlichkeit zwischen
, auf welche Art in
Weihnachtsfest gefeiert
enfest, das ohngefähr
n, Concilien und Päb-
sich bis gegen das En-
telt ****), und wovon
katholischen Ländern,
unter den Protestan-
ard gewöhnlich in der
nigstens fiel es immer
Fest Epiphanias. Die

Aus

lam revocas, ego adhuc
al. 5, epigr. 84.

pia legalis p. 279. u. 298.
alendæ.
acht gewöhnlichen Ver-
u. s. w; die Besuche,
ib und der Knecht Ru-
ner sind, machen; eine
en Gesandten, vornehm-
in Berlin) noch sehr

digung brachten, zu Geschenken übergegangen sein könnte, die nachher bei der Geburtsfeier ebendesselben an Kinder und andre Personen gleichsam im Namen des Christkindes gemacht wurden.

Wenn ich behaupte, daß dieser Gebrauch nichts mehr und nichts weniger als ein Ueberrest einer heidnischen römischen Gewohnheit, und namentlich der Saturnalien sei, bloß unter einem andern Namen; so kann dies nur dem anstößig und befremdend scheinen, der, unbekannt mit dem Alterthum, überall nicht weiß, wie viel Einrichtungen und Gebräuche in unsrer bürgerlichen und gerichtlichen und vornehmlich gottesdienstlichen Verfassung, aus dieser Quelle als ein Erbtheil auf uns gekommen. Sind doch sogar viele Ideen, die dem reinen Urchristenthum fremd waren, aus der römischen und griechischen Religion, besonders aber aus der Religionsphilosophie der Alexandrinischen Schule, in das theologische Sistem des Christenthums übergegangen. Wie viel leichter war die Forterbung von Gebräuchen, von denen der sinnliche Mensch überhaupt sich noch weit schwerer als von Ideen loßreißen läßt.

In der That findet sich eine überaus auffallende Aehnlichkeit zwischen der Feier der römischen Saturnalien und unserm Weihnachtsfest, eine Aehnlichkeit, die sogar in Kleinigkeiten zutrift. Die Saturnalien der Römer fielen in dieselbe Zeit. Sie wurden vom 17ten bis 24sten Dezember gefeiert, also

also sieben Tage*). Eben so lange währte anfänglich das Weihnachtsfest, bis es auf vier, und vermuthlich erst im 11ten Jahrhundert auf drei Tage verkürzt wurde **). Man theilte an diesem Fest allerlei kleine Geschenke aus, vornemmlich auch an die Sklaven. Man beeiferte sich zu keiner Zeit so sehr, dem Hausgesinde milde und freundlich zu begegnen, und ihnen wenigstens ein paar vergnügte Tage im Jahr zu verschaffen. Sie genossen während dieses Festes einer Art von Freiheit, und wurden zu keiner Arbeit angehalten. Eben so machten es die ältesten Christen mit ihren Sklaven beim Weinachtsfest. (Constitutt. apostol. l. 8. c. 33.) Und noch itzt freut sich das Gesinde auf keinen Tag im Jahr so sehr, als auf Weihnachten. Unter den Geschenken, die man sich zu machen pflegte, war gewöhnlich ein Wachsstok***); noch itzt ein überall gewöhnliches Zube-

*) Anfänglich zwar nur einen Tag; durch Jul. Cäsar kamen zwei hinzu, seit dem Kaligula noch zwei, und zu diesen fünfen rechnete man noch die zwei Tage des Festes Sigillaria. Doch sagt Makrobius, der diese Veränderungen umständlich erzählt (Saturn. l. 1. c. 10.) apud veteres jam opinio fuit, *septem* diebus peragi Saturnalia; si opinio vocanda est, quæ idoneis firmatur auctoribus &c. Und in Lukians Saturnalien sagt Saturn selbst: ἑπτὰ μὲν ἡμερῶν ἡ πᾶσα βασιλεία. vid. Lipsii Saturn.

**) S Wildvogelii Chronoscopia legalis p. 286.

***) Macrob. Sat. I, 7. inde mos per Saturnalia mittendis *cereis* cœpit. Alii cereos non ob aliud mitti putant, quam quod hoc principe a tenebrosa vita quasi ad *lucem* editi sumus.

Zubehör der Weihnachtsgeschenke für Kinder und Gesinde. — Zu den gewöhnlichen Speisen an diesem Feste gehörte Honig, als ein Sinnbild des goldnen Zeitalters, da es noch Bäche voll Milch und Honig gab *), und weil man den Saturn für den Erfinder des Honigbaus hielt **). Auch auf diesen Gebrauch wird noch itzt beim Weihnachtsfest in vielen Provinzen strenge gehalten; und auf ihn bezieht sich die zu keiner Zeit so häufige Verfertigung und Verkaufung der sogenannten Honig- oder Pfefferkuchen. Und eben so hatten auch bei den Saturnalien die Kuchenbäkker ihre volle Arbeit. (Lucian. Sat. c. 13.) In den lezten Tagen derselben war ein öffentlicher Jahrmarkt (Sigillaria), wo allerlei Puppenwerk und Bilderchen, vornehmlich von Wachs (Sigilla), die zu kleinen Geschenken bestimmt waren, verkauft wurden. ***) Grade wie auf unserm Christmarkt. Zur Zeit der Saturnalien waren überall nicht nur Schul-

*) Beim Lukian (Saturn. c. 7.) sagt Saturn selbst: ὀλίγας ταύτας ἡμέρας ἀναλαμβάνω τὴν ἀρχήν, ὡς ὑπομνήσαιμι τοὺς ἀνθρώπους, οἵας ἦν ὁ ἐπ' ἐμοῦ βίος, ὁπότε ὁ οἶνος ἔῤῥει ποταμηδὸν καὶ πηγαὶ μέλιτος καὶ γάλακτος. id. c. 20.

**) Macrob. Saturn. I, 7. Placentas mutuo missitant, mellis & fructuum repertorem Saturnum affirmantes.

***) Macrob. Saturn. I, 10. & 11. — Sueton. in Claud. c. 5. — Spartian. Anton. Carac. 1, id. in Adrian. c. 17.

Schulfeiertage *) sondern auch Gerichtsferien **). Beidenoch itzt zur Weinachtszeit. Die Gerichtsferien zur Weihnachtszeit wurden schon vom Kaiser Theodosius geboten. (Cod. Theod. l. 2. c. de feriis) nachher vom Valentinian, wie auch von dem griechischen Kaiser Manuel Comnenus, und späterhin nicht nur in dem kanonischen Recht, sondern auch in der Reichskammergerichtsordnung bestätigt ***).

Noch auffallender ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Festen, wenn man weiß, auf welche Art in den mittlern Zeiten das Weihnachtsfest gefeiert ward. Das berühmte Narrenfest, das ohngeachtet aller dagegen von Regenten, Concilien und Päbsten gemachten Verordnungen sich bis gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erhielt ****), und wovon noch itzt, vorzüglich zwar in katholischen Ländern, aber doch auch hie und da noch unter den Protestanten, Ueberreste sind *****), ward gewöhnlich in den Weihnachtstagen gefeiert; wenigstens fiel es immer zwischen Weihnachten und dem Fest Epiphanias. Die

Aus

*) Plin. Ep. 6. 7. Tu in scholam revocas, ego adhuc Saturnalia extendo. Martial. 5. epigr. 84.

**) Martial. l. 7. Ep. 28, 7.

***) G. Wildvogelii Chronoscopia legalis p. 279. u. 298.

****) Du Fresne Glossar. v. Kalendæ.

*****) Z. B. Die in der Christnacht gewöhnlichen Verkleidungen in Engel, Hirten u. s. w; die Besuche, die das sogenannte Christkind und der Knecht Ruprecht in Häusern, wo Kinder sind, machen; eine Gewohnheit, die auch in unsern Gegenden, vornehmlich auf dem Lande (ja selbst in Berlin) noch sehr im Gange ist.

Ausgelassenheiten und Ausschweifungen, die dabei vorgingen, waren denen an den Saturnalien sehr ähnlich. Wie an diesen die Sklaven die Rolle des Herrn spielten, und die Herren sich es auf diese kurze Zeit wol gar gefallen ließen, den Befehlen ihrer Sklaven zu gehorchen — eben so legten selbst Bischöfe an dem Narrenfest ihre Würde ab, und liessen sich ganz zu ihren Untergebnen herab. Und wie bei den Saturnalien unter den Sklaven ein Gastmalskönig durchs Loos erwählt ward *), so ward auch ein Narrenbischof, oder wohl gar ein Narrenpabst aus den niedrigern Kirchenbedienten erwählt, der alle geistliche Funktionen eines förmlichen Bischofs verrichtete **). Die Mummereien, Tänze, Schwänke, Possen und Ausschweifungen, die bei diesem Fest vorfielen, stimmen genau mit der Feier der Saturnalien überein, bei denen ebenfalls alle Arten von Narrheit und Ausgelassenheit gleichsam privilegirt waren, wie vornehmlich aus Lukians Saturnalien erhellt.

Selbst in der Absicht und Bedeutung der Feier fand sich zwischen beiden Festen eine Aehnlichkeit, die der Beibehaltung der saturnalischen Gebräuche bei den Chri-

*) Lucian. Saturn. c. 2. & 4.

**) Mitten in der Feier der Saturnalien fiel das Fest der Laren, nehmlich (Macrob. Sat. I, 10.) XI. Kal. Ian. d. i. den 22. Dez. An diesem Feste pontifizirten die Sklaven. (Dionys. Hal. l. IV. p. m. 219.) grade wie bei dem Narrenfeste die untern Kirchendiener. Auch zogen die Sklaven bei den Saturnalien die Kleider ihrer Herren an. Dio Cass. l. 60. p. 957. (ed. Reim.)

Christen sehr das Wort reden muste. Die Saturnalien waren ein Bild des ehmaligen goldnen Zeitalters, da noch keine Verschiedenheit der Stände Menschen von Menschen trennte, da noch völlige Gleichheit und Freiheit unter den Menschen herrschte, und es eben so wenig einen Herrn als einen Sklaven gab. Eine süße Fantasie, deren Abbildung wol eines siebentägigen Festes werth war! — Die Geburt Jesu sah man von den frühsten Zeiten der Kirche ebenfalls als den Anfang eines neuen goldnen Zeitalters an, und man deutete daher mehrere poetische Stellen der hebräischen Dichter darauf als Weissagungen. Man erwartete von Jesu eine Wiederherstellung des paradisischen Standes der Unschuld (der doch, einige besondre orientalische Modifikationen abgerechnet, im Grunde einerlei mit dem goldnen Saturnischen Zeitalter der Griechen und Römer, und so gut als dieses ein süßer poetischer Traum ist). Und da man nicht beweisen konnte, daß durch das Christenthum die leibliche Knechtschaft aufgehoben worden (obgleich — seltsam genug! — viele neuere Schriftsteller uns die Aufhebung der Sklaverei als eine Wirkung des Christenthums nennen, ohne sich zu erinnern, daß es christliche Nationen sind, die in Amerika und Westindien ihre Negersklaven im Ganzen gewiß mit mehr Härte und Barbarei behandeln als ehmals Römer und Griechen die ihrigen) — so half man sich durch den Begrif einer geistlichen Knechtschaft. Denn die allegorisirende Mystik

trug alle Verhältnisse und Situationen des bürgerlichen Lebens in die Religion über, und im Grunde ist doch der Begrif einer geistlichen Knechtschaft immer noch richtiger und verständlicher, als die Begriffe von geistlicher Zeugung, geistlichen Vermälungen, geistlichen Geburten und Wiedergeburten, geistlichem Tode u. s. w. Endlich, da man merkte, daß es vor der Hand mit dem goldnen Zeitalter doch nicht recht gehen wollte, träumte man eine künftige zweite Erscheinung Jesu, und ein tausendjähriges Reich, wo denn das goldne Zeitalter oder der Stand der Unschuld erst in völliger Reinheit und Schönheit wieder aufblühen sollte. Ob sich die römischen Sklaven, wenn's mit ihrer Saturnalienkomödie zu Ende ging, auch mit einem solchen künftigen tausendjährigen goldnen Zeitalter getröstet haben mögen, weiß ich nicht; aber wol mögt' ich den itzigen Negersklaven einen solchen süßen Traum wünschen, um sich damit bei der Grausamkeit ihrer christlichen Tyrannen zu beruhigen.

Eben diese mystische Aehnlichkeit beider Feste konnte vielleicht am ersten Anlaß geben, die Weihnachtsfeier in die Zeit der Saturnalien zu verlegen, wiewol ich vermuthe, daß man doch, um zu verhüten, daß man beide Feste nicht ganz für einerlei hielte, das Weihnachtsfest erst grade den Tag angehen ließ, mit dem die Saturnalien aufhörten. Die gewöhnliche muthmaßliche Herausrechnung des 25sten Dezembers als des wirklichen Geburtstags

Jesu

Jesu fällt ins Lächerliche. Es ist bekannt, daß der eigentliche Geburtstag des göttlichen Stifters unsrer Religion durchaus ungewiß ist. *) Mehrere Jahrhunderte, wenigstens die beiden ersten, verstrichen, ohne daß dies Fest gefeiert wurde. Erst im dritten Jahrhundert scheint es aufgekommen zu sein. Aber die morgenländische Kirche, in deren Nähe keine Saturnalien gefeiert wurden, feierte es den 6ten Januar **), und nur die abendländische den 25 December, bis zu Chrysostomus Zeit (also erst am Ende des 4ten Jahrhunderts) auch die morgenländische Kirche sich zu diesem Tage bequemte ***).

Wem es unbegreiflich scheinen sollte, wie sich die ersten Christen entschließen konnten, die Gebräuche eines heidnischen Festes bloß mit Veränderung des Namens zu adoptiren, der muß die Anhänglichkeit des großen Haufens an alte hergebrachte Gebräuche nicht kennen. Es ist ja selbst aus dem neuen Testament bekannt, wie schwer es den aus den Juden bekehrten Christen, ja selbst den Aposteln, ward, ihre jüdischen Vorstellungen und Rituale ganz abzulegen; sollte es denen, die aus dem Heidenthum zur christlichen Religion übergegangen

 waren,

*) Clemens Alexandr., ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts, führt schon die zu seiner Zeit sehr widersprechenden Meinungen darüber an. Strom. I. p. m. 340.

**) s. Bingham origines eccleſiaſt. Vol. 9. p. 67 ſqq.

***) Chryſoſt. homil. 31 de natali Chriſti.

waren, weniger schwer gewesen sein, allen ihren ehmaligen religiösen Gewohnheiten zu entsagen? Man sieht dies ja noch in unsern Tagen an den von neuern Missionarien, mögen es Jesuiten oder Zöglinge des hallischen Waisenhauses sein, gestifteten neuchristlichen Gemeinen in Asien und Amerika. Sie behalten ihre alten Begriffe und Gebräuche wenigstens zur Hälfte bei und vereinigen sie mit der neuen Ueberlieferung, so gut sie können, zu einem Ganzen. Eben so bei den ältesten Christen. Und die Bischöfe verstanden auch schon damals so gut wie in neuern Zeiten die Jesuiten die große Kunst, allen alles zu werden, und selbst die Vorurtheile und Mißbräuche ihrer heidnischen Zeitgenossen zu ihren frommen Absichten zu nutzen. Sie sahen ihnen daher gern in der Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche und Vorurtheile nach, und waren öfters zufrieden, nur einen neuen Namen an die Stelle des alten gepflanzt zu haben. Selbst der von schmeichelnden Priestern Groß gelogene Konstantin, der (wie selbst aus seinem kriechenden Lobredner, Eusebius, erhellt) gegen die Anhänger der römischen Religion eben so intolerant und intoleranter war, als es mehrere seiner Vorfahren gegen die Christen gewesen waren, hatte doch nach eben diesem Eusebius den Grundsatz, um die christliche Religion den Heiden annehmlich zu machen, den äußern Pomp und Schmuk von diesen für jene zu borgen. So kam es denn, daß das ganze Rituale der römischheidnischen Religion

in

in die römisch-christliche überging und noch itzt darin, sogar bis auf manche äußerst unanständige Gebräuche, fortdauert *). Und selbst wir Protestanten richten uns in manchen an sich unschuldigen Kirchengebräuchen nach dem Beispiel der alten römischen und griechischen Religion **).

Es ist auch keine bloße aufs ungewisse gewagte Vermuthung, daß die Christen in den ersten Jahrhunderten vor der Einführung des eigentlichen Weihnachtsfestes die römischen Saturnalien mitgefeiert. Es ist vielmehr ein aus den Kirchenvätern und namentlich dem Tertullian historisch erweislliches Faktum. Und ob gleich Tertullian (in seinem Buche vom Götzendienst) gegen die Anhänglichkeit der neuen Christen an ihre alten Feste und Gebräuche, und namentlich an die Saturnalien, sehr nachdrüklich eifert ***), so scheint doch sein Eifer eben

*) So sah noch 1780 der Ritter Hamilton zu Isagna in Abruzzo dem heiligen Cosmus unter dem züchtigen Namen großer Zähen wächserne Priapen opfern. s. Götting. Taschenbuch 1784. S. 47 f.

**) Um nur ein Beispiel anzuführen, warum stehn auch in unsern Kirchen die Altäre immer gegen Morgen? Aus keiner andern Ursache, als weil dis eine heilige Observanz bei den Römern war. s. Vitruv. L. IV. c. 5.

***) TERTVLL. *de Idololatr.* c. 13. „Hoc loco retractari oportet de festis diebus & aliis extraordinariis solennitatibus, quas interdum lasciviae, interdum timiditati nostrae subscribimus, adversus fidei disciplinam communicantes Nationibus in ido-

so fruchtlos gewesen zu sein, als es in den mittlern Zeiten der Eifer so vieler vernünftigen Geistlichen gegen das sogenannte Narrenfest und Eselsfest, und andre zum Theil eben so schändliche als lächerliche Gebräuche war, und als der Eifer des Herrn E. in diesem Stük der Monatsschrift (Nr. 6.) gegen die Misbräuche und Ausschweifungen der Christnacht vermuthlich sein wird.

Wer aus dem bisher gesagten schließen wollte, daß ich das Weihnachtsfest für ein unnützes überflüssiges Fest hielte, der würde mir wahrlich sehr unrecht thun. Das menschliche Geschlecht hat dem liebenswürdigen Stifter der christlichen Religion zu viel zu danken, als daß es nicht das Andenken dieses wolthätigen menschenfreundlichen Gesandten der Vorsehung auf alle mögliche Art zu verewigen verpflichtet wäre. Und ist gleich sein Geburtstag durchaus ungewiß, so daß selbst einer der größten Chronologen, Jos. Skaliger *), gesteht, nur Gott allein könne

idolicis rebus." Und c. 14. „Nobis *Saturnalia* & Januariae & Brumae & Matronales frequententur? *munera commeant? strenae consonant?* lusus, convivia constrepunt? O melior fides nationum in suam sectam, quae nullam solemnitatem Christianorum sibi vindicat! Non dominicum diem, non Pentecosten, etiam si nossent, nobiscum communicassent; timerent enim ne Christiani viderentur. nos ne ethnici pronuntiemur, non veremur. Beiläufig bemerke ich, daß, wenn zu Tertullians Zeiten schon das eigentliche Weihnachtsfest wäre gefeiert worden, er es hier gewiß erwähnt haben würde und müßte.

*) de emendat. temp. p. 545.

könne ihn wissen, so muß doch auch der durch eine alte Tradition und Observanz angenommene Geburtstag desselben jedem Bekenner seiner reinen Vernunftsreligion gewiß eben so heilig, und heiliger sein, als den Schülern und Nachfolgern des Sokrates und Plato noch viele Jahrhunderte nach ihrem Tode der Geburtstag dieser athenischen Weisen war *). Aber soviel ist und bleibt doch richtig, daß nie das Gedächtnißfest eines großen Mannes seit den ältesten Zeiten her mit so vielen Tändeleien, Ungereimtheiten und zum Theil schändlichen Misbräuchen, verunstaltet worden, als das Geburtsfest Jesu, und wer hiervon noch nicht genug überzeugt ist, darf ja nur die Weihnachtslieder in dem alten Porstischen oder einem ähnlichen Gesangbuche aufschlagen, um mit Staunen und Unwillen zu sehn, zu welchen die Gottheit und den gesunden Menschenverstand erniedrigenden Vorstellungen dies Fest Anlaß gegeben **), das, um jedem Christen ehrwürdig zu sein, wahrlich keines mystischen Unsinns bedarf.

Fr. Gedike.

*) Plut. Symp. 8, 1. Porphyr. in vita Plot.

**) Ich appellire an den unbefangenen gesunden Menschenverstand, ob es nicht wahre Gotteslästerung ist, zu singen: „Kleines Rhabe, großer Gott,„ (s. Porst. Gesangb. Nr. 41. v. 1.) oder (Nr. 37. v. 2.) „der allerhöchste Gott wird gar ein kleines Kind.„ — Bei Gott, wie ist es möglich, daß selbst Geistliche solche Gotteslästerungen — nicht dulden — nein als Gottesverehrungen mit andächtigem Eifer und heiliger Verschwärzung der andersdenkenden vertheidigen können!!

9.

Auch etwas über die Folter.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

In der von Ihnen herausgegebnen Monatsschrift befindet sich eine Abhandlung des Herrn Prof. Eberhard, worinn er den Ursprung der Folter aus der Religion der alten Deutschen zu erklären sucht. Mir scheint es, als ob das, was Hr. Pr. Eberhard auf Rechnung des Aberglaubens schreibt, theils in der Natur der menschlichen Leidenschaften seinen Grund habe, theils von den Römern zu den Deutschen übergegangen sei.

Hier sind meine Gedanken darüber, von welchen Sie, wie es Ihnen beliebt, in Ihrer Monatsschrift Gebrauch machen können.

Vor allen Dingen unterscheide ich die wilde Folter von der gesetzmäßigen. Unter der wilden Folter verstehe ich eine solche, die nicht in gesetzlichen Vorschriften, sondern nur in dem augenblicklichen Antrieb menschlicher Leidenschaften ihren Grund hat.

Je roher der Mensch ist, desto geneigter ist er, alle seine Muthmaßungen für unumstößliche Wahrheiten zu halten. Wer ihm nicht Recht geben will, ist ihm ein Versteller, der seine Galle rege macht, und mit Gewalt zum Bekenntniß gebracht werden muß. Erst wird er schimpfen und dann schlagen. Geben Sie einem solchen Menschen Gewalt über

andre

andre, und machen Sie es ihm zur Pflicht, die Wahrheit zu erforschen; so wird er, gleich bei dem ersten Anfange seiner Untersuchung, sich unter mehrern möglichen Fällen einen als wirklich denken. In dieses sein System muß sich alles fügen, und Parteien sowohl als Zeugen, welche seinem System widersprechen, sind ihm hartnäkkige Lügner, welche die Wahrheit verstellen oder unterdrükken wollen. Darf man sich also wohl wundern, daß er mit Gewalt Bekenntnisse erzwingen will, die er in der Güte nicht bewirken kann?

Diese Denkungsart ist von keiner Religion abhängig, und unter allen Himmelsstrichen anzutreffen. So geneigt inzwischen der Mensch ist, dem andern seine Meinung mit Gewalt aufzudringen; so sehr wird es sich auch der andre angelegen sein lassen, die seinige mit Gewalt zu vertheidigen. Freie Menschen werden also keine Folter unter sich dulden, sondern ihren Streit mit den Waffen in der Hand endigen. Zeugen werden Bundesgenossen, und der Richter selbst ein zum Kampf gegürteter Widersacher dessen werden, der sich untersteht, sein Urtheil anzufechten. Kömmt nun der Glaube an eine göttliche Vorsehung hinzu, und wird derselbe nach den groben Begriffen roher Menschen modifizirt, so werden Gottesurtheile eingeführt, um Ordnung in einem Volke zu handhaben, welches nicht seines gleichen, sondern nur Wesen höherer Art gehorchen will. Aus einem dergleichen Glauben an

Gottesurtheile lassen sich nun wohl die Zweikämpfe, die Feuer- und Wasserproben und andre gerichtliche Gebräuche sehr wohl erklären, aber nicht die Folter. Denn bei dieser hat man ganz offenbar nicht die Absicht, zu versuchen, ob der Inquisit von Gott mit Kräften ausgerüstet sei, die Folter zu überstehen. Man stört sogar die Vorsehung in ihrer Wirkung, indem man, wenn es dem Inquisiten an Kräften fehlt, die Folter zu überstehn, die Marter ein wenig nachläßt, und Mittel anwendet, ihm Leben und Kräfte zu erhalten. Auch hat der Ausgang der Folter noch nichts entschieden. Denn man achtet auf das Geständniß des Gefolterten nicht, wenn er solches nicht nach überstandner Marter bestättigt. Es ist offenbar, der Richter hält das Bekenntniß des Inquisiten für nothwendig; und da er dieses in der Güte nicht erhalten kann, so sucht er es mit Gewalt zu erzwingen.

Doch gesetzt, die Folter wäre, wie viel Dinge der Art, mit der Zeit etwas anders geworden, als sie ursprünglich war, so finde ich doch keinen Grund, die Erklärung einer Sache so weit herzuholen, die sich aus der Natur der menschlichen Leidenschaften näher ergiebt. — Alle wilde Völker haben sich wohl der wilden Folter bald mehr, bald weniger, bedient. Wenn sie aber die Rechte der Menschheit kannten, und irgend ein Gefühl von bürgerlicher Freiheit hatten, so bedienten sie sich dieses Mittels nur gegen Sklaven und nicht gegen die eigentlichen Mitglieder

der Nation. So ging es in Rom, bis der überhand nehmende Despotismus Menschen Menschen geringschätzen lehrte. Alsdann trieb man die Sache so weit, daß man sogar Zeugen, wenn sie von so geringem Stande waren, daß man Bedenken trug, ihren Eiden zu trauen, auf die Folter brachte. *) Die Römer setzten alles dieses durch Gesetze fest, und man hat also nicht nöthig, außer den Römischen Gesetzen den Grund einer gesetzmäßigen Absurdität zu suchen, welche Herr Professor Eberhard, wie mich dünkt, ohne hinlängliche Ursache, auf Rechnung des Aberglaubens der alten Deutschen schreibt. Auch sind es vorzüglich die römischen Gesetze, welche bei der Folter zur Vorschrift dienen, besonders da, wo die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. keine Richtschnur giebt.

Der Einwurf des Herrn Professor Eberhard, daß die Römer nur die Sklaven gefoltert hätten, ist nicht treffend; weil die späteren römischen Gesetze die Folter nicht bloß auf die Sklaven einschränken, und weil der deutsche Bürger- und Baurenstand meist knechtischen Ursprungs ist. Mir scheint schon die Physiognomie dieser Furie zu verrathen, aus welchem

*) Si ea rei conditio sit, ut harenarium testem vel similem personam admittere cogamur, sine tormentis testimonio eius credendum non est. L. 21. ff. de testibus. Auch Justinian empfiehlt in der Nov. 90. das experimentum verberum contra testes ignobiles & ignotos.

welchem Geschlechte sie herstamme. Ein von Eigendünkel strotzender Despotismue und die damit unzertrennlich verbundene Geringschätzung andrer Menschen offenbaren sich bald als die Aeltern dieser abscheulichen Misgeburt.

Ich glaube inzwischen, daß die Folter, wenigstens in unsern Tagen, so viel Freunde nicht gefunden haben würde, wenn man nicht die Bedeutung dieses Worts auf eine Sache ausgedehnt hätte, die, meines Erachtens, sehr davon verschieden ist.

Man glaubte nehmlich (und wer kann das läugnen?) die Obrigkeit sei berechtigt, die Unterthanen mit Gewalt zum Gehorsam anzuhalten, und sie könne also auch Zwangsmittel brauchen, um verstokte Inquisiten zur Rede zu bringen. Wollte man sich in einem solchen Falle gar keine Zwangsmittel erlauben; so scheint es, als ob der Verbrecher nur ganz stillschweigen dürfte, um alles weitre Nachforschen zu vereiteln. Ein dergleichen Zwang unterscheidet sich von der Folter immer noch dadurch, daß man den Inquisiten nicht eben zwingen will, das Verbrechen zu gestehen. Man will ihm keine bestimmte Antwort in den Mund legen. Er soll die Freiheit haben zu antworten, was ihm beliebt. Aber antworten soll er. Eine dergleichen Zumuthung kann nicht gemißbilligt werden, aber sie führt uns weiter, als wir anfangs glaubten.

Denn wenn kann ich annehmen, daß der Inquisit geantwortet habe? Schon, wenn er den Mund

aufthut? Und wenn er das thut, müſſen es unverſtändliche oder verſtändliche Töne ſein, die er von ſich hören läßt. Und wenn es verſtändliche ſind, müſſen ſie auch in Verbindung mit einander einen Sinn hervorbringen? Wie aber, wenn die Worte zwar unter ſich, aber nicht in Verbindung mit der Frage, Sinn haben? Wenn ich z. B. den Inquiſiten frage: wie es komme, daß er bei der nächtlichen Wanderſchaft, über welcher er betroffen worden, mit Dietrichen verſehn geweſen ſei? und er dann antwortet: weil ſich die Arche Noä auf dem Gebirge Ararat niedergelaſſen habe; — würde eine dergleichen Aeußerung wol für eine Antwort gelten können? Iſt eine Antwort, die ſo gut iſt, wie keine, nicht dem bloßen Stillſchweigen gleich zu achten? Sollte man denn unter ſolchen Umſtänden den Inquiſiten nicht zwingen können, eine Antwort zu geben, welche, in Verbindung mit der Frage gedacht, Sinn hätte? Ja wohl! Und doch iſt von hier nur ein kleiner Schritt bis zur Folter. Ach! mich dünkt, ich höre ſchon die Luft ſeufzen und die Peitſche knallen. Menſchen krümmen ſich wie getretne Würmer unter weit ausgehohlten mit grauſamer Genauigkeit abgemeßnen Streichen. Tief aus der Bruſt heraus drängt ſich ſtoßweiſe eine ſchon abgemattete kreiſchende Stimme. Und das alles warum? — Weil Richter oder Inquiſit kein Philoſoph iſt; weil jener glaubte, daß dieſer etwas wüßte, was er nicht weiß; weil ein Menſch, der niemals über ſeine Handlungen

lungen nachdachte, von einer unvernünftigen Handlung keinen vernünftigen Grund anzugeben wußte; weil der Inquisit etwas vergessen hatte, das der Richter in des Inquisiten Stelle nicht vergessen haben würde; oder weil ein Mensch, in dessen Augen sonst alle übrige Menschen Thoren sind, einen Narren für klug hält, um das Vergnügen zu haben, ihn hängen zu lassen. Aber, wird man einwenden, das sind Misbräuche, derentwegen man den guten Gebrauch eines dergleichen Zwangsmittels nicht verwerfen muß. Wie ist es möglich, allen Misbräuchen vorzubeugen? Freilich nicht anders, als indem man Sachen, die ihrer Natur nach verschieden sind, sorgfältig voneinander unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

10.

Fernere Nachricht von der intendirten Revision des gesamten Erziehungswesens.

Seit der im August dieser Monatsschrift geschehenen ersten Bekanntmachung des von mir vorgelegten Plans zu einer allgemeinen Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher, hat man einige kleine Abänderungen desselben, jedoch nur in auserwesentlichen Punkten für nöthig erachtet, wovon wir das theilnehmende Publikum auch durch diese Monatsschrift benachrichtigen müssen.

1. Wird man, um die Ausgabe zu beschleunigen, sich beim Abdruk und bei der Versendung der einzelnen Theile nicht an die im Plane angegebene Ordnung binden, sondern diejenigen Theile jedesmal zuerst erscheinen lassen, welche zuerst fertig sein werden.

2. Jeder Theil soll geheftet und mit einem Umschlagstitel versehn den Subskribenten zugesandt werden, und die eigentlichen Titel, wornach am Ende die sämtlichen Theile zu ordnen sind, sollen zulezt erfolgen.

3. Der

3. Der dadurch wachsenden Kosten wegen, und zugleich, um die Möglichkeit der Ausführung einigermaßen zu vergrößern, hat man sich genöthiget gesehn, den zuerst angegebenen Preis eines Alphabets um zwei Groschen zu erhöhen, so daß er nunmehr 10 Gr. in Golde, den Louis d'or zu 5 Rthl. gerechnet, sein wird.

4. Den schon genannten sechzehn Verfassern dieses Werks haben sich noch verschiedene andere einsichtsvolle Erzieher und Schulmänner als Mitarbeiter beigesellt, nemlich: der Hr. Prof. Bekker in Dresden, der Hr. Prof. Schummel in Lignitz, Hr. Meier, ein unserm Vaterlande noch nicht nach allen seinen Verdiensten bekannter würdiger Erzieher in Berlin, nebst mehreren Ungenannten.

Die Wichtigkeit dieser Unternehmung, und die Seltenheit der Verbindung so vieler verdienstvoller Mitarbeiter, scheinen viel Aufmerksamkeit erwekt zu haben. Es kömmt nun darauf an, ob das Publikum es bei dieser Aufmerksamkeit bewenden lassen, oder vielmehr die Ausführung eines so gemeinnützigen Plans durch eine hinreichende Anzahl von Unterschriften möglich machen werde?

Campe.

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Zweites Stük. Februar.

I.

An die Lyce.

Horazens dritte Ode des vierten Buchs.

— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — ∪∪

Tränkst du, Lyce, den Strom Scythiens, wärst ein Weib
Eines Wilden, und sähst aller einheimischen
Winde Raub vor der unfreundlichen Pforte mich
Hingestrekt; du beweintest mich.

Horch! wie donnert das Thor! und von dem Sturm wie braus't
In dem schönen Palast Lorber und Platanus!
Und wie knirschet umher, harsch von des grimmigen
Eurus Odem, der tiefe Schnee!

Schönſte, lege den Stolz ab, den Cythere nicht
Gut heißt, ehe dein Glüksrad ſich zurükke dreht.
Nicht den Buhlern zur Qual, gleich der Penelope,
Biſt du Lydiſcher Väter Blut.

— O du, welche kein Flehn beuget und kein Geſchenk,
Noch dieß blaſſe Geſicht, das mit Violenroth
Heiße Liebe getüncht, noch ein Gemahl, entbrannt
In die Thraciſche Sängerinn;

Sey Fußfälligen nicht hart, als ein Eichenbaum,
Nicht ſo grauſam, als kein Drache Numidiens!
Dieſe Seite wird einſt müde der Schwelle ſeyn,
Und des Regens vom Himmel ſatt.

Anmerkungen.

Ein Lied, wie dieſes iſt, nannten die Alten παραϰλαυσιθυρον, ein Klagelied vor der Thüre. Der unterſcheidende Charakter dieſer Serenaden oder Abendſtändchen war eine übertriebene Demüthigung vor den verſchloſſenen Thüren der Schönen, und eine aus Galanterie vorgegebene verliebte Verzweifelung.

V. 1. Tränkſt du, Lyce, den Strom Scythiens.) Der Name Lyce, Griechiſch Λυϰη, iſt ein bloß poetiſcher Name, der ſo viel als Morgenlicht bedeutet. — Der Strom Scythiens iſt der Tanais, der das nördliche Europa von Aſien ſchied, und

und den die Scythen, wie Plinius ſchreibt, Sillis nannten. Horaz nennt ihn hier bei ſeinem gewöhnlichen Namen; in der vierten Ode des dritten Buchs nennt er ihn bloß den Scythiſchen Strom.

V. 3. Vor der unfreundlichen Pforte.) Im Lateiniſchen ſteht aſperae fores, und an einem andern Ort non amici poſtes. Horaz ändert ab, und erklärt zugleich Eine Stelle durch die andere.

V. 6. Wie brauſ't in dem ſchönen Palaſt Lorber und Pla'tanus.) Unſre Poeten ſagen Pa'llaſt und Pala'ſt: das letzte iſt die älteſte deutſche Schreibart, kömmt auch der Abſtammung von palatium näher. — Der Platanus, eine Art von Ahorn, wird im Deutſchem Maßholder genannt. Er war wegen des Schattens ſeiner großen Blätter bey den Römern beliebt. Horaz giebt durch dieſe Beſchreibung zu verſtehen: Lyce bewohne, als eine vornehme Dame, entweder in der Stadt oder auf einer Villa, eines von den Häuſern, in deren Höfen man Luſtwäldchen und mit Säulen umgebene und mit Netzen beſpannte Gebüſche für alle Arten der Vögel anzulegen pflegte.

V. 7. Harſch) für hart iſt in ſolchen Fällen üblich, wo die Härte von der Wegdünſtung oder Gerinnung des flüſſigen oder feuchten Körpers herrührt. S. Adelungs deutſches Wörterbuch. Horaz braucht hier das Wort glaciare, welches an andern Orten für verharſchen oder gerinnen geſetzt wird. "Käſe, der von dem Saft der geritzten Feigenbäume harſch geworden iſt, glaciatus." Kolu-

mella, VII. 8. "Man macht diese Salbe im Win-"ter, weil sie im Sommer ohne beygemischten "Schnee nicht verharscht, glaciat." Plinius, XXIX. 3.

V. 12. Lydischer Väter Blut.) Tyrrheno parente genita. Die Lydier waren ihrer weichlichen Sitten wegen bey den Alten im Ruf. Sie hatten sich, dem Plinius zu Folge, unter der Anführung ihres Königes Tyrrhenus, auf der westlichen Küste Italiens niedergelassen, und wurden von ihrem Anführer Tyrrhenen genannt. Naturgesch. III. 5.

V. 14. Violenroth.) Bläuliches Roth, so wie es bey hitzigen Krankheiten durch die blasse Haut zu schimmern pflegt.

V. 16. Die Thracische Sängerin.) Im Lateinischen heißt sie pieria pellex. Nach des Strabo Bericht haben gewisse Thracier den Namen Pierier geführt, und nachdem sie untergegangen sind, haben die benachbarten Macedonier ihr Land in Besitz genommen. Der Thracischen Schönen erwähnen die Alten mit vielem Beyfall. Anakreon in der drey und sechzigsten Ode sagt allegorischer Weise:

Warum blikst du von der Seite
So mich an, du Thracisch Füllen?

Und Horaz in der neunten Ode des dritten Buchs bekennt der Lydia, daß ihn die Thracische Chloe besiegt habe. — Weil die Musen in Pierien einen geheiligten Berg hatten; so hat man dieses pierische Rebsweib, wie es Horaz nennt, für ein Frauenzim-

mer

mer angenommen, das sich auf die Künste der Musen gelegt hat. Der deutsche Ausdruk thut beiden Auslegungen ein Genügen, er nennt das Vaterland und die Kunst.

Ramler.

2.

Vorschlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen.

Die Verlegung der Gottesäkker oder Kirchhöfe außerhalb der Stadt, ist lange der allgemeine Wunsch gewesen; man wird aber auf dessen Erfüllung nicht rechnen dürfen, bevor man nicht die Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, welche sich gegen eine solche Veränderung sträuben. Diese sind von mancherlei Art, und ich will versuchen, ob ich sie nicht mit guter Manier auf die Seite schieben kann. Denn heroische Mittel würken in dergleichen Fällen, wo es auf die Einbildung der Menschen ankommt, oft den unrechten Weg; und was ein Mensch von dem andern in der Güte erhalten kann, muß er ihm nicht abzuzwingen suchen.

Unsre Vorfahren haben viele besondre Feierlichkeiten mit der Begrabung ihrer Leichen verknüpft, die eines Theils auf die allgemeine Sicherheit der Menschen, andern Theils auf die Ehre und Beloh-

nung der Verdienste, und dritten Theils auch auf einen Vortheil der Kirchen und Kirchenbediente abzielen.

Zur ersten Art gehört, daß die Leichen nicht zu früh begraben, sondern einige Tage in ihren Särgen zur Schau gestellt, und hernach unter einer öffentlichen Begleitung an einen gemeinschaftlichen Ort abgeführet werden. Hätte ein jeder dafür das Recht erhalten, seine Todten in der Stille und bei seinem Hause verscharren zu dürfen; so würde vielleicht mancher lebendig ins Grab gekommen, mancher erschlagen oder vergiftet, und mancher als todt begraben sein, der sich der Nachforschung andrer hätte entziehen wollen. Dieses wollten unsre Vorfahren verhindern; und nach ihrer Absicht sollte der Sarg so lange offen stehen, bis die ganze Leichenbegleitung sich von dem wahren und natürlichen Tode des Verstorbenen durch ihre eignen Augen überzeugt hätte, und darüber zu jeder Zeit ein Zeugniß ablegen könnte.

Zur zweiten gehört die sogenannte letzte Ehre, welche Verwandte, Freunde, Verehrer, Amtsgenossen, und andre Freiwillige dem Verstorbenen erzeigen, und womit sie des rechtschaffenen Mannes Lob und das allgemeine Leid des Staats öffentlich verkündigen, auch andre zur Nachahmung aufmuntern wollten. Dieses sollte gleichsam die Ehrensäule des guten Bürgers, und der Triumph des Patrioten sein. Mit einer Begrabung ohne Gesang und ohne

Klang

Klang wollten sie ohngefähr so viel ausrichten, als wir mit dem Zuchthause.

Eine vernünftige Politik schuf die dritte Art. Man sah, daß die Menschen in jeder Ehrensache großmüthiger und freigebiger waren, als in einer andern; und wie man zum Unterhalt der Armen, der Kirchen und Kirchenbediente nicht gleich förmliche Steuren ausschreiben wollte, auch damit vielleicht nicht das wahre Verhältniß getroffen haben würde: so suchte man die Ehre zu reizen, und dieser eine milde Beisteuer abzugewinnen. Auf eine gleiche Art hofte man bei den Leichen einen Beitrag zum Unterhalt der Armen und Schulen zu erhalten; und die Erfahrung hat gezeigt, daß diese Politik ihres Zweks nicht verfehlet habe. Die Steuer ist um so viel ergiebiger gewesen, je mehr sie dem freien Willen überlassen ist; und da der Mensch nur einmal sterben kann: so hat man auch nicht befürchtet, daß dem Staate eine gar zu beschwerliche Last daraus erwachsen würde. Mehrere Vortheile, welche jedem bekannt sind, übergehe ich, so wie alles, was die Religion angeht, weil wir hier die Sache nur von ihrer politischen Seite betrachten können.

Alle diese wichtigen Vortheile fürchtet man zu verlieren, wenn die Grabstätten außerhalb den Kirchen und der Stadt angewiesen würden. Man fürchtet, die Leichenbegleitungen würden bei dem weiten Wege und bei schlimmem Wetter beschwerlicher werden, und sich natürlicher Weise vermin-

dern. Man fürchtet, die Ehre würde ihre Reizung verlieren, und jeder sich zulezt mit einem schwarzen Leichenwagen, in der frühesten Morgenzeit, und mit einem Worte, ohne alle opfernde Zeremonie, zur Ruhe bringen lassen; so wie solches in großen Hauptstädten, wo der Zeremonien leicht zu viel werden, wo keiner sich darin mehr unterscheiden kann, und wo folglich ihre ganze Würkung aufhöret, längst geschehen ist.

Unsre heroischen Kameralisten würden sich vielleicht darüber wegsetzen, und sich wohl gar freuen, daß alle diese eitlen Ausgaben vermieden, die Heirathen, wenn die Haushaltungen solchergestalt erleichtert würden, vermehret, und alle Kräfte bloß zu ihrem Vortheil gespannet würden; sie, die hier gleich Aberglauben und Thorheit in ihrem feierlichsten Gewande entdekken, die Kirche und ihre Bediente eines frommen Eigennutzes beschuldigen, und die Leidenschaften der Menschen mit Ausschluß aller andern besteuren wollen; sie die noch neulich in einem Lande aus ökonomischen Gründen die Kreuze und Kronen, womit die Gräber und Särge daselbst besetzet wurden, verboten, und damit einen allgemeinen Aufstand unter dem Volke erwekket haben. Allein dergleichen großen Männern ist nicht immer sicher zu folgen; und es war für die Kirche, welche daselbst die Kronen von allerlei Art zu vermiethen und auch für ein Kreuz auf das Grab etwas zu genießen hatte, ein jährlicher Schade von hundert Thalern,

der dort nun auf eine für die Eingepfarreten läſtigere Art erſetzet werden mußte. Unſers Orts wollen wir wenigſtens erſt verſuchen, ob wir nicht das Alte und Neue verbinden, und ſolchergeſtalt durch einen Mittelweg das Ziel erreichen können.

Alle drei Abſichten können unſrer Meinung nach füglich erhalten werden, wenn die Leiche vor wie nach aus dem Sterbehauſe abgeholet, ſodann nach einem kurzen oder langen Umgange in die Kirche gebracht, hier entweder mit oder ohne Muſik empfangen; und dann, nachdem alles was man dabei in der Kirche vornehmen will, vollbracht iſt, oder auch noch während der Zeit, von den Trägern zur Kirche hinaus, und entweder auf Schultern oder zu Wagen ohne andre Begleitung, auf den Kirchhof außer der Stadt gebracht wird. Hiedurch wird nicht allein in der ganzen Oekonomie unſrer Vorfahren nichts zerſtört, ſondern auch noch den Begleitern wenigſtens die Hälfte des Ungemachs, was mit der Abführung nach dem Kirchhof, beſonders bei ſchlimmem Wetter verknüpft iſt, erſparet. Ja die Leichenabführungen können auf dieſe Art noch feierlicher gemacht, die Perſonalien, welche ſeit der Zeit daß die bürgerlichen Tugenden ihren Werth verlohren haben, aus der Mode gekommen ſind, wieder eingeführet, noch mehrere Geſänge als oft im Regen geſchehen kann, geſungen, die Gemüther der Trauernden zum Opfer für die Armen gerührt, und die

Thränen der Leidtragenden deutlicher, als bei ungestümem Wetter unter freiem Himmel, bemerkt werden.

Alles dieses erfordert keine mehrere Zeit als die vorige Weise; und der Weg aus der Kirche nach dem Trauerhause, um dort entweder noch einmal zu weinen, oder noch etwas Trost zu holen, bleibt der nemliche. Fallen Seuchen und Krankheiten ein, welche eine minder feierliche Abführung erfordern: so wird ein sogenannter Lügensarg zur Abführung in die Kirche dienen, und für die Begleiter eben die Erinnerungen erwekken können, welche er in andern Fällen erwekt; und so wird auch dartnn keinem etwas abgehn.

Uebrigens kann, um der guten Meinung der Menschen in billigen Dingen nichts zu entziehen, dem Gottesakker außer der Stadt eben die Heiligkeit und Sicherheit mitgetheilet werden, welche der in der Stadt hat; und gewiß läßt sich solche an einem völlig umschlossenen Orte besser als hier erhalten, wo ein gemeiner Weg darüber geht. Hier wird mancher, wenn entweder der Raum zu enge, oder das Gras zu gut ist, bald auf diese bald auf jene Art in seiner Ruhe gestört, und keiner würde auf seinem Grabe eine Rose ohne Gefahr blühen lassen können. Die Ruhe ist hier nicht so stille und so sicher, wie es die weiche Wehmuth ihrem Geliebten wünschet, und keiner kann hier die Einsamkeit finden, welche der Schmerz suchet. Hier kann keiner mit Recht auf sein Grab setzen lassen, daß er in

seinem

seinem Leben keinem beschwerlich gewesen, und es auch nach dem Tode nicht sein wolle. Hier fällt bei einem täglichen Anblik der heilige Schauer weg, welcher Youngs Phantasie so sehr erhöhete, und die trauerklagende Muse krächzet bloß ein Leichenkarmen herauf. Hier findet sich selten der Name, dem zwar unerklärbaren aber immer doch natürlichen und nüzlichen Triebe der Menschen, sich ein Andenken nach dem Tode zu stiften, mehr als einen glatten Stein zu opfern; und hier wird man nicht leicht das alte: Sibi vivus posuit, antreffen.

Aber ein wohlverwahrter Kirchhof vor der Stadt kann alle diese Vortheile und noch mehrere vereinigen; er kann nehmlich auch seine Absonderung für diejenigen, die nicht mit andern in Gemeinschaft ruhen sollen, haben; er kann, wie bei den Herrnhuthern, zur heilsamen Erbauung für die Lebenden eingerichtet werden; er kann, da niemand gewöhnlich darüber geht, auch niemanden durch ein eingesunkenes Grab, wie es auf dem Stadtkirchhofe oft geschieht, gefährlich werden, und man hat bei Seuchen nicht zu fürchten, daß die Todten die Lebenden anstekken. So viele wesentliche Vortheile müssen und können alle Religionsverwandte dahin vereinigen, ihre künftigen Ruhestätten an einem gemeinschaftlichen Orte vor der Stadt, wofür die Landesobrigkeit hoffentlich gern sorgen wird, *) zu nehmen,

und

*) Auf den Römischen Grabmälern findet man häufig die Buchstaben S. A. D. oder die Worte: sub asseia dedica-

und Gott mit dem Pfarrer zu Fontenoy zu bitten, daß er diejenigen im Himmel beisammen lassen wolle, die dort nach der Schlacht in seinem Pfarrsprengel eine gemeinschaftliche Grube verschloß, und hier sodann von einerlei Würmern brüderlich werden verzehret werden.

J. Möser.

3.

Maurerode, beim Schluß des Jahres 1783.

(vorgelesen den 31. December 1783. in der Mutterloge zu den drei Weltkugeln.)

Wenn der rauhe Decembermond
Seine breiten Fittige schüttele,
Dann fürcht Flokke bei Flokke
Blendendes Schneegestöber herab.
Und gedrendet vom knirschenden Schnee
Saufelt der Thor im gefügelten Wagen,
Und merket es nicht,

Wie dedicavit; und die Gelehrten streiten über deren Bedeutung. Wahrscheinlich gab es aber zu Rom ein Zimmermann, oder wie wir sprechen, ein officium structurae; und wer etwas daran bezahlte, konnte es erhalten, daß sein Grabmahl auf einige Zeiten rein und schön bewahret wu de. Eine solche dedicatio sah sicher Klinke auch bei der Kirchhöfen vor der Stadt eingeführet werden.

Wie unter klingendem Schellengeläute
Ihm seine Bahn allmälig schmilzt. —
Siehe, gleich den Flokken des Schneees fällt
Aus dem immer welkenden,
Immer grünenden Kranze der Zeit,
Tag auf Tag und Jahr auf Jahr hernieder.
Zwar des Thoren Fußtritt zermalmt die fallenden Blumen,
Und ihre Spur verwehet des Leichtsinns säuselnder Hauch.
Aber der Weise sammlet sie auf,
Und windet auch die verwelkten Blumen zum Strauß,
Der einst zum zweitenmal blühet,
Und jenseit des Grabes noch duftet. — —
O schaue noch einmal zurük, eh du entfleuchst,
Du des heute verwelkenden Jahrs scheidender Genius!
Ach! ich blikke dir nach, Thränen im Aug!
Bitter täuschtest du mich, bitterer täuschte
Deiner Brüder noch keiner mich.
Trügerisch lächeltest du einstens auch mir,
Als du im Unschuldsgewand
Nieder zur Erde sankst;
Trügerisch reichtest du mir
Süßer Hofnung berauschenden Trank.
Und ich taumelte schon,
Siehe, da gossest du Wermuth und Galle
In den Becher des Lebens mir.
Dennoch fluch' ich dir nicht, trügrischer Genius.
Denn du lehrtest mich Weinenden,

Daß des vollkommenen Glüks goldene Blume
Nicht im Garten der Erde blüht.
Ach! sie blühet nur dort,
Wo der Weisheit flammender Stern
Näher und heller herniederglänzt.
Denn aus dunkler Ferne nur strahlet er hier,
Oft mit Wolken umhüllt,
Selten im flimmernden Purpurglanz.
Und nur wenigen, wenigen nur
Borgte gütig die Weisheit
Salomons spähendes Fernrohr,
Daß sie hinausschau'n
Ueber die Grenzen irdischer Sonnen,
Und ihn im vollen feurigen Glanze erblikken,
Der Wahrheit flammenden Stern.
Viele — viele, die Schüler der Weisheit sich dünken,
Und als Maurer in ihrem Tempel sich blähen,
Rennen, betrogen vom täuschenden Flimmer,
Einem flatternden Irrwisch nach,
Der sie in Pfützen und Sümpfe führt.
Nein, mich täuschest du nicht, blendender Irrwisch;
Ich kenn', ich kenne dein trügrisches Licht.
Willig und ohne zu murren,
Klimm' ich Felsen und Höhen hinan,
Achte des Schweißes nicht,
Der die glühende Stirn betropft,
Achte des Blutes nicht,

Das auf dem dornichten Pfade
Von der eilenden Ferse trieft.
Aber du winkeſt umſonſt, trügriſcher Irrwiſch!
Denn durch Sumpf und Moraſt,
Der mit mephitiſchem Dampf
Jegliche Kraft des Lebens vergiftet,
Lokte kein Diadem mich hindurch,
Peitſchte mich ſelber der Furie Geißel,
Und der Dolch der Verzweifelung nicht.
Wonne, Wonne mir dann,
Wonne, Brüder, uns allen,
Wann wir einſt näher ihn ſchaun,
Der Weisheit flammenden Stern,
Und vor dem gierigen Blik
Endlich der letzte Wolkenſchleier ſich aufrollt.
Auf dann, ihr Brüder, wenn heute
Die leiſe Stimme des ſterbenden Jahres
Nicht zu leiſe in eure Seelen ertönet;
Auf! ſo laßet uns heut
Am Sarge des ſterbenden Jahres,
Ehe ſein letztes Röcheln verhallet,
Unſern Schwur im Herzen erneuren,
Den Schwur der ſchönen Tugend,
Den Schwur der Weisheit und Stärke!
Und Du der rollenden Welten allmächtiger Erbauer,
Du, deſſen nie verſiegende Urne
Heil und Segen in Strömen herabgeußt,

Höre,

Höre, höre den leiseren Schwur des klopfenden Herzens,
Sieh' und trokne die Thräne, die heute noch rinnet,
Und geuß Licht auf die Pfade des Maurers herab,
Daß, wenn er mit forschendem Ernst
Die heimliche Blume der Weisheit sucht,
Er endlich sie finde und seines Fundes sich freue.
Tränke mit Strömen des Segens
Diesen der Weisheit geweiheten Hain,
Daß der scheidenden Jahre noch viele
Blühen und grünen ihn sehn in unverwelkendem Glanze.
Daß sich Friederich August,
Unsers mystischen Bundes Liebling und Stolz,
Daß sich jeder der Brüder im Tempel
Seiner verheißenden Blüte freu!

G.

4.

Von den Rechten der menschlichen Handlungen.

Die Gesetze nothwendiger Erscheinungen und Handlungen der Menschen sind und können nichts anders als Gesetze der Natur sein. Was diesen gemäß geschieht, ist Ordnung. — Alles, was sich auf die Befolgung der Gesetze unserer zufälligen Handlungen beziehet, ist Recht.

Die

Die Gesetze für unsre zufälligen Handlungen sind entweder Gesetze der Natur, oder Gesetze der menschlichen Kunst, oder geoffenbarte Gesetze Gottes.

Gesetz der Natur für unsre zufälligen Handlungen ist moralische Freiheit. Die Natur giebt daher dem Menschen das Recht zu thun, was er will und was er vermag. Alles was der Mensch thut, es möge sittlich gut oder böse sein, ist natürlich recht.

Die Gesetze der menschlichen Kunst sind entweder moralische oder politische. Die Handlungen, welche den moralischen Gesetzen entsprechen, sind moralisch recht. In so fern Naturrecht allein nicht zu unsrer Vervollkommnung führt, ist es dem moralischen Rechte untergeordnet, und muß diesem weichen. Die politischen Gesetze sind entweder solche, die unsrer wahren Bestimmung gemäß sind oder nicht. In beiden Fällen handle ich politisch recht, aber nur im erstern zugleich moralisch recht. In so fern das politische Recht nur Hülfsmittel des moralischen ist, kann es auch nur den Rang nach diesem haben.

Was dem geoffenbarten Willen Gottes gemäß ist, ist heiliges vor allen andern gültiges Recht.

Die Gesetze der Natur würken nur durch Stärke und Macht. Der Stärkere hat daher Naturrecht. Der Schwächere handelt natürlich unrecht, wenn er sich der überwiegenden Macht widersetzt. Die moralischen Gesetze würken nur durch Erkenntniß

unſrer Pflicht. Sie zwingen daher nicht; wenigſtens iſt dieſer moraliſche Zwang ein ſchwacher Damm gegen den Misbrauch der moraliſchen Freiheit. Die politiſchen Geſetze würken durch Strafen und Belohnungen. Dies kann nur der Mächtigere und Stärkere. Die politiſchen Geſetze haben daher ihre zwingende Kraft nur dem Naturrechte zu verdanken, weil nur dieſes den Zwang erlaubt.

Wenn der Menſch keiner andern Handlungen fähig wäre, als ſolcher, die zu ſeinem wahren Beſten dienen; ſo würde er alle ſeine moraliſche Freiheit behalten können, und ſein Naturrecht würde ungekränkt bleiben. Eben das würde der Fall ſein, wenn er nur lauter ſittlich gute Handlungen wollte, und es ihm nichts koſtete, die geſetzwidrigen zu unterlaſſen. Aber die geſellſchaftliche Verbindung verträgt ſich nicht mit dem völligen Genuſſe der moraliſchen Freiheit. Der Menſch iſt, um ſich zu vervollkommnen, verpflichtet, einen Theil ſeines Naturrechts aufzugeben, weil er es ſonſt unausbleiblich zum Nachtheil der Geſellſchaft misbrauchen würde. Auch kann er hierzu gezwungen werden; und obgleich dies nur vermöge des Naturrechts geſchehen kann, ſo erhält es doch in dieſem Falle, ſeines edlern Zwekkes wegen, einen Vorrang. Das Naturrecht wird dann ſittlich-politiſches Recht, wenn es die Menſchen durch Zwang ihrer Beſtimmung näher führt, und dadurch erhält es zugleich ſeinen größern Werth.

Da keine gesellschaftliche Verbindung mit völliger moralischer Freiheit bestehen kann, und wir ohne gesellschaftliche Verbindung unsre wahre Bestimmung nicht erreichen können, so erschöpft Befolgung der Naturgesetze bei weitem nicht unsre Pflicht. Wir sind verpflichtet, in gesellschaftliche Verbindung zu treten; und, obgleich uns die Natur völlige moralische Freiheit giebt; so ist doch die Gesellschaft befugt, einzelne Menschen unter ihre Gesetze zu zwingen. Es braucht daher zur gesellschaftlichen Verbindung keines Vertrags, keiner Verabredung, keiner Einwilligung. Der Mensch, oder die Menschen, die Gesetze geben und sich Gehorsam verschaffen können, haben von der Natur das Recht dazu, und geben ihren Gesetzen dadurch die moralische Sanktion, daß sie dieselben auf das wahre Beste der gesellschaftlichen Verbindung berechnen *).

*) Hiemit will ich aber nicht gesagt haben, daß es nicht besser sei, wenn die Verbindung durch Vertrag geschieht. Wie es um die Verfassung der Staaten besser stehen würde, wenn sie blos nach moralischen Gesetzen bestehen könnten; so hat auch ein Staat, der durch Verabredung entstanden ist, schon bei seiner Entstehung um so mehr Vorzug, je mehr man hier der Zwangsmittel entbehren kann. Aber die meisten Staaten sind wohl so entstanden, daß ein oder mehrere Menschen andere gezwungen haben, in gesellschaftliche Verbindung zu treten, und moralisch zu handeln. Und dies thut der Sache

Das Recht der Natur ist von dem gesellschaftlichen Rechte gar sehr unterschieden. Jenes erlaubt den uneingeschränkten Gebrauch aller Kräfte. Dieses

an und für sich gar keinen Eintrag. Es kömmt alles darauf an, in wie fern die Regierung darauf bedacht ist, Erkenntniß des wahren Besten in den Mitgliedern der Gesellschaft hervorzubringen, um die Zwangsgesetze so viel als möglich zu vermindern. Und hiezu ist sie verpflichtet, in so fern es ihr obliegt, das Beste der Gesellschaft zu befördern. Aber das alles hindert nicht, daß der Mensch, der keinen Sinn für gesellschaftliche Verbindung und Vervollkommnung hätte, nicht mit allem Rechte dazu gezwungen werden könnte, eben weil er dazu verpflichtet ist. Dieses Recht geht so weit, daß der Mensch zu Gesinnungen gezwungen werden kann, falls man anders Gesinnungen durch Zwang hervorbringen kann. — Ich will der Intoleranz hiemit keineswegs das Wort geredet haben. In so fern wir alle irren können, thun wir sehr wohl, wenn wir uns nicht für untrüglich halten. Auch ist kein Zweifel, daß moralische Gesinnungen, die man erzwingt, eben nicht von großem Werthe sind, und man also allerdings bemüht sein muß, sie durch Erkenntniß hervorzubringen. Aber wenn der Staat das Recht hat, seine Mitglieder zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen, und es Pflicht für jeden Menschen ist, moralisch gute Gesinnungen zu haben; so sehe ich in der Welt nicht ein, warum er sie nicht erzwingen könnte, falls dies sonst möglich ist; und ist es nicht möglich, so hebt sich die Sache von selbst. Ich überlasse es andern, zu untersuchen, ob es nicht Fälle gebe, wo man moralische Gesinnungen nicht unmittelbar durch Erkenntniß, wohl aber mittelbar durch Zwang hervorbringen kann. Erzieher der Jugend sind im Stande, diese Frage zu beantworten. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von geäusserten Gesinnungen die Rede ist und sein kann.

ses setzt ihnen Schranken, und bestimmt, welche Kräfte und wie sie angewandt werden sollen. Die gesellschaftlichen Gesetze dürfen und können sich daher niemals auf Recht der Natur berufen. Eins ist dem andern entgegengesetzt. Vermöge des Naturrechts ist kein Mensch gegen den andern zu etwas verpflichtet, weil hier alles auf den Stärkeren ankömmt. Wenn die Gesellschaft sich auf Recht der Natur beruft, so kann sie damit nur ihre überwiegende Macht meinen. Denn wenn die Gesetze der Gesellschaft zur Vervollkommnung der einzelnen Mitglieder abzwekken, so sind sie moralisch recht, und die Mitglieder sind verpflichtet, sie zu brfolgen. Wenn hingegen die gesellschaftlichen Gesetze nicht zu unserm wahren Besten abzwekken, so sind sie moralisch unrecht, und die Mitglieder sind nicht verpflichtet, ihnen zu gehorsamen. Die Gesellschaft hat dann nur Naturrecht vor sich, und die einzelnen Mitglieder sind ebenfalls befugt, sich desselben zu bedienen, wenn ihnen sonst nicht die Macht entgegensteht. In so fern keine Gesellschaft durch bloße moralische Gesetze besteht, sondern immer politische zu Hülfe nehmen muß, und diese letzteren nur durch Zwang würken, folgt, daß das gesellschaftliche Recht aus dem sittlichen und natürlichen zusammengesetzt sei. Nun verpflichtet zwar an und für sich das Naturrecht nicht, aber es verpflichtet allerdings, in so fern es zur Erhaltung des sittlichen Rechtes angewandt wird.

Jedes gesellschaftliche Gesetz muß der Natur der gesellschaftlichen Verbindung angemessen, d. i. auf ihre bestmöglichste Erhaltung und Vervollkommnung kalkulirt sein. Dies ist Naturrecht der Gesellschaft, das man fälschlich mit dem eigentlichen und allgemeinen Naturrecht der Menschen verwechselt hat. Man sieht leicht, daß die ganze Verwirrung daher rührt, daß man den gesellschaftlichen Zustand für den einzigen natürlichen, und für eine nothwendige Bedingung der menschlichen Erhaltung und Fortpflanzung angesehen hat, da dies doch nur von der Vervollkommnung gilt, die freilich nicht ohne gesellschaftliche Verbindung geschehen kann. Aber der Mensch hört deswegen nicht auf Mensch zu sein, wenn er sich nicht vervollkommt. Darin besteht ja eben die Freiheit des Menschen, daß, obgleich die Vervollkommnung seine Bestimmung ist, diese doch nicht nothwendig ist. Ernährung und Fortpflanzung sind die einzigen nothwendigen Bedingungen seines Daseins, und diese können auch ohne gesellschaftliche Verbindung statt finden. Es versteht sich, daß ich eine Familie, die fast nur durch Instinkte zusammenhängen, und sich folglich ruhig ihrer moralischen Freiheit überlassen kann, noch keine gesellschaftliche Verbindung nenne.

Genaue Beobachtung des Naturrechts findet nur unter einzelnen und ohne gesellschaftliche Verbindung lebenden Menschen und Familien statt. Und da hier keine merkliche Entwikkelung der Kräfte

geſchehen kann, ſo fehlt es auch an zufälligen Trieben und Handlungen. Es hat hier noch alles den Anſtrich vom Nothwendigen und Inſtinktartigen; und es iſt nicht zu beſorgen, daß da, wo noch keine moraliſche Freiheit eigentlich ſtatt findet, Unheil und Zwekwidrigkeit aus derſelben entſtehen werde. — Aber wie in dieſem Falle keine merkliche Entwikkelung der menſchlichen Kräfte ſtatt finden, und folglich kein merklicher Grad von Vervollkommnung erreicht werden kann; ſo ſind wir verpflichtet, dieſem Naturrechte Schranken zu ſetzen, und Antriebe beizufügen, damit auf der einen Seite die beſtimmungswidrige Anwendung deſſelben verhindert, und auf der andern Seite die vermannichfaltigte und zwekmäßige Anwendung deſſelben befördert werden könne.

Das Recht erhält ſeine Kraft durch das Geſetz. Das Geſetz kann nur durch unſre Verpflichtung ſeine Sanktion erhalten. Die moraliſche Kraft des Rechts ſteht daher mit unſrer Verpflichtung im genaueſten Verhältniſſe, und dieſe giebt den Maaßſtab, nach welchem jene zu berechnen iſt.

In ſo fern wir phyſiſch gewiß überzeugt ſind, daß Gott uns moraliſche Geſetze geoffenbart habe, iſt es auch unſre heiligſte Pflicht, ſie zu befolgen. Es kann keine andre Geſetze geben, die unſrer Beſtimmung angemeßner wären. Es iſt daher auch heiligſte Pflicht für den Staat, dieſe göttlichen moraliſchen Lehren zu politiſchen Geſetzen zu machen.

Hier kann es kein von dem Rechte des Staates abgesondertes Kirchenrecht geben, so wie hier auch schlechterdings keine Toleranz statt findet. Die Befolgung solcher Gesetze der Willkühr der einzelnen Mitglieder überlassen, wäre die größeste Pflichtvergessenheit und Zwekloſigkeit der Regierung. Und somit kann es eine rechtmäßige Intoleranz geben.

Diesem Rechte folgt zunächst dasjenige, welches den physisch gewissen moralischen Gesetzen der menschlichen Kunst entspricht. Wo jenes heilige Recht fehlt, vertritt dieses dessen Stelle. Wir sind gewiß verpflichtet, uns ihm zu fügen, und der Staat handelt folglich zwekmäßig, wenn er zu dessen Befolgung im Nothfalle zwingt. Auch hier ist Intoleranz rechtmäßig, und kann unsrer Verpflichtung keinen Eintrag thun.

Das politische Recht verpflichtet nur in so fern, als es moralische Sanktion hat. Bloße willkührliche Gesetze, oder welcher Beziehung auf unser wahres Beste nicht hinlänglich erwiesen werden kann, die nur auf Meinungen beruhen, sind unrechtmäßig, und können nur durch physische Gewalt erzwungen werden. Wo es inzwischen an ächten Gesetzen fehlt, fügen sich die Menschen allerdings, weil sie nichts bessers kennen.

Die politische Gesetzgebung darf nur solche moralische Gesetze zum Grunde legen, von deren Aechtheit physische Gewißheit gegeben werden kann, weil

der

der Staat oder die Regierung nur dazu verpflichtendes politisches Recht hat. Es giebt gewisse moralische Gesetze, die, ob sie gleich physische Gewißheit haben, dennoch mancher Ursachen wegen, nicht zu politischen Gesetzen gemacht werden können; weil entweder ihre allgemeine und genaue Befolgung andern fürs Ganze wichtigern Gesetzen Eintrag thut, oder weil sie durch Zwang eine falsche Richtung bekommen, oder auch überhaupt gar nicht zu erzwingen sind. Diese überläßt die Regierung der Billigkeit der einzelnen Mitglieder. Der Inbegriff solcher moralischen Gesetze, von deren Aechtheit wir zwar mit physischer Gewißheit überzeugt sind, die aber nicht politische Kraft haben, ist die Moral, welche in dem Staate also das zweite Triebrad der gesellschaftlichen und zur Vervollkommnung führenden Handlungen ist, und demjenigen Theil unsrer moralischen Freiheit Vorschrift und Richtschnur stellt, der nicht durch politische Gesetzgebung beschränkt worden ist.

Geoffenbarte Lehren verpflichten uns heilig und gewiß. Wenn die Regierung befugt ist, zu physisch gewissen Lehren der menschlichen Vernunft zu zwingen; so folgt unwiderleglich, daß sie mit noch weit größerm Rechte physisch gewisse Lehren der Offenbarung durch Zwang zu unterstützen befugt sei. — Aber hier könnte man nun die Frage aufwerfen: Sind nicht geoffenbarte Lehren von der Art, daß ihre allgemeine und genaue Befolgung andern fürs

Ganze wichtigern Gesetzen schadet, oder überhaupt gar nicht zu erzwingen sind? und muß daher nicht die Regierung solche Lehren bloß der Billigkeit der Menschen überlassen? Einige Weltweise haben in der That mit Ja geantwortet, und hieraus die Pflichtmäßigkeit der Toleranz in Religionssachen zu gründen gesucht. Aber da unsre Vervollkommnung nur in der größtmöglichsten Entwikkelung und Anwendung unsrer Kräfte bestehen, und die Anwendung derselben nur im gesellschaftlichen Leben statt finden kann; so folgt auch, daß wenn Gott zum Behuf der Entwikkelung unsrer Kräfte und Einsichten sich auf eine außernatürliche Art geoffenbart hat, diese durch Offenbarung verliehene Kräfte und Einsichten doch zur Anwendung in der Gesellschaft dienen sollen und können. Was uns daher Offenbarung lehrt, kann sich auf nichts anders, als auf gesellschaftliche Handlungen beziehen, und muß folglich auch aus diesem Grunde politisch unterstützt werden. Nur muß man Religionslehren sehr wohl von Glaubenslehren unterscheiden. Die Religionslehren sind nur dann Glaubenslehren, wenn wir von ihrer Aechtheit nicht mit physischer Gewißheit überzeugt sind. Nun kann es aber gar wohl Religionslehren geben, von deren Aechtheit wir allerdings physische Gewißheit haben, und diese hören dann durch eben diese physische Gewißheit auf, Glaubenslehren zu seyn. In so fern nun solche Lehren nicht anders, als zu unsrer wahren

Glük-

Glükſeligkeit dienen können, und Glükſeligkeit wiederum nur durch geſellſchaftliche Verbindung bewürkt werden kann; in ſo fern muß die Regierung auch alles mögliche Recht haben, auf ihre Befolgung durch Lehren und Zwang zu halten.

Könnte man aber mit phyſiſcher Gewißheit beweiſen, daß der Menſch ſeine wahre Beſtimmung auch ohne geſellſchaftliche Handlungen erreichen könnte, und daß dieſe nicht das einzige nothwendige Mittel zu unſrer Vervollkommnung ſeien; ſo könnte man nun ferner ſo ſchließen: die Regierung iſt zu nichts weiter verpflichtet, als zur Vervollkommnung der geſellſchaftlichen Verbindung. Was nicht auf dieſe abzwekt, gehört nicht für ihr Forum; und ſie iſt daher nicht verpflichtet, auf die Befolgung ſolcher Geſetze zu dringen, die nicht zum Beſten der Geſellſchaft abzwekken. Aber daß dieſer Schluß falſch ſei, wird, denke ich, aus folgendem erhellen. Der oder die Menſchen, die phyſiſche Gewißheit von der Aechtheit der zu unſerm wahren Beſten erforderlichen Geſetze, und Vermögen und Macht haben, dieſe Geſetze durch Lehren und Zwang unter den Menſchen in Ausübung zu bringen, ſind dazu verpflichtet; und hierauf und nur hierauf gründet ſich die wahre Rechtmäßigkeit der Obrigkeiten. Menſchen ſolcher Art ſind zu Obrigkeiten qualifizirt und von der Natur dazu ernannt. Obrigkeiten, denen dieſe Eigenſchaften fehlen, ſind Uſurpatoren, die kein wahres Recht, ſondern nur ihr Naturrecht

vor sich haben; dem ein jeder das seinige entgegensetzen, und natürliche Gewalt mit natürlicher Gewalt vertreiben kann. Aber jener qualifizirten Obrigkeit sind wir zu gehorchen verpflichtet, auch ohne unsre Einwilligung, frei und gezwungen, verpflichtet. — Gesellschaften, die auf solche Einwilligung der einzelnen Mitglieder entstanden sind oder entstehen, haben den Individuen nichts von ihrer Verpflichtung erlassen, und die Gesellschaft selbst ist verpflichtet, nichts davon nachzulassen. Sie muß vielmehr alle ihre Kräfte anwenden, so viel als möglich durch Erkenntniß, wo aber dies nicht hinlänglich ist, durch Zwang, auf die Erfüllung aller der Gesetze zu halten, von denen es physisch gewiß ist, daß sie zu unserm wahren Besten erfordert werden. Mit einem Worte, es ist Pflicht für die Menschen, nicht deswegen in gesellschaftliche Verbindung zu treten, um eine Gesellschaft auszumachen; sondern deswegen, um durch diese gesellschaftliche Verbindung die Vervollkommnung der Einzelnen zu befördern.

Und gesetzt, es wäre eine Gesellschaft durch Verabredung entstanden, gesetzt, diese hätten sich, aus ihnen gültig dünkenden Ursachen nicht ein so weites Ziel gesteckt, gesetzt, sie wollten durch ihre gesellschaftliche Verbindung nicht ihre ganze mögliche Vervollkommnung erreichen. Handelten sie da ihrer Bestimmung gemäß? Handelten sie nicht pflichtwidrig? Wäre es nicht Pflicht für sie, über dieses willkührlich festgesetzte Ziel hinaus zu gehen? Würden

den nicht diejenigen, die Einsichten und physische Kraft dazu hätten, höchst recht handeln, troz der Verabredung die Menschen zu ihrer wahren Glükseligkeit zu zwingen? Entweder die Obrigkeit hat gar kein anderes Recht, als Naturrecht vor sich, oder sie hat dieses. — Ueberhaupt muß sich, wie schon gesagt ist, das gesellschaftliche Ganze keineswegs für den Endzweck der menschlichen Kräfte ihrer Bestimmung halten, weil es nur das Mittel dazu ist. Es darf sich daher auch nicht bloß an seinem Besten begnügen, sondern ist verpflichtet, die Individuen der Glückseligkeit so nahe als möglich zu führen, und also hauptsächlich aus diesem Grunde überall berechtigt, auf das zu dringen, was hiezu beitragen kann. Aber das wahre Beste der Gesellschaft steht mit dem wahren Besten der einzelnen Mitglieder in so genauer und unzertrennlicher Verbindung, daß, wo jenes ausgemacht ist, dieses nicht fehlen kann. Die Regierung kann nichts zum wahren Besten des Ganzen anordnen, was nicht auch die Individuen glüklich machte; und, soviel wir bis jezt gewiß wissen, kann nichts den Individuen würklich vortheilhaft sein, was nicht auch dem Ganzen zu gute kommen sollte. Der Mensch, der von allen Mitgliedern der Gesellschaft den kleinsten Vortheil zieht, und den geringsten Plaz in derselben einnimmt, hat immer doch noch tausend Vorzüge vor demjenigen, der bloß von und nach der rohen Natur lebte. — Für ächte Offenbarung giebt es

daher

daher keine Toleranz. Ihr muß dasselbe Zwangsrecht zukommen, was wir der Vernunft einräumen. Im Gegentheil würden wir entweder falsche Begriffe von der Gottheit oder Inkonsequenz verrathen, wenn wir den Gesetzen der Vernunft einen Vorzug vor geoffenbarten Gesetzen geben wollten.

Ganz anders aber verhält es sich mit bloßen Glaubenslehren. Handlungen, welche diesen entsprechen, dürfen allerdings nicht erzwungen werden, weil es hier an Gewißheit des Gesetzes, und folglich auch an Gewißheit des Rechtes fehlt. Aber wohl können und müßen sie durch Zwang unterdrükt und gehindert werden, wenn es physisch gewiß ist, daß sie dem wahren Besten der Gesellschaft, und folglich auch der Vervollkommnung der Individuen im Wege stehen. Dies ist der wahre Probierstein der moralischen Gesetze, woran man ihre Aechtheit oder Unächtheit erkennen kann. Noch bis jetzt ist kein ächtes moralisches Gesetz von der Regel abgewichen, daß es zum wahren Besten der Gesellschaft diene; und aus eben angeführten Vernunftgründen ist es auch unmöglich, daß dies je der Fall sein könnte. — Toleranz findet daher nur bei solchen Glaubenslehren statt, die dem gesellschaftlichen Besten nicht hinderlich sind. Sobald sie dem wahren Besten der Gesellschaft entsprechen, hören sie auf, Glaubenslehren zu sein, und erhalten durch die Erfahrung von ihrer wahren Zwekmäßigkeit das Siegel der physischen Gewißheit. Und so, wie nicht alle

moralische Lehren der Vernunft zu politischen Gesetzen gemacht werden können, sondern einige derselben der Billigkeit der Menschen überlaßen werden müssen; so kann es auch allerdings unter den Lehren der Offenbarung solche geben, die der Staat nicht durch Zwang unterstützen darf. Aber das nicht deswegen, weil es geoffenbarte Gesetze sind, sondern aus eben den Ursachen, warum manche Gesetze der Vernunft nicht erzwungen werden dürfen.

Und nun lenke ich wieder ein. Alle Rechte der menschlichen Handlungen zerfallen in verpflichtende und nicht verpflichtende, d. i. in solche, die unserm wahren Besten gemäß sind, und in solche, die es entweder würklich nicht sind, oder von denen dies doch nicht ausgemacht ist. Die erstern mögen nun durch Verabredung und Einwilligung der einzelnen Mitglieder oder durch Macht und Gewalt festgesetzt worden sein, so sind wir doch immer verpflichtet; nur mit dem Unterschiede, daß unsere Verpflichtung dann frei ist, wenn wir sie verabredet und bewilliget haben, und dann nur gezwungen ist, wenn wir durch Macht und Gewalt zu ihrer Befolgung angetrieben werden. Aber in beiden Fällen ist die Regierung rechtmäßig, und wir sind schuldig zu gehorchen. — Die Verabreduug und Einwilligung der einzelnen Mitglieder giebt daher und kann einem Rechte oder einem Gesetze keine moralische Sanktion geben. Wenn ein Gesetz unserer Bestimmung nicht gemäß ist, so fehlt ihm moralische

Sank-

Sanktion, es mag verabredet und durch Vertrag festgesetzt sein oder nicht.

Wo bleibt aber die Heiligkeit des gegebenen Wortes, der Versprechen, der Verträge? — Ich kann nur darüber Verträge machen, worüber ich moralische Freiheit habe, d. i. über Dinge, mit denen ich nach meinem Gutbefinden verfahren kann, und die die politische Gesetzgebung meiner Billigkeit überlaßen hat. Wo die Gesetzgebung den Menschen nicht aller seiner moralischen Freiheit beraubt hat, wo nicht eine gesetzliche Gemeinschaft aller Güter ist (und eine solche Gesellschaft kann immer nur eine mittelmäßige Stuffe der Vervollkommnung erreichen); da kann auch gesellschaftliche Verbindung nicht ohne Erfüllung der Verträge bestehen. Aber diese Verträge müssen immer von der Art sein, daß sie dem Ganzen auf eine oder die andere Art unmittelbar oder mittelbar nützlich sind. Die Erfüllung solcher Verträge ist in unserer Verpflichtung gegründet, und kann daher mit allem Rechte erzwungen werden. Wenn aber die Verträge nicht zum wahren Besten abzwekken, wenn sie die Erreichung dieses Besten hindern: so fällt auch unsere Verpflichtung weg; und wir können nur durch Naturrecht, oder welches einerlei ist, durch Despotismus, nie aber durch wahres politisches Recht, zu ihrer Erfüllung gezwungen werden. Der Vertrag selbst ist pflichtwidrig, und das wenigste, was wir zur Ge-

nug-

ñugthuung und Entschädigung thun können, ist, daß wir ihn brechen.

Und nun weiter. Die Gesellschaft ist verpflichtet, so viel als möglich, Vervollkommnung zu erreichen. Sie ist verpflichtet, sich hier keine Gränzen, am wenigsten zu enge Gränzen zu setzen. Das letztere würde sie thun müssen, wenn sie bei ihrer Entstehung die mangelhaften und eingeschränkten Kenntnisse der einzelnen Mitglieder zu politischen Gesetzen machen wollte, und verpflichtet sein sollte, diese nie zum Besten der Unaufgeklärten zu verbessern. Alle diese Schwierigkeiten sind gehoben, so bald wir uns zu dem verpflichtet halten, was unserm währen Besten gemäß ist, wir mögen dies verabredet und bewilliget haben oder nicht. Der Staat mag nun monarchisch oder republikanisch regiert werden; so kommt es immer nur darauf an, ob die Politik der Regierung unserm wahren Besten gemäß ist. Dies nur giebt ihr Sanktion der Rechtmäßigkeit, so wie uns Gewißheit und Heiligkeit der Verpflichtung.

Selle.

5.

Ueber den Erfinder der fliegenden Luftmaschinen.

In den beiden ersten Stükken der Berliner Zeitung vom J. 1784 *) befinden sich zwei Nachrichten,

*) Nr. 1. und 2. der Haude- u. Spenerschen Zeitung. B. B. Monatsschr. III. B. 2. St.

ten, welche die Erfindung der aerostatischen Maschinen betreffen. Im ersten Stük ist es ein Artikel aus Neapel vom 11. Nov. vor. J., worin es heißt: daß ein Gelehrter zu Bergamo schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Idee zur Erfindung eines solchen fliegenden Balles gehabt und öffentlich bekannt gemacht habe. Der Aufsatz im zweiten Stük *) berichtigt einige Behauptungen des Briefes aus Neapel **); nennt den Jesuiten Lana, als den im Briefe gemeinten Erfinder; eignet aber einem deutschen Zeitgenossen desselben, nemlich dem Professor Sturm, die Ehre zu, diese Idee weiter ausgebildet und die Möglichkeit der Erfindung gezeigt zu haben; und giebt endlich, als einzigen Hauptunterschied zwischen diesen ältern deutschen und den itzigen französischen fliegenden Bällen, den Umstand an: daß jene luftleer sein sollten, und diese mit leichter Luft angefüllt sind. — Ich glaubte, es sei nicht unschiklich, eine nähere Untersuchung dieser Materie lieber in eine Schrift, wie Ihr Journal ist, als in ein ephemeres Blatt, einzurükken. Ich werde kurz sein, und die Hauptpunkte, worauf es ankommt, simpel vorlegen. Uebrigens kann man mich nicht in Verdacht einer Parteilichkeit haben, da ich weder

*) Er ist von unserm geschikten und berühmten Chemiker, Herrn Assessor Klaproth. B.

**) Z. B. die sowohl falsche, als an sich unmögliche Behauptung, daß die von dem italiänischen ersten Erfinder vorgeschlagenen Kugeln hätten von Papier sein sollen. B.

weder ein Franzoſe, noch Deutſcher, noch Italiäner bin. *)

Im Jahre 1670 gab Lana die Ankündigung eines größern Werkes heraus, unter dem Titel: Prodromo premeſſo all'Arte Maeſtra. Das ganze 6te Kapitel dieſer Schrift handelt von der Kunſt: Ein Schiff zu bauen, das in der Luft ſchwebend mit Segeln und Rudern kann gelenkt werden, und deſſen Möglichkeit durch die Ausführung bewieſen wird. — Dieſe Titel und die lateiniſche Ueberſetzung des genannten Kapitels ſtehn in des altdorfiſchen Profeſſors Joh. Chriſtoph Sturms Collegium experimentale (Nürnberg, 4.), in den Zuſätzen zum 10ten Verſuche. Nach dieſer Ueberſetzung will ich Lana's Gedanken vortragen.

Lana hatte vorher (im 5. Kap.) von der Kunſt geredet, den Flug der Vögel nachzuahmen; citirt nun den Dädalus und Ikarus, und ein neueres Beiſpiel, das ihm glaubwürdig zu ſein ſcheint *);

*) Herr Prevoſt iſt ein Genfer. B.

**) Umſtändlichere Nachricht von dieſem neuen Beiſpiel, worauf Lana anſpielt, findet man in des Oldoini Werk über die Gelehrten aus Perugia, unter dem Titel: Athenaeum Auguſtum, Perug. 1678. 4. welches im Journal des Savans vom genannten Jahre S. 459 angezeigt iſt. Der angebliche Luftſchiffer war, dem O. zufolge, Joh. Bapt. Dante, mit dem Zunamen Dädalus, aus Perugia gebürtig. Er machte ſich Flügel, womit er verſchiedenemal über den Thraſymeniſchen See (den Lago di Perugia) flog. Nun wollte er ſeine Kunſt öffentlich zeigen, ſchwang

und rühmt sich endlich, durch anhaltendes Nachsinnen ein neues Mittel, sich in die Luft zu erheben, worauf noch kein Mensch gefallen sei, nehmlich ein Luftschiff, erfunden zu haben. Eh er dasselbe erklärt, begründet er zuvor fünf Sätze. Einer derselben ist aus dem Euklides genommen; drei sind physikalische und hydrostatische Lehrsätze, die heut zu Tage allgemein bekannt sind; und der fünfte giebt das absolute Gewicht des gemeinen Wassers an. Nach dieses Physikers Meinung wiegt ein Kubikfuß Wasser 80 Pfund. (Ohne diese Schätzung zu bestreiten, will ich hier nur bemerken, daß Müsschenbroek einen solchen Fuß Wasser zu 63 Pf. 2 Unzen 1 Drachme und 4 Gran Amsterdammer Gewicht angiebt.) — Nun geht unser Jesuit zur Anwendung über; und

schwang sich zu dem Ende von dem höchsten Orte der Stadt ab, hatte aber das Unglük, daß das Ersen an einem seiner Flügel brach. Er fiel auf eine Kirche nieder, und zerbrach sich die Lende; doch blieb er am Leben. Bayle, der dies erzählt, stellt die Geschichte ins 15te Jahrhundert. Aber aus Lana's Ausdruk: zu unsern Zeiten, läßt sich schliessen, daß dieser Dante nicht so alt ist.

Zur Bestätigung dieser fabelhaften Erzählung bringt Hr. Toinard in dem ebengedachten Bande des Journal des Savans eine ähnliche Erfindung bei. Ein Schlösser in der französischen Provinz le Maine, Namens Besnier, hatte ersonnen: vier Flügel sich auf die Art an den Leib zu binden, daß man sie eins ums andere mit den Händen und Füßen in Bewegung setzen konnte. Die Figur ist daselbst (S. 461) beschrieben, und in Kupfer gestochen. Anm. d. Verf.

und zeigt, daß wenn man den Umfang einer luftleeren Kugel vergrößert, man sie specifisch leichter als Luft machen kann. Er nimmt, um eine solche Kugel von Kupfer zu machen, eine Kupferplatte von einem Quadratfuß an, die so dünne ist, daß sie nur 3 Unzen (wovon 12 auf ein Pfund gehn) wiegt; untersucht den Durchmesser, den die Kugel haben müsse, um in der Luft schweben zu können; und findet, daß er von 14 Fuß sein müßte. Nun läßt er den Durchmesser vergrößern, und bringt, nach seiner Hypothese, ganz genau das absolute Gewicht heraus, das die Kugel mit empor heben würde. Und so schlägt er endlich vor, ein Schiff zu bauen, das von vier solchen Kugeln gehoben würde, und womit man in freier Luft segeln und rudern könnte. Er fügt hinzu, daß seine Umstände ihm nicht erlaubten, so etwas für sich zu unternehmen; und eröfnet zu dem Ende eine Subskription, um 100 Thaler, als die dazu nöthige Summe, zusammen zu bringen. *)

Hierauf macht Lana sich selbst sechs Einwürfe, die ihm aber alle scheinen zu heben zu sein. Der erste betrift die Art, die Kugel luftleer zu machen. Er wendet sehr geschikt die Erfindung des Torricelli dazu an, nur braucht er Wasser statt Quekfilber. Von der Luftpumpe redet er gar nicht, die doch

*) Dies mag leicht die erste Subskriptionsanzeige in neuern Zeiten sein. Subskriptionen wären also, wie Lotterien, aus Italien zu uns gekommen. B.

Otto von Guerike schon verschiedene Jahre vorher erfunden hatte *), und mit deren Verbesserung sich Boyle damals beschäftigte **). Dieser Einwurf kann uns itzt nicht mehr aufhalten. 2) Kann die ungemeine Dünnheit des Gefäßes den Druk der äußern Luft aushalten, da man den innern Widerstand weggenommen hat? L. antwortet, daß die sphärische oder sphäroidische Form vor dem Einbrechen sichert; denn sie bietet der andrängenden Luft ein Gewölbe dar, das ohne nachzugeben die größte Last aushalten kann. 3) Die Verfertigung einer so großen Maschine; und 4) ihr Aufsteigen bis ins Unendliche; sind Schwürigkeiten, die dem Verfasser natürlich leicht genug zu heben werden. 5) Aber werden die Ruder bei einem so sehr nachgebenden Fluidum, als die Luft ist, auch gehörig wirken können? L. antwortet: Ja! denn wenn das Ruder wenig Widerstand finde, so finde auch der Schifsschnabel gerade eben so wenig. Zudem wolle er anderswo (vermuthlich in seinem größern Werk) lehren, wie man den Wind zu dieser Schiffahrt gebrauchen könne, selbst den konträren Wind; und das letzte nicht bloß in der Luft, sondern auch auf dem Wasser. (Dieser Abfall muß die neugierige Hitze sehr abkühlen, mit der man etwa sonst das noch aufgesparte Geheimniß des Verfassers zu erfahren wünschen könnte. Denn ein Mechaniker, der nicht einsieht,

daß

*) Sein bekannter großer Versuch vor Kaiser und Reich in Regensburg geschah im Jahr 1664. B.

**) Vom Jahr 1660 bis 1692. B.

daß die Regeln, nach welcher die Schiffahrt auf dem Wasser geschieht, auf die Luft nicht anzuwenden sind, läßt keine tief durchdachten Aufschlüsse von sich erwarten.) 6) Endlich hebt der Verfasser die Furcht, welche die Luftschiffer etwa vor einem Sturm haben könnten. — Aus allem diesen schließt nun Lana, daß die wichtigste oder vielmehr einzige Schwürigkeit in dem Willen Gottes bestehe, der wohl schwerlich eine Maschine würde zu Stande kommen lassen, die so viel Böses wirken könnte. — — Lana hat diesem 6ten Kapitel eine Zeichnung beigefügt, die von Sturm, wie dieser selbst in den Zusätzen des eben genannten Buchs S. 102 sagt, kopirt worden, und in dessen Werke S. 64. Fig. XLII. steht.

Sturm nehmlich trägt in dieser seiner Experimentalphysik, den Vorschlag des P. Lana vor. Er folgt Schritt vor Schritt dem Gange der Ideen, der sich in dessen eben von mir zergliedertem Prodromus findet, und bestätigt die Grundsätze des Jesuiten durch verschiedene Versuche. Aber behaupten kann man, daß er auch nicht eine einzige Idee von Wichtigkeit zu dem Vorschlag selbst hinzugethan, ausser allenfalls: die Luftpumpe statt der torricellischen Leere zu gebrauchen. Unter allen von ihm beigebrachten Versuchen ist auch nur der einzige merkwürdig, wo er ein kleines versenktes Schiffchen, durch gläserne luftvolle Kugeln, mitten im Wasser schwebend erhielt. Sein Verdienst besteht bei dieser Sache darin, daß er des Italiäners Erfindung äußerst genau und deut-

lich vorträgt, und daß er ihm so offenherzig und ehrlich allen Ruhm davon läßt. — Was der gelehrte Mann sonst noch von Erfindungen in der Kunst zu fliegen anführt, verdient keine Aufmerksamkeit.

So ist das ganze Faktum; und nun kömmts darauf an, die Frage zu entscheiden: Gehört die Ehre der Erfindung der aerostatischen Bälle einem dieser ältern Physiker, oder den Franzosen, welche in unsern Tagen sie wirklich ausgeführt haben? Zuförderst, glaube ich, würde Sturm selbst sich alles Anspruches darauf begeben haben; und wenn wir seinem Verdienste Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen, dürfen wir sein eignes Zeugniß nicht verwerfen. Also kann nur Lana ein Recht daran haben; und um darüber zu urtheilen, müssen wir die Grössen, die er in seinen Berechnungen als ausgemacht annimmt, etwas genauer schätzen.

Ich halte mich an das Gewicht des Wassers, so wie es Müsschenbroek angegeben hat; theils der größern Genauigkeit wegen, theils wegen bequemerer Vergleichung mit dem Gewicht des Kupfers, als der Materie, welche Lana zu seinem Versuche gebrauchen wollte. Nach Müsschenbroek ist Kupfer 8 bis 9 mal schwerer als Wasser; vom letztern wiegt der Kubikfuß etwas über 63 Pfund; also der Kubikfuß Kupfer über 500 Pfund oder über 6000 Unzen (12 Unzen auf ein Pfund gerechnet). Folglich wenn man einen solchen Kubikfuß in Platten zerschneidet, die seiner Grundfläche parallel sind, und

deren

deren keine über 3 Unzen wiegt; so beträgt die Dikke jeder dieser kupfernen Platten $\frac{1}{2000}$ eines Fußes, oder (nach Decimaltheilen) $\frac{1}{20}$ einer Linie, welches dünner als ein Blatt Postpapier ist. Nun wiegt eine Luftsäule, deren Grundfläche 1 Quadratfuß beträgt, über 2000 Pfund; und dies Gewicht müßte also jene zarte Masse aushalten. Dies ist vollends unmöglich, wenn sie in ihrer Oberfläche nur so wenig konvex ist, als sie es bei einer Kugel sein muß, welche ganzer 14 Fuß im Durchmesser hat. Es gehört auch eine völlige Gleichheit in allen Theilen ihrer Materie, und dann eine im strengsten Verstande vollkommne Kugelgestalt dazu, um vor dem Eindrükken sicher zu sein. — Ferner haben Lana und Sturm das Gewicht eines Kubikfußes Luft auf $2\frac{1}{2}$ Unzen oder $\frac{3}{24}$ eines Pfundes angesetzt. Aber nach Müsschenbroek beträgt es den 800ten Theil von einem gleichen Volumen Wasser, folglich $\frac{2}{25}$ Pf. Es könnte also scheinen, als hätte Lana die Luft zu schwer angenommen. Allein das Pfund in Lana's Berechnung war vielleicht kleiner als das vom Amsterdammer Gewicht. Und in diesem Falle würde dann der Kubikfuß Wasser auch mehr als 63 Pfund wiegen, und also die kupferne Kugel eine noch dünnere Oberfläche bekommen, als wir vorher herausgebracht haben.

Um die Sache nun schärfer zu bestimmen, so will ich anmerken: daß bei jeder Dikke einer Kugel, wenn sie nur aus ganz gleichen Theilen besteht, und

ganz gleichförmig gewölbt ist, es eine sehr simple Formel giebt, um den Radius zu bestimmen, den die Kugel haben muß, wenn sie mit der atmosphärischen Luft im Gleichgewicht sein soll. Man muß nur zuvor wissen, um wievielmal die Materie, woraus die Schale der Kugel gemacht wird, schwerer als die Luft ist; und dann diese Zahl dreimal nehmen. Gesetzt z. B. die Materie sei 1000 mal schwerer als die Luft, so muß der Radius der Kugel 3000 mal größer sein, als die Schale dik ist. Nach diesem Grundsatz findet sich, daß eine kupferne Kugel, die 1 Linie (oder $\frac{1}{144}$ eines Fußes) dik ist, einen Durchmesser von 266 Fuß haben muß, um den Forderungen des Problems zu genügen. Beträgt die Dikke hingegen nur den 10ten Theil einer Linie (oder $\frac{1}{1440}$ Fuß), so darf der Durchmesser nur von 26 Fuß sein. — Kugeln von dieser Art würden aber zuverläßig entweder unmöglich zu verfertigen, oder, ehe sie halb geleert wären, durch den Druk der äußern Luft zertrümmert sein. Und das hat ohne Zweifel einsichtsvolle Physiker abgeschrekt, solche Maschinen zu unternehmen. Sicherlich würde auch Lana, wenn er Subskribenten gefunden hätte, mit seinem Vorhaben verunglükt sein. Seine Erfindung ist in der That sinnreich, aber nicht gründlich, und gehört in die Klasse so mancher Erscheinungen, die zwar der Imagination behagen, aber von der strengen Vernunft verworfen werden. Wahrscheinlich haben viele andre Physiker

ähnliche

ähnliche Ideen gehabt, die sie aber in Stillschweigen begruben, als sie ihre Unmöglichkeit einsahen.

Montgolfiers Verdienst der Erfindung besteht also ganz und gar nicht darin, daß er ersann: eine große leere Kugel könne in der Luft in die Höhe steigen. Jeder Schüler konnte sich davon überzeugen, und es ist einer der ersten Sätze in der Hydrostatik. Die Entdekkung des französischen Physikers ist hingegen dieß, daß er den Gedanken hatte: diese Kugel mit einem Fluidum zu füllen, welches dünner und elastischer als die Luft wäre. Dies Fluidum mögen nun Dünste sein, oder verdünnte Luft, oder brennbare Luft, daran liegt nichts. Genug, es ist das einzige und schlechterdings nothwendige Erforderniß, um eine fliegende Maschine zu Stande zu bringen; und dies Erforderniß hat Montgolfier gefunden. Ob die Erfindung nützlich oder glänzend ist, ob sie Nachdenken oder Glük voraussetzt, ob man das Verdienst derselben übertrieben oder herabgesetzt hat, darauf kommt es hier nicht an. Aber, daß sie keinem andern, als Herrn Montgolfier gehört, ist unwidersprechlich gewiß.

Prevost.

Zusatz.

1.

Mit Dank sende ich hier den mir mitgetheilten Aufsatz des Herrn Prof. Prevost zurük. Was ich dagegen zu erinnern hätte, wäre nur wenig. Daß

ich

ich dem Lana die Ehre der Erfindung allerdings zugestehe, steht in meinem Zeitungsavertissement mit ausdrüklichen Worten; was hingegen Herr Prevost von der großen Schwierigkeit der Ausführung sagt, das überlaße ich andern Physikern zu beurtheilen. Was würde aber Herr Prevost alsdann sagen, wenn es sich bestätigen sollte, was man mir versichern will: nemlich, daß selbst hier in, oder nahe bei Berlin vor vielen Jahren schon der Versuch wirklich gemacht worden ist, einen Wagen durch luftleere Kugeln glüklich in die Höhe zu heben? — Ferner, die ganz neue Nachricht in der heutigen Spenerschen Zeitung unter dem Artikel aus Breslau *) verdient doch auch, weiter nachgeforscht zu werden.

Im Uebrigen ist es mir sehr angenehm, daß ich Anlaß gegeben habe, daß das Publikum nun das Urtheil eines solchen Mannes von Kenntnissen, als Herr Prevost ist, über diesen Gegenstand erfährt.

In einem Nebenumstande scheint mir Herr Prevost einen Irrthum zu begehen. In der Berechnung des spezifischen Gewichts des Kupfers gegen Wasser sagt er: — — "also der Kublkfuß Kupfer "über 500 Pfund oder über 6000 Unzen (12 Un-

"zen

*) Daß nemlich ein Professor zu Rinteln, Lohmeier, schon 1666 eine Disputation über die Luftmaschinen gehalten, und eine Zeichnung davon herausgegeben hätte. Im 9ten Stük der angef. Zeitung von diesem Jahr. Dergleichen Zeichnung findet sich auch in Tenzels monathlichen Unterredungen de 1697 von d. M. September. B.

"zen auf ein Pfund gerechnet.)" Dieſes iſt das Gewicht des Kupfers von Pfunden nach ſogenanntem Civilgewicht, das iſt, 16 Unzen auf ein Pfund. Unzen ſind ſich immer gleich: Pfunde aber hat man zweierlei, nemlich 1 Pfund Civilgewicht ſind 16 Unzen; 1 Pfund mediziniſch Gewicht aber 12 Unzen. 8000 Unzen, als das angeführte Gewicht eines Kubikfußes Kupfer, bleiben immer 8000 Unzen; allein, nach Pfunden beſtimmt, ſind es entweder 500 Pf. Civilgewicht zu 16 Unzen, oder $666\frac{2}{3}$ Pf. mediziniſch Gewicht zu 12 Unzen.

Klaproth.

2.

Meine Angabe von dem Gewicht eines Kubikfußes Kupfer zu 500 Pfund iſt allerdings zu geringe nach Muſſchenbroeks Beſtimmungen. Hr. Klaproth hat den Fehler gezeigt, den ich bei Reduzirung dieſer Pfunde auf Unzen begangen habe, und der die Folge hatte, daß das Gewicht des Kupfers zu klein ward. Ich nahm das Pfund zu 12 Unzen an, und ich hätte es zu 16 berechnen ſollen. Hätte ich dies beobachtet, und hätte ich das Kupfer 9 mal ſchwerer als das Waſſer angenommen, wie Muſſchenbroek es will; ſo wären meine Schlüſſe von noch weit gröſſerer Stärke gegen Lana's Vorſchlag geweſen. Denn die Dikke ſeiner Kupferplatten hätte dann nur $\frac{1}{30}$ einer Linie betragen, ſtatt daß ich ſie itzt auf $\frac{1}{20}$ anſetzte.

Zugleich

Zugleich erwähnt dieser geschikte Chemiker des Zeitungsartikels über Lohmeier, und eines Versuches dieser Art, der hier schon gemacht sein soll. Ich wünsche aufrichtig, daß beide Nachrichten nicht ungegründet seien. Denn die bloße Wegschaffung der Luft, wenn sie anders das Aufsteigen einer Kugel bewirken könnte, würde große Vorzüge über die Mittel, welche man izt dazu anwendet, haben. Man gewönne dabei zu gleicher Zeit an Wohlfeilheit und an Sicherheit. Diese Methode verdiente also allerdings versucht zu werden; und wäre die Sache möglich, so ließe sich weit eher erwarten, daß sie in unsern Tagen als zu Lohmeiers Zeit gelingen würde. Zwar lassen mich meine oben vorgetragenen Gründe dies Gelingen nicht hoffen; indessen würde ich, auf den Fall, gewiß mit größter Bereitwilligkeit dem Genie, das solche Schwierigkeiten überwinden könnte, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Prevost.

6.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe Januar S. 42.)

Zehnter Brief.

Eine Sache, die vielleicht klein scheinen mögte, aber gewiß der Bemerkung sehr werth ist, und wichtige

Folgen

Folgen hat, ist die Menge von geschlossenen Gesellschaften in Berlin. Solche Institute, wenn sie nicht unbedeutende Kränzchen, oder gar bloß Gelegenheit zum Spiel und prächtigen Schmauß, wie in Petersburg, sind, haben großen Einfluß auf die Bildung der Sitten und des Charakters, und selbst auf politische Verfassung. Denken Sie an die Klubs der Engländer, und an die Cercles der Genfer, um Sich zu überzeugen, daß Verbindungen dieser Art in freien Staaten mit unter die Mittel zu antidespotischen Gesinnungen gehören. Bei den Genfern sind sie ja itzt sogar verboten, um den unruhigen Geist der Freiheitsliebe desto sicherer im Volke zu dämpfen. Fast mögte ich, um meinen Satz zu erweisen, mich auf die Sodalitates bei den Römern, und die ἑταιρίαι bei den Griechen berufen; doch ich will diesmal Gnade für Gelehrsamkeit ergehen laßen, all dies fremde Zeug Ihnen schenken, und nach Berlin zurükkehren. — Die Namen und Einrichtungen der geschlossenen Gesellschaften hier sind verschieden. Bald heißen sie Klubs, bald Resourcen, bald Gesellschaften; sogar die Tabagien sind eine Art davon. In einigen kömmt man täglich, in andern wöchentlich einmal, in andern, wenn man will, zusammen; bei einigen darf man nur Auswärtige, bei andern auch Einheimische mitbringen. Es wird gesprochen, geschwatzt, gegessen, wohl auch vorgelesen; man findet Zeitungen, Journale, Schachspiel, Billard, Karten, u. s. w.

Für

Für einen Fremden ist das Ding gar angenehm und bequem. Statt die einzelnen Häuser zu bestürmen, wobei man noch immer Gefahr läuft, die Leute gar nicht, oder in einem Ocean von Geschäften zu treffen: findet man sie in einem Klub beisammen. Sie haben sich von ihren Arbeiten losgemacht, sind aufgelegt, munter, und was eine Hauptsache ist, wegen der mehrern dort versammelten Bekannten geht die Unterredung nicht so leicht aus, als in einem Tête-à-tête mit einem Fremden. Man lernt auf die Art nicht bloß die angesehenen Männer, sondern auch in etwas ihre Verhältnisse kennen, man sieht sie gleichsam in Situationen; man hört ferner die wichtigsten Neuigkeiten, bemerkt den Geist der darüber gefällten Reflexionen, u. s. w.

Sobald ich zu Hause komme, soll bei uns so was eingerichtet werden. Eine Gesellschaft von Männern, die sich selbst ihre Mitglieder wählt! Bedenken Sie nur das negative Gute, das in diesem Begriff liegt. Von Männern! Ich bitte alle hübsche Weiber und Mädchen um Vergebung; aber wahr ist's doch, sie genieren einen manchmal gewaltig. — Gott behüte mich vor einem Ort, wo ich keinen Umgang mit Frauenzimmern hätte! Sie sind das Salz der Erde, die Würze des Lebens, müssen aber wie diese, mäßig und klug genossen werden. Wahre Welt- und Menschenkenntniß, Feinheit der Empfindung, Grazie, Geschmak, und alle schönern Reize des Lebens sind bei den Völkern todt, wo nicht

auch

auch Weiber im Zirkel der Männer erscheinen. Ich wünsche, daß alle meine Freunde verheirathet sein, und daß ich von Zeit zu Zeit bei ihnen, ihre Frauen, ihre Kinder und ihre ganze häusliche Lage sehe. Aber es giebt auch wieder Zeiten, wo Männer gegen Männer sich frei ausschwatzen wollen, wo man sich keine Art Zwang anthun will, wo Materie und Form des Gesprächs einem gleichgültig ist, und wo man so wenig ein Mädchen von Stande, als eine Excellenz, oder einen Großinquisitor, gern um sich hat. Man muß über Politik, über Religion, über Gelehrsamkeit, selbst über Frauenzimmer, kurz über alles räsonniren, und auf alle Art! Dann bedenkt man sich nicht lange, ob man ein lateinisches oder ein kraftvolles, vielleicht zu derbes deutsches Wort gebrauchen soll. Freimüthigkeit und Freiheit begeistert das Gespräch. — Wo bloß die gemischten Gesellschaften zusammen kommen, da wird am Ende ein ekles Zwitterding aus dem Charakter der Einwohner. Die Weiber sprechen und entscheiden über alles mit, sind vorlaut, eingebildet, und halbgelehrt; und die Männer vergessen ihres natürlichen Vorrechts, werden fade, komplimentenreich, und unmännlich.

In Berlin finde ich überhaupt die Achtung gegen das Frauenzimmer in gehörigen Schranken. Dazu tragen mehr Umstände bei. Daß der König keine Maitresse hat, ist wohl mit ein Hauptgrund. Sein Beispiel wirkt auf Minister und Generale;

und so werden Aemter und Rechtssprüche, nicht wie in manchen andern Ländern, durch Zofen erschlichen. Die größere Oekonomie trägt auch viel bei. Im Punkt der Weiber gehts hier gar nicht großstädtisch her. Keine Dame nimmt den ganzen Tag von der Toilette, oder gar (wie in W * nicht ungewöhnlich ist) vom Bette bis wieder zur Abendtoilette, Kour an. Sie geben keine glänzende Feste, wo Prinzen, und Marschälle, und Gouvernöre, und Obergeistliche sich drängen. Ihre Vorkammern werden nicht bestürmt, ihre Sophas nicht bekniet; ihr Blik macht nicht selig, ihr Wort stiftet nicht Versöhnung, ihr Wink bringt nicht den halben Hof in Verwirrung. Sie entscheiden nicht, wer Staatsbedienungen haben soll, nicht wer in Ansehen stehen soll; ja nicht einmal, welches Schauspiel beklatscht, oder ausgepfiffen werden soll. Sie sind elegant, geschmakvoll, hübsch, reizend, man achtet sie, man liebt sie; nur sie kehren die Welt nicht um. Im Grunde ist man hier wohl zu haushälterisch mit Geld und Zeit, um seine Romane so im Großen zu spielen; und der schlichte gesunde Menschenverstand widersteht noch zu stark den Gallicismen. Vielleicht wirkt selbst die Leichtigkeit der Ehescheidungen etwas mit, die stolzen Gebieterinnen ein wenig zahmer zu machen. Vorzüglich aber thuts der ernsthaftere, und zugleich freie Ton der hiesigen Männer, die sich weder zu faselnden Gekken, noch zu girrenden Täubern gut schikken. Freilich giebts auch hier manche Romanheldinn,

heldinn, und ein Kreis junger Stuzer um sie ist dann auch wohl zu finden. Aber im Ganzen sind die Mädchen noch züchtig und sittsam, und die Weiber liebe häusliche Gattinnen und Mütter. Und so erhalte sie Gott! wünsche ich mit dem Nachtwächter von Ternate.

Sagen Sie mir, um wieder auf die Klubs zu kommen, kennen Sie was elenderes, als die ewigen Familienschmausereien in den alten deutschen Städten! Spiel und Essen ist die Hauptsache; denn was wäre mit den einfältigen Schwägern und langweiligen Basen sonst anzufangen? Die unbedeutenden Hausgeschichten sind bald erschöpft, und mehr giebt's nicht zu reden. Der Zirkel sieht sich wöchentlich ein Paarmal, und hat sich schon längst ganz rein ausgeschwatzt. Kömmt einmal ein Fremder in dies Heiligthum, so ist er wie verrathen, oder wenigstens wie unter Nationen, deren Sprache er nicht versteht. Die Familie hat ihre eigene Bonmots, wobei jedesmal mit gleichstarker Bauchererschütterung gelacht wird, die aber ein Fremder und selbst das nächste Haus nicht versteht. Alle witzige Anspielungen gehn für ihn verloren; die andern flüstern sich heimlich ins Ohr, sehen ihn an, und lächeln sich zu. Wagt er zu reden, so ist seine Aussprache, und vorzüglich, was er sagt, zu himmelweit verschieden, um nicht fast lautes Gelächter zu erregen. Kurz alle Greuel des Boksbeutels (wie man diesen Esprit de corps in Niedersachsen

nennt) werden auf die Art in unserm lieben Vaterlande unterhalten. Aber ihr Gegengift ist ein vernünftig eingerichteter Klub. Hier gehts nicht nach Vetterschaft. Man wählt die Mitglieder aus allen Familien, aus allerlei Aemtern und Beschäftigungen. Denn sonst ists freilich eben so arg, wenn lauter Advokaten, oder lauter Priester zusammenkommen, als wenn nur Blutsfreundschaft den Eintritt verschaffet.

Was kann man zur Bildung des Verstandes besseres wünschen, als die Mittheilung der Ideen, die durch die Zusammenkunft mehrerer in öffentlichen Aemtern stehender Männer bewirkt wird? Nur auf diese Art bleibt man nicht engbeschränkt, und pedantisch; man lernt eine Sache aus mehrern Gesichtspunkten ansehen, und hört die verschiedensten Urtheile. Man erfährt den Gang der Geschäfte in mehrern Fächern, hört neue Begebenheiten, und (weil ein solcher Zirkel gewöhnlich vertraut genug dazu ist) vernimmt die freimüthigen Urtheile erfahrner Geschäftsmänner über öffentliche Angelegenheiten. Mancher erzählt wichtige Dinge, die ihm begegnet sind, und fragt seine Freunde darüber um Rath. Kurz, der freie Ton, der das hiesige Volk erhebt und beglükt, wird vorzüglich mit in diesen Gesellschaften gebildet und unterhalten.

Ich verlasse die Theorie, um die Praxis zu üben; denn es ist grade Zeit in einen solchen Klub zu gehen. —

Eilfter Brief.

Ich komme itzt zu dem schönsten Charakterzug der Berliner, der ein Resultat aller vorher von mir bemerkten ist: zu ihrer Wohlthätigkeit. Ja, R— hierinn beschämt diese große, von manchen Tröpfen für unchristlich, und also für unsittlich gehaltene Stadt, nicht allein alle andern mir bekannten großen Städte (wo gewöhnlich moralisches Verderben weiter um sich gegriffen hat), sondern auch tausend kleinere Oerter. Milde Beisteuern, Kollekten aller Art, Privatwohlthaten gegen arme Familien, finden Sie hier allenthalben, wo Sie nur Sich darnach umsehen; und fast immer auf die großmüthigste Art ausgeübt, ohne Sucht nach Ruhm und selbst nicht einmal nach Dank. Diese Eigenschaft der braven hiesigen Einwohner muß jedem das Herz rühren, und gewinnt ihnen auch die Zuneigung aller einsichtsvollen Fremden. Wie viel derselben habe ich hier gesprochen, Katholiken und Juden, Oesterreicher und Schwaben, die diesen Vorzug Berlins eingestanden, und selbst zu Kollekten, die sie für einige ihnen bekannt gewordene Nothleidende eröfnen wollten, nutzten. Wie ganz anders ist es darinn hier, als in *, wo doch so ungleich größerer Reichthum ist, und in * *, wo man sich doch einer viel strengern Glaubensreinigkeit rühmt!

Aber wahrlich, das sind auch nicht die Quellen dieser schönsten und edelsten aller Tugenden; sie

ſtammt aus beſſerm Urſprunge. Freiheit im Denken und Handeln ſchafft edle, erhabne Geſinnungen. Von einem Volke, das furchtſam, niedergedrükt, zahm, und gar zu ängſtlich ſittſam iſt, kann man nichts Großes erwarten. Es iſt die lächerlichſte Unkunde des menſchlichen Herzen, wenn einige Fürſten und andere Volksregierer glauben, durch Zwangmittel, die jede Kraft der Seele und allen Keim der Aufklärung erſtikken, große edle Eigenſchaften erwekken zu können, die ſie doch auch gern in ihrem Volke hätten, weil ſie ſie nicht ſelten brauchen. Zucht und Ordnung läßt ſich gebieten; aber wahrlich nicht ſo Treue, Tapferkeit, Anſtrengung, — und Mildthätigkeit. Ferner vertreibt die hier nöthige Oekonomie den ſchwelgeriſchen Luxus, die ungeheure Sinnlichkeit, und die daher entſpringende wollüſtige Hartherzigkeit, die man in ſehr reichen Häuſern andrer Städte gewöhnlich bemerkt. Ein arbeitſamer, frugaler Menſch findet ſeinen Vorrath noch immer groß genug, um armen ihm bekannten Nachbarn etwas zur Unterſtützung mitzutheilen; indeß der prachtliebende Verſchwender, um ein eben ſo rauſchendes glanzvolles Soupē zu geben, als vor acht Tagen der Hofmarſchall gab, ſeine Bediente erfrieren, ſeine Arbeiter bis zum Erhungern mit der Bezahlung warten, und alle Nothleidende umſonſt zu dem dürftigen Reichen flehen läßt, der wohl gar ſelbſt die niedrigſten Mittel anwendet, um ſeinen Prachthunger zu ſättigen. Die ganz abſurden

Relt-

Religionsbegriffe, die noch an so vielen Orten den Pöbel der Christen schänden: als ob Glauben gewisser nie verstandner und nie zu verstehender Sätze, ohne Rüksicht auf Handeln, selig machen könne; diese sind hier ziemlich aus der Mode gekommen, und sinken immer mehr und mehr, obgleich es auch noch hier unaufgeklärte Menschen giebt, die sie emporhalten wollen. Was thun sie nicht für Schaden! Wir kennen ja Personen genug, von den höchsten Aemtern, die ein Sterblicher auf Erden bekleiden kann, bis zu ganz niedrigen Bedienungen, die durch diese Sucht im Glauben selig zu werden, höchst schlecht, und unmoralisch geworden sind. Denn ist es nicht Verbrechen gegen den Staat und die Menschheit, wenn man, statt die Pflichten des anvertrauten wichtigen Amtes zu erfüllen, statt sonst sich umzusehen, wo man Gutes auf Erden schaffen kann, in der selbstsüchtigsten Trägheit das Verdienst Jesu ergreift, und alles hienieden, die Aufforderung des stillen Verdienstes, das Geschrei der unterdrükten Unschuld, die heiligsten Pflichten der Menschheit, alles für Koth hält, womit man sich nicht besudeln muß, und sich nicht zu besudeln braucht, da man durch jenes Ergreifen der ewigen Seligkeit gewiß ist! Mehr als ewig selig zu werden kann doch der habsüchtigste Mensch, und selbst ein Fürst, nicht verlangen. Jene abscheulichen Begriffe treffen Sie hier kaum bei einem Handwerker, geschweige bei Männern in Aemtern an. Die Be-

kenner der verschiedensten Sekten, und die Gottlob! immer zahlreichere Menge derer, die keiner Sekte anhängen, kommen darinn überein, daß Liebe und Wohlthun die ersten Erfordernisse zum innern Glük, und die einzigen Ansprüche auf Lohn von Gott und Welt sind. — Der muntre, frohe, dreiste Sinn der hiesigen Einwohner trägt auch nicht wenig zu dieser edlen Denkungsart bei. Wir sprachen wohl eh davon, wie richtig die Italiäner einen Bösewicht un tristo nennen. Bei einem heitern Menschen thut der Unglükliche selten eine Fehlbitte; jener wünscht so sehr, lauter frohe Gesichter um sich zu sehen, als der König hier wünscht, an allen Häusern, wo er vorbeireitet, eine schöne Facciata zu erblikken. Auch ist unbefangner muntrer Sinn nie knikkerig, denkt nie zu weit voraus auf eigenen Mangel, und ist also — den zu großen Hang znm sinnlichen Selbstgenießen müssen Sie, wie Sie schon wissen, hier nicht erwarten — gegen andre oft zu unbedachtsam mildthätig.

Auch dies Gemälde von Berlin hat ohne Zweifel seine Rükseite. Aber so lange ich auch beidemal hier gewesen bin, habe ich doch von eigennüzigen, kalten, hartherzigen Menschen hier so äußerst selten glaubwürdige Fakta erzählen hören, daß eine solche Ausnahme keine Betrachtung verdient. Die paar Beispiele, die mir vorgekommen sind, waren von einem Dummkopf, der nur seinen Garkoch reich macht, einem heuchlerischen wohlgemästeten Geistlichen,

lichen, und einem vornehmen niederträchtigen Geizhalse, der auf lächerlich sinnreiche Weise Pracht mit Knauserei verbindet. Solche Menschenarten leidet die Gesellschaft zwar noch unter sich, die bessere Menschheit hat sie aber schon längst von sich ausgespieen, weil sie an der linken Seite der Brust statt des Herzens einen Stein, sei es auch ein Diamant, tragen.

Von den hiesigen milden Stiftungen schreibe ich Ihnen ein andermal. Sie wissen, daß ich nun einmal gegen öffentliche Armenanstalten bin. Der Staat bricht einigen die Beine, und baut dann Lazarethe, wo sie gratis kurirt werden; nimmt einigen das Futter, und sperrt sie dann in den Stall, damit sie doch nur halb verhungern. Eine sonderbare Geschäftigkeit! Man lasse jedem sein natürliches Vermögen sich selbst zu ernähren, und schaffe ihm stets Gelegenheit zur Arbeit; so brauchts hernach dieser unnöthigen, und bei allem Aufwande so wenig fruchtenden Mildthätigkeit nicht. Und wer nicht arbeiten kann, den nährt dann schon die arbeitsame, und durch Arbeitsamkeit wohlhabende Nachbarschaft. — Doch itzt kein Wort mehr davon! Wer hierüber anders denkt, wird auch die Berliner loben müssen; denn wahrlich, was König und Privatpersonen zu den großen Gebäuden, worin Tausende genährt, gekleidet, geheilt und gepflegt werden, beigetragen haben, übertrift um vieles das, was andre viel reichere Länder darin thun. Wer

aber mit mir gleichstimmig denkt, wird die guten Berliner herzlich lieben und loben, daß sie für einzelne, durch Unglük zurükgekommene Familien so brav und thätig sorgen, ihnen Nahrung, und Unterhalt, und Nothdurft zu verschaffen.

Die Armuth ist in Berlin ziemlich groß, obgleich mit andern Orten verglichen, gar nicht disproportionirt gegen die Größe der Stadt. Und dennoch muß man hier dazu rechnen, daß aus kleinen Städten; und selbst vom Lande eine Menge Arme hieher kömmt, weil hier mehr Gelegenheit etwas zu erwerben ist, und für diejenigen, die nicht mehr arbeiten können, viel Mildthätigkeit herrscht. Wenn bei den geringen Besoldungen Männer in kleinen Aemtern früh sterben, so ist die Wittwe nebst den noch unversorgten Kindern fast immer an den Bettelstab gebracht. Wittwen, und krank gewordene Handwerker sind die eigentlichen Nothleidenden hier; das heißt in einem Lande, wo keine Bettelmönche sind, die einzigen, die die menschliche und christliche Barmherzigkeit anflehen. Dieß letzte geschieht doch fast nie laut. Straßenbettelei ist äußerst, und Hausbettelei ziemlich, selten. Aber wer einmal im Rufe der Mildthätigkeit steht, dem entdekken sich dann wohl Unglükliche, die eben so wenig eine nähere Untersuchung ihrer Umstände scheuen, als sie jeden vorübergehenden, auch bei schlechterer Polizei, anzufallen frech genug sein würden. — — Ich kenne kein ordentliches Haus hier, welches nicht

(und

(und selbst einzeln lebende Unverheirathete thun dieß häufig) einer oder mehreren armen Familien monatlich etwas gewisses reichte. Solche bestimmte Unterstützung, wenn sie auch noch so klein ist, gereicht den Armen zur besten Hülfe. Sie können doch einen nothwendigen Artikel ihrer Bedürfnisse damit bestreiten, für den sie also gar nicht weiter zu sorgen brauchen. — So bald jemand ein in Elend und Dürftigkeit tief gesunkenes Haus kennen lernt, und allein nicht im Stande ist zu helfen; scheut er sich nicht, seinem Kreise täglichen Umganges den Fall vorzutragen, wo dann bestimmt wird, wie groß die ganze Summe zur Unterhaltung sein muß, und berechnet wird, wie viel der Beitrag auf jeden beträgt. Avertissements von Subskriptionen und Pränumerationen, in der Tasche herumzutragen, wäre es auch auf den modischsten Roman, und auf den gepriesensten Dichter, ist hier in guten Gesellschaften schon lange lächerlich gewesen, und geschieht auch von keinem vernünftigen Menschen mehr; daher Sie sich denn nicht wundern müssen, warum in den Pränumerantenverzeichnissen Berlin meistentheils so arm an Namen ist, welches die Pränumerationsausschreiber gewöhnlich als ein Zeichen der Undienstfertigkeit und Unfreundschaftlichkeit der von ihnen gnädigst ernannten Kollektörs anzusehen geruhen. Aber Entwürfe zu Geldunterstützungen für Arme sind an Spieltischen, und in Pikeniks, und in jeder Gesellschaft willkommen. — Bei plötz-

lichen

lichen Unfällen, als: Verfolgung auswärtiger Intoleranz, Entsetzung aus Aemtern, Feuerschaden, und dergl. sind hier immer aufs schleunigste Kollekten zu Stande gekommun, die in der That unglaublich große Summen betrugen, und oft mehrere Jahre, oft auf Lebenslang, dauerten.

Es giebt hier, wie allenthalben, eine Menge Arme, die mit kleiner Unterstützung und hinlänglicher Arbeit sich doch ziemlich durchhelfen können; an Zurüklegen ist aber nicht zu denken. Wie, wenn nun das Winterhalbejahr kömmt, wo sie höchstens nur eben so viel, als vorher verdienen, und zu ihren andern ganz unentbehrlichen Bedürfnissen noch die eben so nothwendige Ausgabe für Feurung bestreiten sollen? — Auch hierüber traten schon vor mehrern Jahren edle Menschenfreunde in Gesellschaft zusammen. Die französische Kolonie fieng an, die hier überhaupt Muster von wohlthätigen und gut administrirten Stiftungen liefert. Bald folgten die deutschen Einwohner; und jährlich werden mehrere tausend Thaler zusammengebracht, und mehrere hundert Familien dafür mit Holz versorgt.

Und dies ist die Stadt, von der vor kurzem noch ein junger Schriftsteller, der gern Aufsehn machte, in einem Werke, dem er einen großen Namen vorgeschrieben hat, schamlos genug ist, folgende Stelle drukken zu lassen: "Wir hatten (damals als der "Messias zuerst erschien) kein heutiges Berlin, wo "es genug ist, daß Religion und Tugend den Inn-

"halt

"halt eines Werks ausmachen, um die Mine des "Lächerlichen darüber auszubreiten." So viel man hier weiß, hörte ich auf mein Nachfragen, ist dieser Mensch niemals in Berlin gewesen. Der Himmel weiß also, wo er es her haben mag, daß — denn dies folgt natürlich aus seinen Begriffen — Spalding und Moses Mendelssohn nicht bloß aus jeder guten Gesellschaft ausgestoßen, sondern allgemein verachtet und verspottet sind, weil sie in Reden und Schriften und Handlungen wahre Gottesfurcht und wahre Tugend lehren; daß alle angesehene Menschen hier Gotteslästerer und Lasterhafte sind; und daß Irreligion und Unmoralität ausdrükliche Erfordernisse sind, um Bücher, und also natürlich auch Menschen, in Ansehn zu bringen. — Wahrlich, nur gegen Berlin konnte er so etwas schreiben, um vor jeder Art Ahndung sicher zu sein; woraus freilich wieder der hiesige Mangel an Religion und Tugend sich ergiebt. Warum man von hier aus nichts dagegen gesagt hat, da der Band, der diese Stelle enthält, schon 1781 gedrukt ist? Ich sprach mit mehrern davon; fast keiner hatte das Buch gelesen; und jeder lächelte, als ich ihm die Stelle vorlas, mit dem Lächeln der Verachtung, die sie verdient, darüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zusatz.

Warum sollten die Herausgeber es leugnen, daß sie sich bei diesen Briefen diesmal die Freiheit genommen

nommen haben, die Folge zu ändern, und den letzten Brief früher als einige andere, die vor ihm geschrieben sind, abdrukken zu lassen? — Ohne uns in die theoretischen, noch weniger die polemischen Behauptungen des Verfassers einzulassen, ergreifen wir diese Gelegenheit mit Freuden, um was der V. von der Mildthätigkeit der hiesigen Einwohner sagt, auch an unsrer Seite zu bestätigen. Die Erfahrungen, die wir darüber haben beobachten können, und die Fakta, die uns bekannt geworden sind, waren in der That sehr zahlreich, sehr edel und rührend; und die innigste Freude durchdrang uns immer bei dem Gedanken, an einem zugleich so aufgeklärten und so wahrhaft tugendhaften Orte zu leben. Eine der vortreflichsten Einrichtungen, nemlich die Gesellschaft, welche die Versorgung wahrer Hausarmen mit Brennholz zum Endzwek hat, und die der V. nur kurz berührt, verdient, wie uns dünkt, eine umständlichere Beschreibung. Wir können dieser itzt nur von der deutschen Gesellschaft geben.

Im Herbst des J. 1779 entschlossen sich Menschenfreunde unter den hiesigen deutschen Einwohnern, nach dem Beispiel der schon existirenden französischen gleichen Gesellschaft, einen Theil ihrer Zeit und Mühe ihren ärmern Mitbürgern zu schenken, und sich dem Geschäfte des Einsammelns und des Vertheilens in Absicht dieser milden Hülfe zu unterziehen. Sie suchten um höchste öffentliche Autorisirung beim königlichen Generaldirektorium an, und erhiel-

erhielten dieselbe den 13ten November 1779. Den 25sten Nov. geschah die erste Bekanntmachung an das Publikum, in welcher die Absicht dieser Gesellschaft angekündigt, nähere Nachricht davon ertheilt, und die Wohlwollenden zur beliebigen Beisteuer aufgefordert wurden. Nachher ist jährlich eine ähnliche Nachricht ans Publikum gedrukt worden, worin zugleich der jedesmalige Betrag der jährigen Sammlung und die Verwendung der eingelaufenen Gelder gemeldet wird. — Um aufs kürzeste einen Begrif von der vortreflichen Einrichtung dieses Instituts zu geben, wollen wir folgende Stelle aus der 1780 gedrukten Nachricht abschreiben.

"Es hat die Gesellschaft, zum Besten der wah-
"ren Armen, für nöthig gefunden, folgende Einrich-
"tung zu machen:

"1) Es werden keine Scheine von den Armen
"selbst angenommen; sondern die Mitglieder der
"Gesellschaft wollen die wahren Armen in ih-
"ren Wohnungen aufsuchen.

"2) Die Herren Prediger werden ersucht, keine
"Scheine mehr auszufertigen; weil die mehrsten Ar-
"men alsdannn glauben, ein Recht zu haben, ohne
"Unterschied an der Austheilung des Holzes Theil
"zu nehmen. Wenn aber

"3) Die Herren Prediger wahre und diesem End-
"zwek gemäß dürftige Arme, oder nothleidende El-
"tern mit vielen Kindern, verlassene Wittwen, arme
"Kranke, und hülflose Greise in ihren Kirchspielen
"kennen,

"kennen, die keinen Holzzettel zum Armenpreis für "dies Jahr bekommen haben; so bitten wir uns im "Anfang des Dezembers ein mäßiges Verzeichniß, "nebst kurzer Anzeige der Umstände und genauer "Bezeichnung ihrer Wohnungen, aus. Die Gesell- "schaft macht sich anheischig, solche Arme selbst zu "besuchen, und sie nach Maaßgabe ihrer Einnahme "mit Holz zu versorgen.

"4) Den beitragenden Wohlthätern steht frei, "wenn sie selbst dergleichen dürftige Arme kennen, "sie der Gesellschaft durch einige Zeilen anzuzeigen; "und sie wird für solche die möglichste Sorgfalt "tragen.

"5) Die Gesellschaft wird, auch ausser diesen "Anzeigen, nach Maaßgabe des im ersten Jahr er- "langten Verzeichnisses, eine persönliche Aufsuchung "und Ausforschung wahrer und hülfloser Armen an- "stellen, und ihnen selbst diese Wohlthat überbrin- "gen, oder sie auf gewisse Tage bestellen, solche ab- "zuholen."

Dieses eigne Aufsuchen der Armen in ihren Wohnungen ist das einzige Mittel, um die wah- ren Dürftigen und die Pauvres honteux kennen zu lernen, um den eigentlichen Zustand ihres Bedürf- nisses zu erfahren, und sich nicht von unverschämtern Unwürdigen täuschen zu lassen, — und wahrlich auch ein Mittel, um durch den Anblik des tiefen häuslichen Elends jener Unglüklichen aufs innigste gerührt, und zum thätigsten Hülfseifer befeuert zu werden.

werden. Aber welche Mühe, welche Zeit, welche Unbequemlichkeit kostet nicht diese edle Aufopferung! Und welchen wahren Dank sind nicht die bemittelten Bürger unsrer Stadt, die gerne mit ihrem Vermögen den Armen helfen, den Mitgliedern dieser Gesellschaft dafür schuldig, daß sie jene Mühe übernehmen! Die Gesellschaft thut nachher noch, so viel als möglich, bei den Armen selbst Nachsuchung, ob das Holz auch wirklich gefahren, und seiner Bestimmung gemäß angewandt worden ist. — — Eine eigentliche Sammlung geschieht nicht. Wer es fühlt, wie unentbehrlich einem armen spinnenden Weibe, einem kranken Greise, und einem Haufen halbnakter Kinder, die Feurung zur Winterszeit ist, und wer edel genug denkt, um durch eigne kleine Ersparung einen Armen glüklich zu machen; sendet seinen Beitrag zu dem Herrn Kommerzienrath Ulrici (im Ephraimschen Hause am Mühlendamm), und erhält darüber, zur Sicherheit der Abgabe und des Empfangs, einen gedrukten Schein. Daselbst steht es auch Jedem frei, sich durch Nachsicht in den Büchern, von der richtigen Führung und Anwendung der Gelder zu überzeugen. Herr Prediger Ambrosi (an der Gertrauds-Hospitalkirche), ein Mann, dessen Frömmigkeit und ausgebreitete Wirksamkeit bekannt ist, wird bei der Austheilung zugezogen. Herr von Meierfeld macht sich vorzüglich durch den thätigsten Eifer für das Wohl der Armen, und durch seine Sorgfalt in Besuchung der Wohnungen, um die

die wahren von den angeblichen Dürftigen zu unterscheiden, um dies Institut verdient. Und so beeifern sich auch die andern Mitglieder, ihre sich selbst aufgelegte edle Pflicht zu erfüllen, und das ihnen geschenkte Vertrauen ihrer Mitbürger zu verdienen.

Und auch dies Institut zeigt, wie viel Wohlthätigkeit in Berlin ist. Es entstand, wie gesagt, am 25sten November 1779. Am 1. Oktober 1780 machte die Gesellschaft bekannt, daß in dem verlaufenen Jahr 661 Thaler und 16 Groschen eingelaufen waren, und davon 255 Personen oder Familien mit Holz unterstüzt worden, wovon 130 auch das Fuhrlohn ersetzt bekommen hatten. Am 1. Nov. 1781 betrug die Rechnung des verflossenen Jahres: Einnahme 973 Thlr. 11 Gr. 6 Pf., dafür Holz vertheilt an 455 Familien. Den 1. Nov. 1782: Einnahme 1618 Thlr. 20 Gr. 6 Pf. (aus einem Hause waren allein eingesandt 40 Dukaten und 44 Friedrichsd'or); Holz vertheilt an 696 Familien. Den 1. Nov. 1783: Einnahme 1398 Thl. 21 Gr. 6 Pf.; Holz vertheilt an 638 Familien. — Und itzt, da wir dies schreiben, den 16. Januar 1784 sind, zwischen dem 1. Nov. 1783 und heute, schon über 2000 Thlr. eingekommen; und davon ist schon an 600 bis 700 Familien Holz vertheilt worden. Unter den eingelaufnen Geldern sind die auf einmal geschikten beträchtlichen Summen merkwürdig:

Den 12. Nov. 1783. 20 Dukaten u. 12 Friedr. d'or.
Den 31. Dec. — 150 Thlr. in Courant.
Den 8. Jan. 1784. 40 Friedrichsd'or.

Alle

Alle drei Posten von Ungenannten an Herrn Ulrici gesandt. — So strenge war lange kein Winter, als der diesmalige; und es ist ein edler Zug unsrer Mitbürger, daß auch nie die Geldbeiträge zu Holz für Armen so ansehnlich waren.

Dies sind Fakta, getreu und aus den Jedem offen stehenden Büchern erzählt. Sie beweisen mehr als alle Deklamation, und wirken sicherlich auch mehr. Denn, wir gestehn es gern, um Wirkung war es uns selten, mit irgend Etwas, das in unserer Monatsschrift von uns selbst geschrieben, oder nur zum Abdruk besorgt ward, selten so sehr zu thun, als diesmal. Noch immer bezeugt die Gesellschaft, daß sie den Kummer hat, nicht allen Unvermögenden, die ihr vorkommen, helfen zu können (das einzige, nach ihrer Versicherung, welches ihr Geschäft ihr beschwerlich macht). Mögte doch unsre getreue Darstellung dieser so heilsamen, wohl verwalteten, und gewiß zwekmäßigen Einrichtung noch Mehrere bewegen, ihren Trieb zum Wohlthun durch dieselbe auszuüben! Denn sicherlich haben nur wenig begüterte Menschenfreunde Zeit und Gelegenheit, so genau als diese Gesellschaft es thut, die Umstände der ihnen bekannten Dürftigen zu erforschen. — Mögte die Erzählung des vielen hier schon geschehenden Guten zum schönsten Wetteifer der Tugend entflammen! Auch wagt man kaum, in zu großer Noth, die man vor sich sieht, zuzugreifen, weil man sein kleines Hülfsvermögen doch völlig unzulänglich erkennt. Wo aber schon viele hel-

fen, wo daher auch eine kleine Beisteuer herzlich willkommen und schon immer in etwas beträchtlich ist; da kann keiner abgeschrekt werden, auch sein Weniges beizutragen. — Mögte endlich der Gedanke an die Strenge unsers Winters recht viele veranlaßen, sich das Bewußtsein zu verschaffen, zur Abstellung des nöthigsten Bedürfnisses und zur Erquikkung im härtesten Mangel ihren Mitbrüdern geholfen zu haben!

Die Herausgeber.

7.

Brief an die Herausgeber
von dem Ehmann einer Sappho.

Sie uehmen, wie ich sehe, auch Familienklagen an; und so mag auch mein Schiksal Ihnen einen Beitrag gewähren.

Der gute Neumärker *) mag sich wohl einbilden, Ursache zu klagen zu haben. Ach, meine Herren, wie viel schlimmer geht es mir! Jung ist meine Frau auch; sanft war sie wenigstens ehemals; schön — nun das eben nicht; und man will ja bemerkt haben, daß dieser körperliche Vorzug nicht sehr gewöhn-

*) Bezieht sich also auf den November vor. J. S. 421, wo es gleich Anfangs heißt: „Ich habe — eine jun„ge, schöne, sanfte Frau.“ A. d. H.

gewöhnlich bei den Frauenzimmern sei, die sich der Gelehrsamkeit, vornehmlich der Schöngeisterei, befleißigen. Sie vergleicht sich selbst gern mit der Sappho, die auch nur klein von Wuchs und gelbbraun von Farbe war. Aber, was thut bei einem gescheidten Manne Schönheit zur Sache? Bei Gott, es giebt schätzbarere Eigenschaften an einem Weibe, als ein glatt Gesicht; und eher verzeihe ich fast dem, der bloß um Geld, als dem der bloß um eine schöne Larve freit. Jenes ist doch noch daurender, und hat wohl nicht einmal so viel Schmeichler und hofirende Gekken herangelokt, die den reizenden Engel zu einem wahren Teufel von Eigensinn, Bosheit, Wankelmuth und Untreue verderben, wovon man in unsern Tagen Beispiele hat, mit denen sich Jeder tröste, dessen Ehehälfte nicht aller Müßiggänger Augen an sich zieht! Aber freilich giebts auch schätzbarere Eigenschaften, als zu wissen, ob Härten und unreine Reime in einem Verse sind, oder als eine lange Beschreibung von einer kleinen Lustfarth zu machen, die einen zu sechs Arbeitstagen stärken sollte, und deren poetische Darstellung mit Machen und Vorlesen und Feilen nun dagegen zwölf saure Wochen kostet.

Wie ich mein gutes Weibchen kennen lernte, freute ich mich, die Neigung zur Lektur bei ihr zu bemerken. Denn Sie wissen ja wohl, wir Gelehrte glauben nun einmal, daß außer Büchern kein Sinn

und Menschenverstand unter den Menschenkindern sei; — so fest wie Göze behauptet, außer der unveränderten augspurgischen Konfeßion sei kein Heil und Seligkeit zu hoffen. Ich selbst nährte diesen Hang, und lieh ihr Musenalmanache und Jakobis Schriften, und dergleichen Sachen, die unser einer auch wol zur Hand nimmt, dessen Magen aber durch andre Speise und beständige Thätigkeit gestärkt ist. Allein sie genoß ihr Konfekt statt des Brotes. Das war ein Gelese und Geschreibe und Geseufze und Geweine, daß mir endlich die Augen aufgingen. Nun wollt' ich eilig helfen, und kam mit Mösers Phantasien; allein die fanden keinen großen Beifall, und gleich über die Spinnstube *) wären wir fast so zerfallen, daß ich bei meiner damaligen Anwerbung einen Korb befürchtete. Amor vincit omnia, ist nun einmal ein wahres Wort. "Der gute Möser übertreibt doch auch manches; in Osnabrük und auf dem Lande ists doch anders als hier in Berlin; in den Hauptsachen wird sie doch stets mit mir gleichstimmig denken;" und was der schönen Vorwände mehr waren. Genug, ich gab alle Spinnstuben in der Welt preis, es ward auf der Gatterern Gedichte pränumerirt; und wir wurden Mann und Frau.

Das erste halbe Jahr der Ehe, das wohl immer voll Wonne und Freude zu sein pflegt, gab meiner Frau noch mehr Schwung. Sie las nun vom Morgen

*) So heißt das fünfte Stük im ersten Theile von Mösers patriotischen Phantasien. A. d. H.

gen bis in den Abend, kaufte die ungeheure Menge schaler Werke der itzigen deutschen schönen Geister, kollektirte auf alle Ankündigungen von Gedichten, korrespondirte mit schmeichelnden Dichtern, die wieder geschmeichelt sein wollten, ward so völlig verdorben, und hielt nun Haushaltung und Wirthschaft für viel zu geringfügig. Ueber den letzten Punkt mogt' ich Anfangs nicht viel sagen. Aber, wie widerlich war es mir, wenn nach meinen Geschäften, wo ich wahrlich des Bücherlesens und Schreibens satt bekommen hatte, ich in ihre Stube trat, und auch da wieder Bücher auf mich warteten. Ein derbes ächtdeutsches Werk war darunter nicht zu sehn, noch weniger ein tüchtig komisches, das lachen machen konnte. Lichtenberg und Musäus waren wie Gotteslästerer verworfen. Lauter Elegien und Idyllen und Nachtgesänge und Empfindsamkeiten und langweilige Moralen von unbärtigen Knaben! Damit mußte ich mich den ganzen Abend quälen lassen, und sollte wohl gar über das Stük und den Ton des Vorlesens entscheiden. Dann ward ich aus den geheimnißvollen Briefen der elenden Anekdotenjäger benachrichtigt, daß wirklich der Herr A. und nicht die Frau B. Verfasserin von dem und jenem Stük im Taschenbuche sei; und wer jene Rezension in der Allgemeinen deutschen Bibliothek gemacht habe, u. s. w. Merkte meine Frau endlich, daß ich nicht so recht einstimmen wollte, so wurden Bücher und Briefe weggelegt, wir komiten einmal von

uns sprechen; aber bei den simpelsten Sachen mußt' ich Reflexionen und schöne Sentenzen und wohlgewählte Wörter, zuweilen auch passende Stellen aus Dichtern, hören. Gern ging ich aus Verdruß und Langerweile dann mit, wenn meine Frau vorschlug, ins Schauspiel zu gehn. Aber das besserte mich wenig. Immer wurden nur Trauerspiele ausgesucht; meine Frau wand sich in der Loge in meinen Armen fast so arg herum, wie die Aktrice in Elfridens oder Marianens Rolle auf dem Erdboden; und die elende Subordination, woran sie sich gar nicht satt sehn noch satt weinen konnte, glaubt' ich immer, würd' ihr eine unzeitige Niederkunft verursachen. Wie seufzte ich nach einer guten Uebersetzung von Moliere's Pretieuses ridicules!

Der härteste Schlag wartete noch auf mich. Meine Frau ward nun erklärte Dichterin, und — läßt drukken! O mein Freund X. wer Sie auch sind, sicherlich mein Freund! der Sie im Oktober *) so männlich stark die Gefahren für Schriftsteller und Dichter darstellten, um Jünglinge abzuschrekken; o warum dachten Sie nicht auch an Mädchen, an Schriftstellerinnen und Dichterinnen? Die Unnatürlichkeit der Sache macht hier jede Thorheit, jedes Ekelhafte noch um so viel widriger. Selbst unter den Sangvögeln singt ja nur der Hahn, indeß das Weibchen mit Zärtlichkeit ihre Eier bebrütet. — Was half es mir, daß ich Vater ward? Meine Frau ist

*) Vor. Jahr. S. 365. folgg.

ist keine so herzliche Mutter von ihrem Mädchen, als von ihren verwünschten Reimereien. Nur dafür hat sie Sinn und Herz. Mein Vermögen, unsre Haushaltung, unser Kind, unsre Nachbarn, die Kirche, die Armen, nichts interessirt sie. Meine Freunde, würdige Geschäftsmänner, sind ihr immer unwillkommen; aber in ihrer Stube ist der geliebte Zirkel von den fadesten Schöngeistern und Dichterlingen, die ihr einbilden, sie habe groſses poetisches Genie, und die sie in den Hülfswissenschaften unterrichten. Die Besuche nehmen kein Ende; und selbst aus der Fremde kommen solche Seelenbrüder und Schwestern angereiset, die mit aller poetischen Freiheit mein Haus für das ihrige ansehn. — Die Eigenheit ihres ganzen Charakters ist nun verloren: Schüchternheit, Sittsamkeit, alle Weiblichkeit ist fort, und in dreiste Entscheidung, Allwisserei und Pedanterei verwandelt. Ein wenig eigensinnig und ein wenig eitel, sagt man ja, ist jedes Frauenzimmer; gewiß aber auch jeder Gelehrter. Nun, meine Herren, rechnen Sie beides zusammen! Und nicht bloß Gelehrte, sondern Dichterinn; nicht blos das, sondern Schriftstellerin! Oft mögte ich wild werden, und auffahren; und oft dauert mich das sonst gute Geschöpf selbst wieder. Sie hat, wenn sie ein poetisches Sujet im Kopf trägt, nicht Rast noch Ruhe; beim Essen, beim Spazierengehen, beim Gespräch, und sicherlich auch im Schlaf, immer denkt sie daran, und scheut sich nur

davon zu reden, und wagt wenigstens nicht, mir ihre unvollendeten Arbeiten vorzulesen. Ihr Herz entbehrt der schönsten Genüsse, ihr Geist der edelsten Gedanken; ihre Thätigkeit ist erschlaft, ihre jugendliche Munterkeit ist hin. Heute müssen noch zwei Bogen Manuskript in die Drukkerei; morgen durchblättert sie mit Furcht und Beben ein kritisches Journal, und eine ungünstige Rezension macht sie wahrhaft unglüklich. Selbst ein schönes Gedicht erfreut sie nicht mehr so sehr, seitdem sie neidische Mitbulerin ist. Keine häusliche Freude, keine Naturscene, nicht der stille Beifall des Mannes, nicht das kreischende Lachen des Kindes hat Reiz für sie; sie sieht es an, um es — zu bereimen.

Denn so bezieht sie alles auf ihre Lieblingsneigung. Die Kaiserin von Rußland ist ihre Heldinn; aber der Sieg bei Tschesme ist nicht so glorreich, sagt sie, als der Sieg über die stolzen Männer, die sich die Wissenschaften allein anmaaßen wollten. Die Ansezung einer Madame le Directeur bei der Akademie der Wissenschaften ist die größte ihrer Thaten; und meine Frau kann nur nicht begreifen, warum dieser Gegenstand noch nicht eine Feder unter den Gottlob izt ziemlich häufigen schriftstellerischen Dentschinnen beschäftigt hat. Sie hat sich vorgenommen, diesem Mangel abzuhelfen, hat ein Gedicht darauf verfertigt, und will es, wie ich glaube, Ihnen zum Einrükken in Ihre Monatsschrift zusenden. — Uebrigens ist sie eine ächte Patriotin, und die Sonne

geht

geht am 24. Januar nicht unter, ohne ein Gedicht von ihr beschienen zu haben. Aber freilich nur, wie sie selbst sagt, weil der König ihr Bruder in Apollo ist. Unsern braven vorigen König schilt sie hingegen einen Barbaren, weil er nach ihrer Meinung den Grazien und Musen nicht so hold war. Vorzüglich vergiebt sie ihm nicht, daß er das Predigen in Versen verboten hat,*) welches, wie sie behauptet, nothwendig viel erbaulicher muß gewesen sein. — Ihre Tochter, die ja einen Namen haben mußte, worauf ein schöner Reim paßte, soll dereinst Griechisch und Latein lernen; und sie bedauert genug, daß sie's selbst nicht kann, und vermag nicht zu begreifen, wie mich die Kenntniß dieser Sprachen nicht zum Dichter begeistert.

Machen Sie, ich bitte dringend darum, zur Warnung meinen Fall bekannt. Sie haben auch Erfahrung in der Welt. Kennen Sie einen vernünftigen Gelehrten, der sich eine gelehrte Frau wünschte? Es ist wohl unmöglich. Ob Leute andern Standes, kann ich nicht sagen; doch glaub' ich es eben so wenig. — — O ihr holden Geschöpfe, wie ganz andre Mittel habt

ihr

*) Ich fürchte, die Dichterin thut Friedrich Wilhelmen Unrecht; und ihr eigner Bruder in Apollo könnte selbst dies unpoetische Verbot gegeben haben. Im Ernst, so viel ich weiß, ist dieser Unsinn in Berlin: in Versen zu predigen, — welche Art Thorheit ist doch nicht von Gelehrten, und fast mögte man hinzusetzen, hier erdacht worden! — nur unter der itzigen Regierung so herrschend gewesen, daß es endlich nöthig war, Gesetze dagegen zu geben. B.

ihr in Lust und Ernst, uns an euch zu fesseln, als Dinge, die uns geläufiger, als Euch sind, und die ihr uns überlassen könnt und müßt, so gut wie das Reiten und Tabakrauchen! Eure Herrschaft gründet sich auf Künsten, in denen wir Euch stets den Vorzug einräumen müssen, ja worin wir nicht einmal mit Euch wetteifern können! Gebraucht doch diese!

F.

8.

Auch etwas über die Folter.

(Fortsetzung. s. Januar S. 88 f.)

Die eigentliche Folter, so wie sie bisher die Gesetze vorgeschrieben hatten, ist schon an sich sehr verschieden von den Zwangsmitteln, die den Verbrecher zu einer Antwort bringen sollen; diese Antwort mag nun ein Bekenntniß oder eine Ableugnung des Verbrechens enthalten. Aber doch muß von dem Schmerz, mit dessen Verursachung so lange fortgefahren wird, bis man von dem Inquisiten die verweigerte Antwort erhalten hat, noch derjenige unterschieden werden, wodurch man seinen vorherigen Ungehorsam, die vorgelegten Fragen zu beantworten, bestraft. Um nun allen Misbräuchen vorzubeugen, würde ich bestimmen, daß der Richter den Inquisiten zwar zur Strafe seiner Hartnäkkigkeit züchtigen könne, aber mit dieser Züchtigung nicht so lange fortfahren dürfe, bis er eine befriedigende Antwort erhalten hätte.

Allein,

"Allein, wenn der Richter das Recht hat, den "Inquisiten zu zwingen, daß er ihm antworte; "warum soll er sich der dazu dienlichen Zwangsmit"tel nicht bedienen?"

Dienliche Zwangsmittel soll er allerdings brauchen. Hätte der Richter kein Zwangsrecht, von dem Inquisiten eine Antwort zu fordern; so dürfte er ihn auch wegen verweigerter Antwort nicht strafen. Denn auch Strafen gehören unter die Zwangsmittel. Strafen dienen zugleich zum Beispiel, und können gebraucht werden, nicht nur um Handlungen hervorzubringen, sondern auch um Handlungen zu verhindern. Sie finden also auch alsdann statt, wenn man zwar weiß, der Thäter hätte die That unterlassen sollen, ohne jedoch bestimmen zu können, was er statt derselben für eine andre Handlung hätte vornehmen sollen. Alle diese Zwekke zu erreichen, sind andre Zwangsmittel nicht auf gleiche Weise geschikt.

In dem vorher angeführten Falle (Jan. S. 93) ist es gewiß, Inquisit konnte den Umstand, daß er mit Dietrichen betroffen worden, von der Arche Noä nicht herleiten. Wenn also der Inquisit nicht verrükt ist: so verdient er wegen dieser unschiklichen Antwort Strafe. Aber wer kann wissen, was er für eine Antwort hätte geben sollen? Daher ist es auch unmöglich, daß ein höherer Richter einem niedrigern verschreiben könne, mit welcher künftigen Antwort des Inquisiten er sich begnügen solle. Der höhere

Rich-

Richter selbst, wenn er von seinen Einsichten nicht zu sehr eingenommen ist, wird oft selbst nicht zuverläßig entscheiden können, ob die Antwort des Inquisiten wirklich so unpassend sei, als sie zu sein scheint.

Wir wollen den Fall annehmen, der mit Dietrichen betroffne Inquisit behauptete: er wisse nicht, wie er zu den Dietrichen gekommen sei, und habe an dem geschehenen Einbruche gar keinen Antheil gehabt. Inzwischen hatte ihn doch die Wache auf der nehmlichen Straße, wo der Einbruch geschehn war, in vollem Lauf angetroffen. Nun giebt er zwar vor: er wäre einem Diebe, der ihm das Schnupftuch aus der Tasche gezogen, nachgeeilt. Aber man kann ihn durch Zeugen überführen, daß er das Schnupftuch in dem Wirthshause, woher er gekommen, zurükgelassen hatte; und er muß gestehn, daß er außer diesem Schnupftuche kein anderes bei sich trug Wenn nun der Inquisit hierauf versetzte, daß er demohngeachtet von seiner ersten Aussage nicht abweichen könne; ob er gleich nicht im Stande sei, die hier gemachten Einwürfe zu beantworten: wer würde nun nicht glauben, daß er ein halsstarriger Leugner sei? Und doch war er es nicht. Denn er wuste nicht, daß er das Schnupftuch im Wirthshause verloren hatte. Aber der Dieb, welcher den Einbruch verübt hatte, stekte, als er darüber gestört ward, dem Inquisiten im Vorbeigehen die Dietriche in die Tasche; Inquisit merkte, daß dieser seine Tasche berührte, vermißte

sein

sein Schnupftuch, und lief dem Diebe nach. Der Dieb war schon um die Ekke herumgelaufen, und verschwunden, als die Wache kam, und sich des im vollen Laufe begriffenen Inquisiten bemächtigte.

Wenn sich nun dergleichen Fälle ereignen: so wird der Richter in großer Gefahr stehn, Antworten für unpassend zu halten, welche doch der Inquisit anders zu geben nicht im Stande ist. Ich gebe zu, daß dergleichen Fälle selten sind. Ich will daher auch nicht, daß der Ungehorsam ganz ungestraft bleiben solle. Nein, ich glaube, daß mehr das übrige Benehmen des Inquisiten, als die Antwort selbst, auf dessen Halsstarrigkeit schließen lasse. Und gesetzt, der Richter irrt sich, und läßt einen Unschuldigen eines vermeintlichen Ungehorsams wegen züchtigen: so ist doch das Uebel nicht so groß, als wenn er mit der Züchtigung fortfährt, so lange ihn die Antworten des Inquisiten noch nicht befriedigen.

Alle diese Betrachtungen bestärken mich in der Meinung, daß körperliche Schmerzen zwar gebraucht werden können, um den Ungehorsam der Inquisiten zu bestrafen, aber nicht als ein Mittel, irgend eine Antwort zu erpressen. — Wenn also meine Stimme etwas gelten könnte: so würde ich den Richtern aufgeben, gegen einen gar nicht oder nicht gehörig antwortenden Inquisiten die Untersuchung immer fortzusetzen, die Zeugen zu vernehmen, ihm jeden bei der Untersuchung sich ergebenden Umstand vorzuhal-

zuhalten, und dabei sein Stillschweigen sowohl als seine Antwort zu vermerken. Es versteht sich von selbst, daß der Richter nicht verabsäumen dürfe, den körperlichen und Gemüthszustand des Inquisiten gehörig zu untersuchen, und zwar nicht blos durch flüchtige Besuche der Aerzte, sondern auch besonders durch Verhörung solcher Zeugen, welche ihn vorher gekannt haben. Nachdem dieses alles geschehen wäre, müßten die Akten an das Spruch-Kollegium eingesendet werden; und dieses müßte sodann, wenn die Sache klar wäre, nicht nur in der Hauptsache, sondern auch besonders wegen Bestrafung des Ungehorsams erkennen.

Bedürfte die Hauptsache noch einer nähern Untersuchung: so müßte vorerst die Strafe des Ungehorsams in Gegenwart der übrigen in demselben Gefängnisse befindlichen Inquisiten an ihm vollzogen werden. Damit aber diese nicht statt der Folter gebraucht werden könnte, müßte der Richter ohngefähr acht Tage nach der Züchtigung vorbeistreichen lassen, und sodann den Inquisiten von neuem vornehmen, und ihm zugleich noch einmal zu erkennen geben, daß man diejenigen Fragen, welche er gar nicht, oder nicht passend beantwortet hätte, für bejaht annehmen, und ihn wegen seines fortgesetzten Ungehorsams von neuem züchtigen würde. Nun könnte zwar nach Beschaffenheit der Umstände eine zweite Züchtigung erfolgen, aber nicht anders, als nach vorgängigem Erkenntniß des Spruch-Kollegiums,

glums; auch dürfte sie nicht weiter wiederholt werden, weil sonst diese Strafe in eine förmliche Folter ausarten wurde.

Zu Erforschung der Wahrheit bedarf man besonders zu unsern Zeiten, wo man durch ganz Europa leicht Nachrichten einziehen kann, und die Gerichtshöfe einander wechselseitig Hülfe leisten, keiner dergleichen gewaltsameu Mittel. Freilich befindet sich der Richter besser dabei, wenn er Zeit und Mühe spart, und sich den Nachrichter vorarbeiten läßt. Inzwischen kann doch auch durch dergleichen Zwangsmittel immer nicht viel ausgerichtet werden. Denn will man von dem Thäter selbst ein Geständniß erzwingen: so ist entweder das Verbrechen sonst schon erwiesen oder nicht. Im erstern Falle sind Zwangsmittel überflüssig, im letztern grausame Ungerechtigkeit. Soll der Inquisit Mitschuldige angeben: so kann die Marter wieder nichts helfen. Denn einer dergleichen Angabe wird kein Glauben beigemessen.

Zwar wird man einwenden, daß auch die Aussage des Inquisiten dem Richter nur auf die Spur helfen solle. Allein wenn sie nur das soll: so müßten noch ohnedies Umstände vorhanden sein, aus welchen sich die Wahrheit der Beschuldigung ergiebt. Es wird also meistens nur an der Trägheit des Richters liegen, wenn er nicht schon vorher auf die Umstände geachtet hatte. Ueberhaupt muß ich hierbei folgende Bemerkung machen. Das Verhör des

Inquiſiten dient nicht ſowohl dazu, um ihn zum Geſtändniß der That zu bringen, als vielmehr, um zu erfahren, wie er ſeine That entſchuldigen, und die wider ihn ſtreitende Vermuthungen haben könne. Eben dieſes ſagt den Inquiſiten ihr Gefühl. Es iſt daher nicht ſo wohl ihr hartnäkkiges Stillſchweigen, als ihre Geſchwätzigkeit, welche dem Inquiſitor beſchwerlich fällt.

Hiebei verſehen es aber die meiſten Inquiſitoren. Wenn ſie der Inquiſit mit einer erdichteten Erzählung zu täuſchen ſucht: ſo erzürnen ſie ſich, und zeigen ihm ſogleich den Ungrund ſeines Vorgebens. Wenn durch das Verhör des Inquiſiten deſſen Ueberführung bewirkt werden ſoll; ſo iſt es ſicher nicht auf dieſem Wege. Denn dadurch macht man den Inquiſiten in ſeinen Erdichtungen nur behutſamer. In einem ſolchen Falle muß es ſich der Richter gar nicht merken laſſen, was er der Erzählung des Inquiſiten entgegen zu ſetzen habe. Erſt muß er ihn ſein luftiges Gebäude ganz aufführen laſſen, und dann erſt, wenn der Inquiſit ſolches ganz vollendet zu haben glaubt, muß der Inquiſitor auf einmal das Spinngewebe wegreißen, auf welcher das Gebäude ruhete. Je dreiſter der Inquiſit lügt, deſto eher wird er ſich in ſeinen eignen Erdichtungen verſtrikken; und er wird um ſo viel dreuſter lügen, je geduldiger der Richter ſeine Lügen anhört. Aber wenn der Richter ſich bei jeder falſchen Erzählung ereifert, und ſogleich den Widerſpruch zeigt, in welchem

chem sie mit den übrigen Umständen steht, so wird der Inquisit behutsamer zu Werke gehn, und in der Geschwindigkeit sein System ändern.

Man hat also nicht nöthig, den Inquisiten zu zwingen, daß er statt einer unpassenden Antwort eine passendere geben sollte. Wenn seine Antwort dem Stillschweigen gleich zu achten ist: so ist doch Stillschweigen auch eine Antwort. Das scheint nun freilich von einer andern Seite Gefahr zu bringen. Denn man besorgt, der Richter werde, wenn es des Geständnisses des Verbrechers nicht bedürfe, oft nur zu geneigt sein, denselben für überführt zu halten. Ich leugne auch nicht, daß der Richter sich sehr in Acht nehmen müsse, der Stärke der aufgefundnen Beweise nicht zu viel zuzutrauen. Allein ich kann mich hier auf die Theorie vom Beweise nicht einlassen. Dort lassen sich Mittel angeben, diesem Uebel, so viel als möglich, abzuhelfen. Hier begnüge ich mich, zu zeigen, daß man doch durch keine Art von Peinigung dieser Gefahr ausweichen könne. Im Gegentheil vermehrt man sie noch, indem man die mit Gewalt erzwungene Antwort unter die Beweise rechnet. Der ganze Unterschied zwischen Gefahr und Gefahr wird also nur darin liegen, daß in dem einen Falle der Unschuldige gestraft werden wird, ohne vorher gemartert worden zu sein, und daß er in dem andern Falle außer der Strafe noch vorher die Marter wird erduldet haben, wodurch er zu der gewünschten Antwort gezwungen worden.

Dieſes, meine Herren, ſind meine Gedanken über einen Gegenſtand von äußerſter Wichtigkeit. Muntern Sie Ihre Leſer auf, einer Sache weiter nachzudenken, wovon das Wohl und Wehe der Menſchheit abhängt.

Ich habe vielleicht von Seiten der Weichherzigkeit gefehlt. Wundärzte, die nicht Muth haben, ein Glied abzulöſen, ſetzen oft den ganzen Körper in Gefahr. Aber ich bitte alle diejenigen, welche ſich eine größere Stärke der Seele zutrauen, ſich ja in Acht zu nehmen, daß ſie der Menſchheit nicht eine Wunde ſchlagen, worüber ſie vielleicht Jahrhunderte hindurch vergebens ſeufzen würde.

9.

Falſche Toleranz einiger Märkiſchen und Pommerſchen Städte in Anſehung der Einräumung der proteſtantiſchen Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſt.

Ich habe mich immer beſtrebt, das was, meiner Meinung nach, aus den ächten Grundſätzen der Menſchenliebe und aus richtigen Begriffen von Religion folgt, nemlich Toleranz, gegen die Bekenner aller Glaubenslehren, zu üben. Ich fühle, daß mein

Herz

Herz nicht so eng ist, um nicht alle meine Brüder lieben zu können, wenn sie auch in Meinungen von mir verschieden wären; und mein Verstand ist, hoffe ich, wenigstens von solchen entehrenden Vorurtheilen frei, die mich bis zum Religionsverfolger erniedrigen könnten. Aber ich habe auch gern jede Sache von mehrern Seiten betrachtet, um mich nicht sobald von dem blendenden Schein auch der gepriesensten Modetugend hinreißen zu lassen. Und so sei es mir dann erlaubt, ein Wort über das helle Licht der Aufklärung zu sagen, das unsern laut posaunenden Zeitungen zufolge, in einigen unsrer Provinzialstädte (Bernau, Pyrik, Greifenberg, Ruppin u. s. w.) itzt so glanzvoll stralt, in denen nemlich, welche den Katholiken zur Feirung ihres Gottesdienstes die lutherischen Stadtkirchen einräumten. Es scheint hierüber fast ein Wetteifer unter den Städten entstanden zu sein. Wird doch itzt selbst darüber unter ihnen Streit geführt, welche Stadt zuerst sich auf dieser Stufe der Aufklärung zeigte; wie ehemals griechische Städte sich um die Ehre der Geburt ihres Homers stritten. — Uebrigens scheinen sie aus wahrer guter Meinung, und aus der unbefangenen Gefälligkeit, die den Lutheranern eigen ist, hiebei verfahren zu sein. Desto geneigter werden sie sein, eines gleichfalls unbefangenen Mannes Gedanken zu hören; der nur das, was sie ihm dabei nicht bedacht zu haben scheinen, ihnen zur Erinnerung, und auch andern zum Aufmerken, angeben will. Wobei

Lande, in Europa, in Asien, in Afrika, und in Amerika.

Die Einwohner dieser Länder sind in Ansehung ihrer Religion, Sitten, Gebräuche, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Regierungsform, Gesetze, Gewerbe, Handlung, Künste, Wissenschaften, Sprachen, Schriften, Gemüthsart, Leibesbeschaffenheit, Farbe, Gesichtsbildung, Größe, Stärke, Lebensart, Alter, Krankheiten, Tod, Begräbniß, Trauer, Freude, Hochzeiten, Geburten, Spiele, Tänze, Musik, Waffen, Kriege, Feldzüge, Belagerungen, Schlachten, Eroberungen, Verwüstungen, Plünderungen, Brandschatzungen, Gefangenschaften, Sklaverey, Freyheit, Tugenden, Laster, Verbrechen, Strafen, Belohnungen, Ehre, Schande, Ruhm, Unsterblichkeit, Vergessenheit, Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft, Urtheilskraft, Witz, Scharfsinn, Dummheit, Thorheit, Wahnsinn, Aberglauben, Vorurtheile, Irrthümer, Wahrheit, Gewißheit, Zweifel, Ungewißheit, Wahrscheinlichkeit, Unwahrscheinlichkeit, Möglichkeit, Unmöglichkeit, Wirklichkeit, Nichtwirklichkeit, Nothwendigkeit, Zufälligkeit, Ursachen, Wirkungen, Mittel, Zweck, Absicht, Vorsatz, Entschluß, Handlung, Unterlassung, Freyheit, Nothwendigkeit, Zufall, Vorsehung, Gott, Geister, Engel, Teufel, Seele, Leib, Tod, Unsterblichkeit, Auferstehung, Himmel, Hölle, Fegefeuer, Seligkeit, Verdammniß, Ewigkeit, Zeit, Raum, Bewegung, Ruhe, Veränderung, Beharrlichkeit, Kraft, Thätigkeit, Leidentlichkeit, Materie, Körper, Geist, Licht, Finsterniß, Farben, Schall, Geruch, Geschmack, Gefühl, Wärme, Kälte, Feuer, Luft, Wasser, Erde, Pflanzen, Thiere, Menschen, Mineralien, Metalle, Edelgesteine, Salze, Erden, Steine, Gebirge, Flüsse, Seen, Meere, Inseln, Halbinseln, Landengen, Vorgebirge, Klippen, Sandbänke, Ebbe, Fluth, Ströme, Winde, Stürme, Wetter, Regen, Schnee, Hagel, Donner, Blitz, Erdbeben, Vulkane, Sonnenfinsternisse, Mondfinsternisse, Sonnenflecken, Kometen, Sonnensystem, Fixsterne, Planeten, Monde, Ringe, Atmosphären, Dämmerung, Polarlichter, Regenbogen, Höfe, Nebensonnen, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Feuersäulen, Feuerbälle, Irrlichter, Nebelflecken, Milchstraße, Sternbilder, Sternkarten, Himmelskugeln, Himmelsgegenden, Himmelsgegenden, Himmelsgegenden

vollständigste Toleranz doch hierinn nicht nachgeben. Allein davon ist hier die Rede nicht, und es versteht sich von selbst; ob ich es gleich beyfügen wollte, um meine Gedanken von der Toleranz vollständig anzugeben.

Unser König gewährte den Katholiken die Hedwigskirche in Berlin, Kirchen und Klöster stehn für sie auch noch in Menge in andern Provinzen, als Schlesien, Westpreussen, Halberstadt, Westphalen, u. s. w. Zu kleinern Gemeinen reisen, zu bestimmten Zeiten, die Geistlichen aus größern Orten hin, damit auch jene ihren Gottesdienst feyern können. Wer hätte auch nur den Gedanken eines Zweifels darüber, daß solche Gemeinen nicht auch eigene Geistliche und eigne Kirchen haben dürften, wenn sie nur vermögend wären jene zu besolden, und diese zu erbauen? Unsre besten Gesellschaften stehn für Katholiken so offen, wie für unsre Glaubensbrüder. Und, ich kann dreist fragen, wo ist, wenigstens in meiner natürländischen Mark Brandenburg, wo ist selbst der Pöbel, der einen Katholiken, als solchen, anfeindete, und ihm in Absicht seiner Religionsübung etwas in den Weg legte? — Wir wollen uns aber alles dessen, meine lieben protestantischen Mitbürger, nicht rühmen; es ist die Pflicht unserer Vernunft, unsrer Menschheit, unsers Glaubens.

Zwar erwiedern unsre katholischen Brüder in Deutschland uns nicht immer diese Pflicht. Die traurigen Geschichten in Salzburg, in der Pfalz, u. s. w. sind bekannt. Aber was in ältern Zeiten und unter

ſtrengen Regierungen geſchah, mag gerne ganz vergeſſen ſein. Noch itzt aber, ſelbſt in den Ländern des aufgeklärten Joſephs II. (obgleich, wie man denken kann, ganz gegen ſeinen Willen) werden unſre Glaubensgenoſſen bedrükt. Die neueſten Stükke von Schlözers Anzeigen erzählen erſtaunliche Dinge davon, die wirklich unglaublich wären, wenn uns nicht eben dieſe Staatsanzeigen genug belehrt hätten, um leider keine Art raſender Unmoralität in Deutſchland mehr für unglaublich zu halten. Ich will nur das, was er von Kärnten *) anführt, hier kurz in einem Auszuge beibringen. Ehemals, d. h. noch vor 20 Jahren, ſann man dort, wie in ganz Oeſterreich, auf nichts mehr, als alle Unterthanen entweder durch Gewalt oder durch Liſt zu katholiſchen Chriſten zu machen. In Kärnten waren eigene Miſſionen dazu angeſetzt, und ſind es noch; ihre Unterhaltung betrug im J. 1780, 2855 Fl. Die geſcheutern unter den Miſſionarien ſchämten ſich, die ehrlichen Bergleute im Leſen der Bibel zu ſtören, ließen ſie in Ruhe, und genoſſen dann auch in Ruhe ihr Gehalt aus der Religionskaſſe. Aber andere darunter waren geſchäftiger. Wegen ihrer Unwiſſenheit aber konnten ſie keinen unter dem gemeinen Volke bekehren, weil alle klüger waren, als ſie. Um dieſe kätzeriſche Klugheit zu erſtikken, ließ das Gericht und die Miſſionare die Schulen verſperren, unter dem Vorwand, es ſei nicht nöthig, daß Bauren leſen und

ſchreiben

*) Heft III, S. 355, f. VIII, 504, f. XX, 414, f. u. 433, f.

schreiben lernten. Noch itzt überlaufen die Geistlichen die Häuser dieser Leute, und wollen wenigstens den Kindern vordogmatisiren; die sich aber, um den Unsinn nicht zu hören, unter die Betten verstekken, oder aufs Feld laufen. Noch itzt hört man den frechen Unsinn auf den Kanzeln, daß Geistliche in ihren Predigten ausrufen: "Gott mögte sie sogleich "sterben lassen, wenn die katholische Religion nicht "die allein seligmachende, und die lutherische nicht "eine verfluchte kätzerische wäre. Sehet!" sprechen sie dann, wenn sie nicht sogleich auf der Kanzel sterben: "sehet! ich lebe noch, Gott zeigt augenscheinlich, daß ich Recht habe." Ein anderer, um die Sache noch lebhafter zu machen, ruft aus: "Wenn die "evangelische Religion die wahre ist, so soll mich gleich "der Teufel holen! Freilich, meine Lieben, hat der Teufel an meinen Priesterkleidern keine Gewalt; aber ich "will sie ablegen;" (er zieht sie dann wirklich aus); "nun, Teufel komm, und hole mich!" — Das härteste war noch vor wenig Jahren, daß jeder, bei dem man die Bibel und evangelische geistliche Bücher fand, theils am Leibe, theils am Vermögen, hart gestraft ward. Die Gerichtsdiener überfielen um Mitternacht die sichern Bauern, um nach den verbotenen Büchern zu suchen; und fanden oft welche, so sinnreich sie auch verheimlicht waren. —— Nun erschien das gesegnete Toleranzedikt. Aber seine Kraft dauerte nur bis zum Neujahr 1783. Wer sich bis dahin nicht gemeldet hatte, war und blieb ausgeschlossen.

Wer sich in dieser ihm wichtigen Sache nicht rasch genug entschloß, wer aus Krankheit, wegen Abwesenheit, wegen Mangel an Zeit, wegen zu großer Entfernung, wegen zu plötzlicher Citation, es verabsäumte und verabsäumen mußte, sich bei den Pflegämtern als Lutherisch anzugeben, wer oft nur nicht zu der bestimmten Stunde kam, der muß itzt katholisch bleiben, trotz seiner Ueberzeugung, trotz seiner Erklärung, und trotz des Toleranzedikts. Nach Kärnten kam der Befehl zu dieser Einschränkung den 17. Dezember 1782; man hielt ihn aber geheim. Wenn Leute sich noch am Ende des Jahrs meldeten, sagte man ihnen: es sei itzt keine Zeit, sie mögten nach Neujahr wiederkommen. Kamen sie dann, so hieß es: Nun sei es zu spät, das neue Edikt sei da. Viele melden sich noch immer; man merket sie an, und verbietet ihnen dann, bei harter Leibes- und Geldstrafe, dem lutherischen Glaubensunterricht beizuwohnen. Diese Leute sind sehr übel daran; von den Katholiken haben sie sich selbst getrennt, und man leidet sie an manchen Orten auch nicht in deren Kirchen. Damit nun ja keiner, als der sich vor 1783 zur evangelischen Gemeinde gemeldet hat, deren Gottesdienst besuche, gehn die Gerichtsdiener ins Bethaus, und spazieren während der Andacht des versammelten Volkes herum, um solche heimliche Ueberläufer zu ertappen. Zu Spital, dem Wohnsitze des Fürsten von Portia, seines Landgerichts, und des Dechanten, hatte man, als ein protestantisches Leichenbegängniß

nach Josephs Verordnungen geschehen sollte, die Kirchhofsthüre verriegelt, und ein Loch durch die Mauer gebrochen, wodurch die Evangelischen kriechen mußten; der andern, auch thätlichen Beschimpfungen dabei zu geschweigen. Zu Villach ward 1783, im Angesicht des Kreisamtes, bei den letzten Fastnachtspossen D. Luther lächerlich vorgestellt, auf einem Schubkarren durch die Stadt geführt, und endlich mit vielem Pomp von der Brükke in den Strom geworfen. — — Solche Beispiele können und müssen keine andre Wirkung haben, als uns anzufeuren, stets solche Menschen an edlem tolerantem Betragen so weit zu übertreffen, als wir sie sicherlich schon am Verstande und an Aufklärung übertreffen.

Also Willfährigkeit, den Katholiken die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes zu verstatten, so weit es ihre Erbauung erfordert, und die Ruhe des Staats nicht darunter leidet, ist Pflicht der wahren Toleranz, und eine von uns gern geübte Pflicht. Wo aber sollen sie ihren Gottesdienst üben? Natürlich da, wo sie irgend etwas anders, was ihnen beliebt, auch thun können, auf einem Platze, der ihnen gehört, entweder eigenthümlich, oder gemiethet, oder geschenkt; kurz, wo jeder Mensch und jede Religionspartei Geschäft und Gottesdienst übt. Warum aber, frage ich dagegen, warum in einer fremden ihnen nur dazu geliehenen Kirche? Ich wünschte in der That, die genauere Geschichte dieser ihnen gestatteten Erlaubniß zu wissen: ob die Katholiken ansuchten,

ſuchten, oder die Proteſtanten anboten? Was jene für Gründe in ihren Bittſchriften anführten, und was dieſe für Beweggründe (auch die geheimen nicht zu vergeſſen) hatten? Das Beiſpiel in Frankfurt an der Oder iſt ſehr löblich; da waren die Katholiken beſcheidner, und die Proteſtanten vorſichtiger. Jene wünſchten das Ballhaus daſelbſt zu kaufen; der König geſtattete es, der Kauf iſt itzt geſchehen, und ſie werden darin ihren Gottesdienſt und Kinderunterricht abwarten. Giebt es denn in den andern Städten keinen Saal, kein großes Zimmer mehr, das von den Katholiken könnte gemiethet, oder von den andern Einwohnern oder dem Magiſtrat ihnen unentgeldlich überlaſſen werden? — Es wäre ein Zeichen höchſt verkehrter Begriffe, wenn die Katholiken glaubten, Gott könne nur in einem Gebäude würdig angefleht werden, welches von Geiſtlichen zu dem Endzwek eingeweihet worden; glaubten, daß ſonſt nirgends die vereinte Andacht eines zur Gottesverehrung verſammelten Haufens dem höchſten Weſen wohlgefällig und für die Gemüther der Betenden von heilſamen Einfluß ſein könnte. Wahrlich, die Nachgebung gegen ſo verkehrte Begriffe iſt keine Toleranz mehr zu nennen. Waren aber die Katholiken ſo übertrieben orthodox, daß ſie nur in einem konſekrirten Gebäude Gott dienen wollten; wie konnten ſie zugleich ſo heterodox ſein, der Konſekrirung evangeliſcher Geiſtlichen ſolche Kraft zuzutrauen? Vielleicht ſoll ihr Verfahren hierin gar Toleranz gegen uns ſein? Oder haben ſie etwa dabei eine geheimere Abſicht? In der That, die Sache hat noch eine Seite, von der ſie verdient angeſehn zu werden.

Nicht, weil die Katholiken in ihren Ländern faſt immer hart und untolerant gegen uns verfahren; nicht, weil ſie, von Religionseifer übernommen, leicht ſelbſt in unſern Kirchen unſern Glauben läſtern könnten,

§ 1. Alle Arten der Ehe setzen die gegenseitige Einwilligung der Ehegatten voraus. Diese Einwilligung kann nicht durch Stellvertreter erklärt werden. Sie muß vor dem Standesbeamten persönlich erklärt werden. Bedingungen oder Zeitbestimmungen machen die Erklärung unwirksam. Die Erklärung kann nicht nachträglich durch Genehmigung ersetzt werden. Sie kann nicht widerrufen werden. Sie kann nicht angefochten werden, es sei denn, daß sie durch Zwang oder Drohung herbeigeführt worden ist.

§ 2. Die Ehe wird durch die Erklärung der Verlobten, daß sie die Ehe miteinander eingehen wollen, vor dem Standesbeamten geschlossen. Der Standesbeamte soll die Verlobten einzeln und nacheinander befragen, ob sie die Ehe miteinander eingehen wollen, und nachdem sie dies bejaht haben, im Namen des Gesetzes aussprechen, daß sie nunmehr kraft Gesetzes verbundene Eheleute seien.

§ 3. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einem der Verlobten die Geschäftsfähigkeit fehlt. Geschäftsunfähig ist, wer das siebente Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Wer sich in einem Zustande krankhafter Störung der Geistestätigkeit befindet, der die freie Willensbestimmung ausschließt, ist gleichfalls geschäftsunfähig.

§ 4. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten bereits verheiratet ist.

§ 5. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Verwandten in gerader Linie oder mit einem vollbürtigen oder halbbürtigen Geschwister verwandt ist.

§ 6. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde oder einer Adoptivmutter oder einem Adoptivvater verwandt ist.

§ 7. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Kinde seiner Adoptivmutter oder seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 8. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 9. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 10. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 11. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 12. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 13. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 14. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 15. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 16. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 17. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 18. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

§ 19. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seiner Adoptivmutter verwandt ist.

§ 20. Die Ehe soll nicht geschlossen werden, wenn einer der Verlobten mit einem Adoptivkinde seines Adoptivvaters verwandt ist.

bigen, so gut wie Heiden und Türken. Noch immer hält man die längst und nach den öffentlichsten Verträgen unsern Fürsten anheim gefallnen Bisthümer für Lehen des römischen Stuls, vergiebt sie noch immer, und ernennt von Rom aus Bischöfe von Brandenburg und von Magdeburg, wie man sie von Tiberias und von Karthago ernennt*). — Wer steht dafür, daß die katholische Geistlichkeit sich, bei ihrem Gottesdienst in lutherischen Kirchen, nicht gleichsam auf einen Augenblik wieder in ihr vermeintes altes Recht eingesetzt glaubt? und annimmt, daß solch ein Augenblik wenigstens unsre Verjährung unterbricht, und ihnen aufs künftige längern Besitz verspricht? Wer steht dafür, zumal wenn kein Revers darüber ausgestellt worden, daß sie nicht diese zu große Gefälligkeit dereinst als eine der Observanz gemäße Schuldigkeit fordert; sie dann auch, mit Vorschützung der Noth, öfter im Jahre fordert; und so allmählich anfängt, die wahren Eigenthümer aus ihrem Besitz zu verdrängen?

Denn, mit welchen Mitteln sucht nicht diese Religion sich allgemein zu verbreiten! Sind es etwa nur Unchristen, zu welchen sie Missionen schikt, wie doch der Begriff, den wir diesem Worte beilegen, anzuzeigen scheint? Jeder katholische Geistliche in protestantischen Ländern, heißt ein Missionar. Das Collegium de propaganda fide ist äußerst thätig, und versteht unter fidem nicht den christlichen, sondern, wie ja selbst Zeitungsnachrichten lehren, bloß den katholischen Glauben. Es erstrekt seine Wirksamkeit ungemein weit, selbst nach Ländern hin, wo man nichts davon weiß, und durch Anstalten, deren Existenz man in solchen Ländern oft nicht einmal kennt. Es giebt katholische Stiftunge und Seminarien in Ita-

*) Man s. auch, was Nikolai in seinen Reisen Th. 1. S. 46—48) hierüber sagt. Anm. d. Vers.

Ferrara, Florentiner und Venetianer. In jener Zeit, wo Ferrara, Florenz und Venedig sich in Kriegen mit einander befanden, wurden die Florentiner und Venetianer, welche sich in Ferrara befanden, gefangen gesetzt. Die Florentiner wurden in einen Thurm gesperrt, die Venetianer in einen andern. Die Florentiner, welche sich in dem Thurme befanden, in welchem die Venetianer gefangen saßen, machten ein Loch in die Mauer, durch welches sie in den andern Thurm gelangten, und befreiten die Venetianer. Diese machten ebenfalls ein Loch in die Mauer, durch welches sie in den Thurm gelangten, in welchem die Florentiner gefangen saßen, und befreiten diese. Beide Theile entkamen durch ein Loch, welches sie in die Mauer machten, und gelangten in ihre Heimath. Die Ferrarer, welche dieß erfuhren, ließen sie verfolgen, und brachten sie wieder in ihre Gefängnisse. Die Florentiner und Venetianer machten wieder Löcher in die Mauer, durch welche sie in den andern Thurm gelangten, und befreiten sich. Sie machten ebenfalls Löcher in die Mauer, durch welche

machend sind. Das ist der Hauptbegriff des katholischen Glaubens, davon gehn selbst ihre edelsten Mitglieder nicht ab. In mehrern Toleranzedikten Josephs II heißt es wörtlich: "Die Aufrechthaltung "und Verbreitung der wahren und allein selig"machenden katholischen Religion ist immer "Unsre angelegenste Sorgfalt gewesen." Kann sich damit der Geist des Protestantismus vertragen, der wahre Toleranz und freie Nachforschung liebt, und eigne Ueberzeugung gestattet? Läßt sich auf die Art eine Vereinigung gedenken, oder müßte nicht vielmehr eine Verwandlung und Transsubstantiation vorgehn? — Aber, wozu auch Vereinigung! Ist es nicht genug, wenn wir friedlich neben einander wohnen, jeder den andern Mitbürger auf seine Weise Gott dienen läßt, und keiner sich mehr Anhang zu machen bemüht ist? Ist es möglich, daß alle Menschen über einen Punkt gleichförmig denken? Ist es nützlich, daß man sich zu Einer Art darüber zu denken vereinigt, die dann stete Richtschnur werden würde, und alles eigne Nachsinnen und alle Gewissensfreiheit verhinderte?

Männer, die sich länger, als ich, mit Religion und Philosophie und Politik beschäftiget haben, mögen diese Sache entscheiden. Mir ist es genug, sie in Anregung gebracht zu haben. — So gern ich auch jedem alle Religionsfreiheit gönne, und nichts dagegen haben würde, wenn ich alle meine Mitbürger auf einmal, nur aus Ueberzeugung, Katholiken werden sähe; so wollte ich doch nicht gern, daß sie aus unvorsichtiger Gutherzigkeit Schritte thäten, wozu sie künstlich verleitet wären, und welche sie in Zukunft aufs bitterste gereuen könnten.

Akatholikus Tolerans.

Druckfehler im Januar.

S. 88, Z. 4. (von unten) statt: Versteller lies Verstokter.

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Drittes Stük. März.

I.

Horaz und Lydia.

Horazens neunte Ode des dritten Buchs.

—v —vv —vv
—v —vv— —vv—vv

Horaz.

Als mir Lydia günstig war,
Und kein trauterer Freund seinen verliebten Arm
Um den glänzenden Nacken schlang;
War der Perser Monarch glücklicher nicht, als ich.

Lydia.

Als du ganz für mich loderteſt,
Keine Chloe den Rang Lydien abgewann;
Da war Lydiens Nahme groß,
Nicht Roms Ilia ward höher verehrt, als ich.

Horaz.

Ja! die Thraciſche Chloe ſiegt:
Rührend tönet ihr Lied, rührend ihr Saitenſpiel.
Freudig litt' ich den Tod für ſie,
Wenn das Schickſal nur ihr Leben verlängerte.

Lydia.

Nun entflammt mich die ſchönſte Glut:
Die facht Kalais an, eines Thuriners Sohn.
Zweymahl litt ich den Tod für ihn,
Wenn die Parze nur ſein Leben verlängerte.

Horaz.

Wie? wenn Amor zurücke kehrt?
In ein ehernes Joch beide Getrennte ſpannt?
Die gelblockige Chloe weicht,
Das verſchloſſene Thor Lydien offen ſteht?

Lydia.

Zwar lacht Jener, wie Hesperus;
Du biſt ſchwankend, wie Rohr, zorniger, als die Fluth
Des aufbrauſenden Adrias:
Doch gern lebt' ich für dich, ſtürbe vergnügt mit dir.

Anmerkungen.

V. 4. Der Perſer Monarch) anſtatt der größte Monarch. Der Römiſche Dichter bedient ſich der Sprache der älteſten Griechen, die, wenn

ſie

ſie einen Mächtigen oder Glücklichen nennen wollten, den Perſiſchen König nannten. Auch hieß er bey ihnen wegen ſeiner vielen Königreiche ſchlechtweg der große König. An einem andern Orte nennt Horaz einen ſolchen uralten Perſiſchen König mit Nahmen. (II. 12.)

V. 7. Da war Lydiens Name groß) nehmlich durch des Poeten Lieder. Petrarka legt ſeiner Laura einen ähnlichen Gedanken in den Mund:

Willkommen waren mir die ſanften Bande,
Die dein Herz feſſelten, der ſchöne Nahme
Willkommen, den mir deine Lieder machten,
Bey Fremden, wenn es wahr iſt, was ich höre,
Und unter deinem Volke. — — —

V. 8. Roms Ilia.) Ilia oder Rhea Sylvia war die Mutter des Romulus und Remus, und alſo gewiß die berühmteſte Römerinn. Lydia gebraucht hier eine noch größere Hyperbel, als vorhin Horaz, nach der eingeführten Gewohnheit bey ſolchen Wechſelgeſängen, das heißt, nach der Vorſchrift der Natur ſelbſt: denn auch im gemeinen Leben pflegen die Menſchen auf Lob oder Schimpf mit noch größerm Lobe oder Schimpfe zu antworten.

V. 9. Ja! die Thraciſche Chloe ſiegt.) Horaz läugnet dieſes nicht gegen eine bloße Mätreſſe; er will ſie vielmehr noch eiferſüchtiger machen, um ein gleiches Geſtändniß von ihr herauszulocken, damit ſie beide mit einander aufheben und ſich wieder verſöhnen können.

V. 10. Rührend tönet... ihr Saitenspiel.) Der berühmte Thracier Orpheus hatte, wie es scheint, seine Landesleute so musikalisch gemacht, daß man sich die besten Sängerinnen und Cytherspielerinnen aus Thracien kommen ließ, wo noch überdieß die schönsten Blondinen waren.

V. 13, Eines Thuriners Sohn.) Dieser Volksnahme steht hier nicht ohne Ursache. Lydia will sagen, Kalais sey schon von Geburt ein galanter Jüngling, er sey der Sohn eines Sybariten. Die Stadt Sybaris, welche nachmahls Thurium genannt ward, war wegen ihrer wollüstigen Einwohner berühmt. Als sie von den Krotoniensern zerstört worden war, ward sie von den Athenienssern und andern Griechen nicht weit davon wieder aufgebauet, und von der Quelle Thuria, die man dort entdeckte, Thurium genannt, so wie die erste Stadt von dem Flusse Sybaris ihren Nahmen bekommen hatte. Cellarii notitia orbis antiqui, T. I. Pag. 729.

V. 22. Du bist schwankend, wie Rohr, ꝛc.) Die feine Lydia giebt zu verstehen, sie sey in der That unschuldig, und der Dichter habe sie bloß aus Jachzorn und aus Liebe zur Veränderung verstoßen.

Dieses leichte und anmuthige Lied, welches, mehr wie andere, zum Singen bestimmt gewesen zu seyn scheint, hat viele Nachahmer gefunden. Zwey ähnliche Lieder findet man in der lyrischen Bluhmenlese, eines von der Frau Unzerinn, (VI. 6.)

und eines von dem Herrn von Kleist (II. 35.). Auch hat Hagedorn ein Persisches Liebeslied nach diesem Zuschnitt verfertigt; ingleichen ein satirisches Lied auf den Bavius und Mävius, zwey eitele Poeten.

Ramler.

2.

Ueber den Ursprung und Gebrauch der Verwandlungen.

Die Verwandlungen der Menschen in Thiere gründeten sich auf die alte Lehre von der Wanderung der Seelen, welche Pythagoras aus den gemeinen Volksideen der damaligen Zeit nahm, sie mit der Religion verband, und zu einem Grundsatze der Moral machte, um bei einem Volke mehr Eindruk zu machen, nach dessen Vorstellungskraft er seine Lehren bequemte. Der Glaube an die Seelenwanderung war ehemals, so wie noch jetzt, beinahe allen wilden und rohen und unausgebildeten Nationen natürlich, so wie H. Tiedemann seinen Ursprung entwickelt hat: (deutsches Museum 1777. Sept. 248.) wo ich nur die Vergleichung des indianischen Prinzen, der das Manderam von der Göttin erhielt,

hielt, mit dem Abaris der Griechen vermisse. So wie man von dem Glauben an das Herumwandern der Seele bei lebenden Körpern auf die Seelenwanderung nach dem Tode übergieng, folgte man immer einer gewissen Aehnlichkeit des eigenthümlichen Charakters und der Handlungen einiger Menschen mit einigen Thieren; welche insonderheit die Völker, die noch halb wild sind, und viel mit ihren Heerden und Vieh zu thun haben, auch in denjenigen Handlungen der Thiere, die am wenigsten freiwillig sind, suchen und finden, und welche in den meisten orientalischen und asiatischen Sprachen so oft ausgedrükt sind.

Man gieng dabei von dem irrigen Satze aus, der so gar itzt noch in manchem System der Naturgeschichte herrscht, daß man die Handlungen der Thiere aus gewissen Grundsätzen und Absichten herleitete, deren nur der menschliche Verstand fähig ist. Diese Aehnlichkeit, welche verbunden mit dem Glauben von der Absicht der thierischen Handlungen vermuhlich die erste Veranlassung zu der äsopischen Fabel, der ältesten moralischen Lehrart, gegeben hat, mochte wohl auch den ersten rohen Menschen veranlassen zu glauben, daß die Seelen derjenigen Menschen, die eine gewisse auffallende Uebereinstimmung in ihrem Betragen mit einigen Thieren hatten, nach dem Tode in solche Thiere übergiengen; daß die Seele der Wollüstlinge in die Körper der Schweine, die der Mutigen, Verwegnen

und

und Grausamen in die Körper der Löwen, Wölfe und Bären fahren müsse. Denn sie konnten sich diese bemerkte Aehnlichkeit am leichtesten und bequemsten dadurch erklären, daß sie sie von der Versetzung der Seelen herleiteten.

Die ersten Stifter der Religionen unter diesen Völkerschaften nutzten dergleichen Glauben und Ideen des gemeinen Haufens zur Leitung und zum Unterrichte des Pöbels. So gaben sie dem Glauben von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und ihren Wanderungen nur die Wendung, daß diese Wanderungen nach gewissen Gesetzen geschähen, die eine Beziehung auf das geführte Leben hätten. Man drükte dieß Versetzen der Seelen in thierische Körper auch durch das Verwandeln in Thiere aus. Dergleichen Verwandelungen gab man für Strafen und Belohnungen der Götter aus, und führte darzu Beispiele an, bei welchen die Aehnlichkeit des Charakters und Naturells allein zum Grunde lag. Durch diese Einkleidung suchten die ersten Volkslehrer Belehrung und Besserung ihrer Nation zu bewürken. Nunmehr ward daraus ein Glaubensartikel, den die Priester immer mehr erweiterten und erläuterten; und eben dadurch wurden sie immer mehr und mehr aufmerksam auf die Handlungen der Thiere gemacht, um die Kombinationen von Aehnlichkeiten zu vervielfältigen, und ihre Lehre mehr auszuschmükken. Eben dahin führte auch die älteste Lehrart der praktischen Moral, die sogenannte phry-

gische oder äsopische Fabel, die gewiß ihren Ursprung nicht in den Zeiten hatte, wo der Despotismus anfieng, wie der Verfasser des Eloge auf la Fontaine sagt, sondern die mit den ersten moralischen Empfindungen des Menschen anfieng und ausgebildet ward.

Kein Theil von dieser alten, und wie man sie gemeiniglich nennt, pythagoräischen Philosophie und Religion, hat in der griechischen Mythologie sich länger erhalten, als die Lehre von den Verwandelungen. Aber es waren nur die Dichter, die dieser Meinung sich so eifrig annahmen, weil sie ihnen einen herrlichen Stoff zur Schilderung von Charakteren und Handlungen gab, welche beinahe eben so viele kleine Dramen ausmachten. Die erste Absicht gieng frühzeitig, mit der erweiterten moralischen Lehrart, und veränderten Regierungsform verlohren; und man behielt nur noch wegen des Wunderbaren und der Schicklichkeit zur Poesie, diese Lehrart, so wie die Fabel bei. Noch in den spätesten Zeiten machten einige Dichter sich ein eignes Geschäft daraus, Verwandlungen selbst zu schaffen und in denselben ihr Genie zu zeigen. Aber nun verirrte man sich von dem alten Wege. Denn die Verwandlungen blieben nun nicht mehr im Thierkreise eingeschlossen, in welchem allein Beziehung und Aehnlichkeit der Handlungen und Sitten Statt findet, sondern man gieng in das Pflanzenreich über; weil es nunmehr gleich galt, ob die ehemals nothwendi-

wendige Aehnlichkeit noch Statt fände oder nicht, wenn man nur die Geschicklichkeit besaß, die Verwandlung mit einer Person vorzunehmen, welche einerlei oder doch einen ähnlichen Namen mit der Pflanze oder dem Baume hatte, in die sie verwandelt werden sollte. Auch in der alten Lehrart paßten bei Verwandelungen oft nur die Handlungen der Hauptpersonen mit den Thieren zusammen, in welche sie verwandelt wurden; Nebenpersonen mußten sich bisweilen mit dem ersten besten Leibe eines vierfüßigen oder zweifüßigen Thieres begnügen.

Aus diesen von den Priestern gesammleten Aehnlichkeiten und darauf gegründeten Verwandlungen entstand nach und nach eine ganz eigne Gattung von Fabel, die nothwendig bei verschiedenen Völkern, in einem ganz verschiedenem Dialekte, eine verschiedene Gestalt annehmen mußte. Die Priester dichteten hinzu, ersannen selbst Verwandlungen, oft ohne auf eine gewisse Aehnlichkeit zu merken. Neuere Dichter folgten nun ohne Unterschied der ersten besten Ueberlieferung, und schmükten alles noch mehr aus. Bei Völkern, wo der Aberglaube an Vogelflug und Vogelgesang herrschte, und von Priestern sowohl als Gesetzgebern mit zur allgemeinen Regierungsform und Religion aufgenommen ward, mußte nothwendig der Glaube an Verwandlungen sich mehr in diese Gattung von Thieren verirren. Und daher die Ornithogonien, oder Zeugungen der Vögel. Diese Art von Verwandlungen trift man

in der alten Mythologie am allerhäufigsten an. Und so wird sich diese Art von Fabel bei allen Völkern nach ihrer verschiedenen Lebensart verschiedentlich ausgebildet haben; z. B. bey Völkern, die mehr Nomaden waren und Viehzucht trieben, bey Fischern und dergleichen Nationen, die nahe am Meere wohnen, u. s. w.

Weil diese Gattung von Fabel sich ursprünglich auf wirklich bemerkte Aehnlichkeit mit dem thierischen Naturell und thierischen Handlungen gründete, so ward sie beiläufig zugleich eine Quelle der Naturgeschichte für die Zeitgenossen. Ich finde, daß auch selbst Aristoteles die ersten Schriftsteller, welche dergleichen Fabeln gesammlet hatten, als eine Quelle der ältesten Nachrichten von der Naturgeschichte nicht ungenutzt gelassen, sondern sich öfters darauf bezogen hat. So sagte er in seiner Thiergeschichte (IX. 32.) daß dem Adler im Alter der Oberschnabel so lang und krumm wachse, daß er endlich vor Hunger sterben müßte. Die Fabel setzt hinzu, daß ihm dieses wiederfahre, weil er ehemals als Mensch seinen Gastfreund beleidiget hatte. Der älteste Schriftsteller in dem Fache solcher Fabeln war der Dichter Boeus. Schon in den ältesten Zeiten war man über diese Person uneinig; denn einige hielten sie für einen Mann, und schrieben Boeus; ander aber, und vorzüglich der Geschichtschreiber Philochorus nannte sie Boeo und hielt sie für ein Frauenzimmer, deren Gedicht nach seiner Nachricht

richt beim Athenäus (IX. S. 393.) aus lauter Erzählungen von Menschen bestand, welche von den Göttern in Vögel waren verwandelt worden. Dies Gedicht führte die Aufschrift Ornithogonia; und Antoninus Liberalis hat daraus viele Auszüge gemacht. Plinius nennt die Boeo und Phemonoe in dem Register vor dem zehnten Buche, welches bloß die Naturgeschichte der Vögel abhandelt, unter den Schriftstellern, woraus er seine Nachrichten entlehnt hat; und bei den Adlern führt er sie noch einmal an. Daß der Dichter Boeus älter als Aristoteles sei, könnte ich durch mehrere Beweise erhärten, wenn hier der Platz darzu wäre. Ich will aber damit nur soviel sagen, daß Aristoteles wahrscheinlich auf das Gedicht des Boeus zielt, wenn er dergleichen Verwandlungen erwähnt. Doch kann er auch einen andern Dichter vor Augen gehabt haben: denn Antoninus Liberalis nennt mehrere dergleichen, und einige werde ich noch selbst hernach anführen.

Die zweite Stelle im Aristoteles ist (X. 1.) wo er ganz kurz anführt, daß nach der Fabel der Vogel Chlorion aus einem Brande entstanden sein solle. Die dritte Stelle ist (VI. 35.) Von den Wölfen, sagt er, erzählt man, daß sie alle in zwölf Tagen zusammen gebären. Die Ursache giebt die Fabel an, daß die Lato in eben so vielen Tagen von den Hyperboreern nach Delos unter der Gestalt einer Wölfin aus Furcht vor der Juno gekommen sei,

und alsdann ihre Kinder gebohren habe. Die vierte Stelle (IX. 18.) leitet auf eine gute Bemerkung. Aristoteles unterscheidet daselbst drei Arten von Reihern, den weißen, schwarzen und gestirnten oder fleckichten. Von dem letztern heißt es: Der gestirnte, mit dem Zunamen Okuos, soll nach der Fabel aus einem Sklaven verwandelt worden sein. Er ist, wie auch sein Zuname zeigt, der trägste unter allen. Die Verwandlung, worauf Aristoteles hier anspielt, erzählt der Dichter Boeus beim Antoninus (Kap. 5.) doch mit einer Verschiedenheit, die zur Hauptsache nichts thut. Hat man diese nicht in Gedanken, so versteht man folgende Nachricht in Aelians Thiergeschichte (V. 36.) gar nicht. Der gestirnte Reiher, heißt es daselbst, oder die Rohrdommel wird in Aegypten zahm gemacht, und versteht die Stimme des Menschen. Denn wenn man ihn einen Sklaven oder Trägen (οκνον) nennt, so wird er böse, daß man ihm seine Faulheit und Herkommen vorwirft. Die Rohrdommel ist allerdings die trägste Art von Reihern, welche auch am ersten zahm wird; aber man sieht an diesem Beyspiele zur Genüge, daß diese Quelle der Naturgeschichte sehr verderblich ward, wenn Leute daraus schöpften, welche den Beobachtungsgeist des Aristoteles nicht hatten. Mit der gehörigen Vorsicht lassen sich aus den Excerpten der uralten Dichter, welche Antoninus geliefert hat, allerdings noch manche ganz beträchtliche Nachrichten zur Naturgeschichte sammlen,

manche Stelle des Aristoteles und andrer Griechen daraus aufklären, auch einige nicht unbedeutende Synonymen anfinden. Bisher haben die Ausleger dieses Schriftstellers auf diesen Umstand und Gebrauch desselben keine Rücksicht genommen, und ihn bloß als einen Fabelsammler behandelt; und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist sein Werk eine leere und elende Kompilation.

Einigen Verwandlungen sieht man ihre spätere Erfindung und Herkunft ganz deutlich an; von andern läßt sich der Beweis davon führen. Auch dergleichen Entdekkungen, so unbedeutend sie scheinen, können sowohl in der Kritik als in der Naturgeschichte auf etwas nützliches leiten. Ich will ein Paar Beispiele anführen. Nach Ovid ward Argus, der Wächter der Jo, in einen Pfau verwandelt. Diese Fabel ist viel neuer als viele andre; denn der Pfau ist den Griechen erst spät bekannt geworden; aber nicht erst, wie Büffon glaubte, durch die Eroberungen des Alexander in Indien, sondern wohl an 30 Jahre vorher. Der erste Pfau ward, als eine Seltenheit, der Juno auf Samos geschenkt; daselbst pflanzten sie sich fort, und verbreiteten sich von da über Griechenland. Diese Nachricht giebt Menodotus beim Athenäus (S. 655.). Daher hieß der Pfau der Vogel der Juno; und die Samier bezeichneten ihre Münzen mit seinem Bildnisse. Das Alter der Fabel läßt sich also hieraus bestimmen; und ich vermuthe, daß

ein

ein samischer Dichter zuerst den Pfau mit in die Geschichte der Jo gezogen hat. Dieselbe Anmerkung läßt sich über die Art von Perlhuhn machen, welche die Alten Meleagris nennen. Nach der Fabel, welche Antoninus Kap. 2. und Aelian IV. 12. erzählen, sollen die Verwandtinnen des ätolischen Prinzen Meleager in diese Vögel aus Erbarmen von den Göttern verwandelt worden sein, weil sie sich zu sehr über den Tod des Meleager abhärmten. Zum Andenken dieser Trauer sollen sie am Leibe die schwarzen Flekken tragen, und deutlich den Namen Meleager rufen. Die schwarzen Flekken finden sich allerdings bei der gemeinen Art; aber in ihrem Geschrei kann ich mich nicht entsinnen etwas dem Worte Meleager ähnliches bemerkt zu haben. Doch die Alten kannten mehrere Arten davon; vielleicht findet sich in dem Geschrei einer andern mehr Aehnlichkeit. Daß nun diese Verwandelung eigentlich von einem ätolischen Dichter oder Priester herstamme, läßt sich aus dem Namen des ätolischen Prinzen ziemlich zuverläßig schließen; auch daß der Vogel zuerst aus Afrika, wo er zu Hause gehört, nach Aetolien gekommen, und alsdann den übrigen Griechen bekannt geworden sei. Das letztere läßt sich schon aus der Analogie mit dem samischen Pfaue schließen; aber nun kömmt noch das Zeugniß des Geschichtschreibers Menodotus hinzu, den ich vorher angeführt habe, welcher ausdrücklich sagt, daß die Meleagrides zuerst nach Aetolien gekommen sind.

Die

Die Zeit und Gelegenheit läßt sich hier nicht bestimmen; so angenehm auch dem Naturforscher diese Entdekkung sein müßte.

Ich habe oben zu verstehn gegeben, daß mir die Verwandlungen in Bäume und Pflanzen einen neuern dichterischen Ursprung zu haben scheinen, weil hier die Beziehung auf menschliche Handlungen und Charaktere nicht Statt findet, welche ursprünglich scheint erforderlich gewesen zu sein. Indessen beweiset ein Fragment des Empedokles beim Aelian XII. 7. daß dieser Dichter, welcher die Seelenwanderung ebenfalls lehrte, schon die Verwandlung der Menschen in Bäume annahm. Er sah es als ein vorzügliches Loos guter Seelen an, wenn sie nach dem Tode in einen Löwen oder einen Lorbeerbaum übergiengen. Sollte aber nicht schon diese Verwandlung in einen Lorbeerbaum bloße poetische Idee und Ausschmükkung des alten Systems sein, welche sich auf den in Griechenland allgemein angenommenen Werth des Baums gründete, mit dessen Zweigen und Blättern Könige, alle Sieger und verdiente Männer gekrönt wurden? Den meisten übrigen sieht man es deutlich an, daß das Spiel der dichterischen Einbildungskraft den größten Antheil an ihrer Entstehung hatte; einige gründen sich auf eine wirkliche oder eingebildete Aehnlichkeit der Namen, andre auf Etymologien, ja sogar sind einige nichts als historische Etymologien. Aus eben daraus kann man einsehen, daß diese Art nicht mit in

das

das alte Syſtem von Seelenwanderung gehörte, ſondern dem Witze der Dichter ihren Urſprung danket.

Die folgenden Verſe des Auſonius beziehen ſich auf die älteſten und bekannteſten Beiſpiele dieſer Art von Verwandlungen in der alten Mythologie:

Fleti olim regum & puerorum nomina flores,
Mirator Narciſſus, & Oebalius Hyacinthus,
Et Crocus auricomans, & murice pictus Adonis,
Et tragico ſcriptus gemitu Salaminius Aias.

Hyacinthus, der Liebling des Apollo, ſoll, nach ſeinem Tode in die Blume gleiches Namens verwandelt worden ſein. Andre ſagen, aus ſeinem Blute, das aus der Wunde ſtrömte, ſei die Blume entſtanden, und trage noch auf den Blättern das Zeichen des Schmerzes. Andre erzählten, daß aus dem Blute des tapfern Ajax eine Blume entſtanden ſei, auf deren Blättern ſein Name geſchrieben ſtehe; anderswo heißt es, auf ihren Blättern ſei das Zeichen der Wehmuth über ſeinen Tod ausgedrükt. Beide Erzählungen ſind wirklich ganz artig von Dichtern ausgeſonnen, welche auf den Blättern des dunkelblauen Ritterſporns, welchen Linne' in Beziehung auf die Fabel Delphinium Ajacis nennt, die Buchſtaben AIAI bemerkten. Dieſe kann man im griechiſchen für den Vokativus, o Ajax! oder auch für die Exklamation Ai, ach, nehmen. Eine ähnliche aber bei weitem nicht ſo witzige Idee liegt zum Grunde, wenn aus dem Blute des Adonis

die

die Rose, aus den Thränen der Venus aber die weiße Anemone entsprungen sein soll. *) Etwas dergleichen veranlaßte die Verwandelung der Schwestern des Phaethon in Pappeln, welche noch nach ihrem Tode und nach ihrer Verwandelung Thränen vergießen. Hier tritt nehmlich ein Wortspiel ein; denn Thränen nennen die Griechen auch den aus den Pappeln ausschwitzenden Gummi. Die Verwandlung der Jo in ein Veilchen (das sogenannte Stiefmütterchen) beruht ganz allein auf einer historischen Etymologie; denn ἰὼ heißt im griechischen das Veilchen. Dergleichen finden sich in den Verwandelungen des Ovid, aber noch häufiger im eilften Buche der griechischen Sammlung von der Landwirthschaft; und einige davon lassen sich als dichterische Fiktionen ganz angenehm lesen und vielleicht auch nachahmen. Ihren Verfasser kennen wir nicht; aber aus dem Galen und Suidas wissen wir, daß ein gewisser Pamphilus aus Alexandrien zweihundert Jahr v. Ch. G., und Nestor, ein Dichter aus Lycien zu den Zeiten des Kaiser Severus, dergleichen Verwandlungen in Pflanzen aufgezeichnet und beschrieben hatten. Die ältesten Dichter dieser Art, worunter Nikander gehört, und aus welchen Antoninus Liberalis Auszüge gemacht hat, näherten sich

*) s. August dieser Monatsschrift (1783) S. 140. letzte Zeile.

sich in ihren Erzählungen mehr der ersten ursprünglichen Absicht dieser Verwandlungen, und aus ihnen lassen sich auch mehr Data für die Naturgeschichte sammlen. Hingegen haben Ovids Verwandelungen mehr die vorausgehenden Handlungen zum Zwek (wo der Dichter auf vielfältige Art im Ausdrukke der Sitten und Leidenschaften seine Kunst und Genie zeigen konnte), als das Ende der Handlungen, die Verwandlungen selbst, wobei er sich nur wenig aufhält; so daß diese letzte Scene dem Nachdenken des Lesers gleichsam die Thüre hinter sich zu schließet.

Die äsopische Fabel gränzt sehr nahe an diese Verwandlungen, so daß man vielleicht vermuthen könnte, daß beide Lehrarten ursprünglich die nehmliche Absicht hatten. Beide beobachten die thierischen Handlungen, vergleichen sie mit den menschlichen, und stellen sie dem Menschen zur Warnung oder Lehre vor. Nur liegt die Lehre in der äsopischen Fabel offener und deutlicher vor Augen; in der Verwandlung aber ist sie mehr in die oft vielfachen und verwikkelten Handlungen verwebt und eingehüllt. Die Verwandlung scheint mehr den Grund der Aehnlichkeit zwischen so manchen thierischen und menschlichen Handlungen zu zeigen; freilich ursprünglich um diese Aehnlichkeit als eine Folge von dem Zorne oder Wohlgefallen der Götter, oder als Strafe und Belohnung vorzustellen. Die äsopische Fabel nimmt diese Aehnlichkeit der Sitten, Handlungen

gen und Grundsätze bei Thieren durch die Verwandelung als ausgemachte Prämissen an, hebt einzelne Beispiele aus, und stellt sie dem Menschen zur Belehrung auf. Kurz, dort leitet die Verwandlung selbst auf die Moral; in der äsopischen Fabel aber fließet die Lehre aus der bemerkten Aehnlichkeit in Handlungen und deren Ausgange. Die Gränzen von beiden Lehrarten fließen in einigen äsopischen Fabeln so sehr zusammen, daß man mit geringer Veränderung aus der Fabel eine Verwandlung machen kann, ohne daß die Moral dadurch geändert oder geschwächt wird. Ich führe zum Beispiel die Fabel von der Nachtigall und Schwalbe an, welche wir auch vom Babrius in Chollamben gebracht noch ganz haben. Die Schwalbe räth der Nachtigall sich mehr dem Menschen zu nähern und mit ihnen unter einem Dache zu wohnen, wie sie. Darauf antwortet die Nachtigall: Ich will das Andenken meines ehemaligen Unglüks nicht erneuern, deswegen ziehe ich die Einsamkeit der Gesellschaft der Menschen vor. Hier ist die Anspielung auf die Verwandelung der Philomela, nachdem sie ihren geliebten Itys verlohren hatte und ihn unabläßig beweinte, in die zärtlich klagende Nachtigall, ganz deutlich. Man darf nur die Geschichte selbst nebst der Verwandelung erzählen, so wird alsdann die nehmliche Moral in dem Zusatz liegen, den die Verwandlung mit sich bringt: Daß nehmlich wegen dieses grausamen Mordes an ihrem Sohne die Nach-

tigall die menschliche Gesellschaft fliehe, und in der Einsamkeit ihren Irrs beklage. Jedoch geht diese Umsetzung nicht bei allen äsopischen Fabeln an; denn nicht alle beruhen auf Aehnlichkeiten der thierischen und menschlichen Gesinnungen, Handlungen und Sitten. Eine einzige Fabel findet sich in der Sammlung des Planudes, von welcher ich nicht einsehe, wie sie dahin gekommen ist. Denn sie hat weder den Charakter der äsopischen Fabeln, noch der ursprünglichen Lehre von Verwandlungen; sondern ist ein Geschöpf der dichterischen Einbildungskraft, welche gewisse natürliche Eigenschaften an Thieren und Pflanzen durch eine vorhergegangene Verwandlung erklären wollte, und also von späterm Ursprunge. Sie lautet also: "Die Fledermaus, der Dornstrauch und Reiher gaben sich in Gesellschaft als Kaufleute, und giengen zu Schiffe. Die Fledermaus borgte Silber, der Reiher Kupfer, und legten es in die gemeinschaftliche Kasse; der Dornstrauch aber führte Kleidungsstükke mit sich. Als sie auf dem Meere waren, entstand ein Sturm, das Schiff schlug um, alles gieng verlohren, und die Gesellschaft rettete sich mit Noth auf das Land. Seit der Zeit sucht der Reiher immer am Strande, ob das Meer sein Kupfer nicht auswerfen werde; der Dornstrauch greift nach allen Kleidungen der Vorübergehenden, um die seinigen wieder zu finden; und die Fledermaus fliegt nur des Nachts aus, weil sie sich am Tage vor ihren Gläubigern fürchtet."

Hier

Hier ist zwar keine Spur von Verwandlung zu bemerken; aber ich glaube, daß sie ursprünglich in dieser ganz sinnreichen Erdichtung da gewesen ist, weil ohne sie der Grund der Erdichtung wegfällt. Die Götter hatten also vermuthlich in der ersten Erzählung die drei unglücklichen, im Meere ertrunkenen, Gesellschafter aus Mitleiden in Vögel verwandelt, deren Handlungen eine gewisse Beziehung auf ihr voriges Schicksaal hatten. Die nehmliche Fabel findet sich auch in der von H. Matthäi herausgegebnen Sammlung des Syntipas (S. 29); aber daselbst ist der Umstand ausgelassen, daß die drei Gesellschafter sich ans Land retteten. Ich vermuthe daher, daß man willkürlich den Hauptumstand der Erzählung ausgelassen und verändert habe, weil man nicht so sehr auf die Wahrscheinlichkeit der Fiktion als auf die daraus zu ziehende Moral sah, die bei dieser Erzählung sowohl in der Sammlung des Planudes als in der von Syntipas ganz jämmerlich ausgesonnen ist; aber eine bessere läßt sie auch, als ein bloßes Spiel des Witzes, nicht zu. Ueberhaupt aber finden sich mehrere Fabeln in den gewöhnlichen Sammlungen, die in den Händen der Abschreiber, Paraphrasten und Mönche ihre alte Gestalt ganz verlohren haben, und gar nicht mehr in den von Lessing bestimmten Charakter der äsopischen Fabel passen.

Diese letzte Art von Verwandlungen hat viel anziehendes und gefälliges: und ich sollte glauben,

daß diese und die ganz ähnliche Manier, in welcher Simonides die Umschaffung der Weiber aus gewissen Thieren erzählt hat, die man aus der Uebersetzung unsers Ramlers (in der neuen Verdeutschung des Zuschauers) oder des H. Grafen von Stollberg kennen wird, keinen geringen Stoff zu anmuthigen Erzählungen geben könnte, wenn irgend ein Dichter mit einigen Kenntnissen der Naturgeschichte versehn sich in derselben versuchen wollte.

J. G. Schneider.

3.

Dädalus und Ikarus.

Nach dem Ovid.

(Ars Am. II, 15 — 96.)

Dädalus, der älteste Luftschiffer, hatte sein Vaterland Athen, wegen eines Mordes verlassen müssen. Er gieng nach Kreta. Hier erbaute er das Labyrinth. Aber eben hier hielt ihn theils Eifersucht theils Rachsucht des Königs Minos gefesselt. Vergebens suchte er zu entkommen.

„Ent-

„Entlaß," rief Dädalus, „mich endlich meinem Bann,
„Daß doch im Vaterland mein Leichnam ruhen kann;
„Daß, wo zu leben, mir das drohende Verderben
„Mißgönnte, wenigstens mir sei vergönnt zu sterben.
„Laß dich, wenn graues Haar dich nicht zu rühren weiß,
„Dieß Kind erbitten; wenn nicht dieses Kind, den Greis."
Er sprach's. Allein nicht er, nicht Svadens Lippen hätten
Vermocht, ihn aus der Hand des Minos zu erretten.
Er sah's, und: „Nun o nun!" rief er sich selber zu,
„Weil nichts mir weiter hilft, mein Witz, so hilf mir du!
„Sein ist die Erde, sein sind ringsumher die Meere,
„Und nirgend Land noch Fluth, wo mir ein Ausgang wäre.
„Der Himmel noch ist frei — der Himmel sei mein Pfad!
„Begünst'ge, Jupiter! was Angst erfunden hat.
„Nie sollte Himmelan mein Uebermuth sich schwingen,
„Wenn wir durch andre Flucht dem Wütrich nur entgiengen.
„Verzweiflung trotzt der Macht des eisernen Geschiks;
„Entriegle mir die Höll' — ich schwimme durch den Styx!"
Oft wekket Unglük erst den Witz. Wer sonst ersönne
Ein Mittel, wie der Mensch auf Lüften wandeln könne?
Indessen ordnet' er, wie eine Ruderbank,
Das Flügelpaar, das er mit Zwirn zusammenschlang,
Befestigte mit Wachs der Federn äußerst Ende;
Und fertig war das Werk erfinderischer Hände.

Der Knab' unwissend, daß für ihn sein Vater sann,
Fühlt Federn oft und Wachs neugierig lächelnd an,
Und hört zuletzt: „Dieß sind die Schiffe, Sohn, auf denen
„Ins Vaterland entrükt, wir Minos nicht mehr fröhnen.
„Der Luft allein nicht Herr, ließ er uns diese bloß.
„Wohlan! mit mir durchfleuch, was er uns nicht verschloß!
„Doch nicht Kallisto, nicht Orion mit dem Schwerte,
„Das bei Booten strahlt, sei deiner Bahn Gefährte;
„Mir, mir nur, folge nach mit diesen Fittigen,
„Die sicher hinter mir die leichte Luft zerwehn.
„Durchfliegen wir, zu nah der Sonne lichtem Sitze,
„Den Aether, so zerfließt das Wachs von ihrer Hitze;
„Und schweben wir zu tief am Meere, so erschlaft
„Von seinem feuchten Dunst der Flügel Federkraft.
„Fleuch zwischen beiden; laß, gehorsam allen Winden,
„Die Luft, wohin sie zieht, stets ohne Segel finden."
So spricht er, legt das Werk ihm an, und lehrt ihn, dreist
Entfliehn, wie seine Brut der Vogel unterweist.
Alsdann beflügelt er auch sich, und prüft die Glieder,
Nicht sonder Furcht, im neu erfundenen Gefieder;
Und, nah dem Fluge, küßt er noch einmal sein Kind,
Indessen unerstikt die Vaterthräne rinnt.
Nicht Berg, doch höher als das Thal, erhebt ein Hügel

Sich hier. Dort ſchwangen ſie zuerſt die neuen Flügel.
Dädal, der ſichrer ſchon nun ſeine Schwingen ſchlug,
Sah, väterlich beſorgt, oft nach des Sohnes Flug.
Doch bald ergötzte ſie die neue Fahrt, bald ſchiffte
Furchtloſer Ikarus und kühner durch die Lüfte.
Von ſeiner Angel ſah ein Fiſcher itzt empor,
Erblikte ſie, und ihm entſank das ſchwanke Rohr.
Schon hatten ſie den Sitz des Gottes mit dem Bogen,
Samos und Paros ſchon und Naxos überflogen,
Aſtypaläa, von fiſchreicher Fluth benetzt,
Labynth, Kalymne lag zu ihrer Rechten jetzt,
Als Ikarus, zu ſtolz auf die geprüften Schwingen,
Verſuchte, höher noch, als Dädalus, zu dringen,
Und deſſen Spur verließ. — Die Fäden wurden ſchlaf,
Das Wachs, das allzunah der Strahl der Sonne traf,
Zergieng vor ihrer Glut, verdünnte Lüfte wallten
Um ihn, zu leicht anitzt, um ſeine Laſt zu halten.
Erſchrokken ſah er nun vom Himmel auf das Meer
Hinunter, dikke Nacht lag um den Ausblik her.
Zerronnen war das Wachs; nicht Flügel, die ihn trügen,
Nur Arme ſchüttelt' er, ohnmächtig noch zum Fliegen.
Er fiel, und: „Vater! ach!“ ſo rief er noch im Fall,
„Ich ſinke“ — da verſchloß den Mund des Waſſers Schwall.
Der Vater, ach! itzt nicht mehr Vater, ſchrie, zerriſſen

Von Angst: „Wo, Ikar, bist du? Wo? An welchen Flüssen,
„Bei welchen Sternen schwebst du, Unglükseeliger?
„Wo? Wo, mein Ikarus?“ Nun sah er auf dem Meer
Die Flügel schwimmen. — Hier ward sein Gebein begraben,
Und diesen Synd benennt die Nachwelt von dem Knaben.

G. L. Sp.

4.

Ueber die früheste Bildung junger Kinderselen. *)

Ein Bruchstük.

Sinnliche Empfindungen sind die einzig mögliche Nahrung junger Kinderselen. Um nun aber zu bestimmen, welcherlei Arten von Empfindungen es eigentlich sind, welche dem zarten Geiste Wachsthum und Gedeien geben, laßt uns forschen, ob Ver-

*) Diese Abhandlung wird die zehnte und eilfte Rubrik des von mir (Berl. Mon. schr. 1783 Aug. S. 162) bekannt gemachten Plans zu einer allgemeinen Revision des gesammten Erziehungs- und Schulwesens von einer Gesellschaft praktischer Erzieher

Vernunft und Erfahrung irgend eine befriedigende Antwort auf die Frage gewähren: welchen Einfluß die angenehmen Empfindungen, und welchen hingegen die unangenehmen auf unsere Sele äußern?

Die Vernunft, wenn ich ihren Ausspruch recht verstehe, behauptet zuvörderst: daß die angenehmen Empfindungen allein der Natur unserer Sele angemessen, die unangenehmen hingegen ihr zuwider sind; und sie stützt sich hiebei auf unser aller Gefühl, indem wir jene lieber haben, als nicht haben, diese hingegen lieber nicht haben, als haben mögen. Sie geht noch weiter; sie zeigt auch, warum uns jene angenehm, diese hingegen unangenehm sind; weil bei jenen nehmlich jede Verrichtung unserer Geisteskräfte, besonders das Zusammenfassen vieler Vorstellungen auf einmal, mit ausnehmender Leichtigkeit und Geschwindigkeit von statten geht, welches der nach Erweiterung und Erhellung ihres Gedankenkreises

streben-

her erörtern, dafern nehmlich das Publikum die Ausführung dieses Plans durch hinlängliche Unterschriften möglich machen wird. Der erste Theil der Abhandlung, woraus das gegenwärtige Bruchstük genommen ist, enthält die allgemeinen Grundsätze der Selenerziehung; der andere die Anwendung derselben auf besondere Vorschriften. Ich wünschte von meinen Freunden unter den Verbesserern der Erziehung schon jetzt zu erfahren, ob ihnen der Ton dieses Aufsatzes, der vornehmlich für die Mütter geschrieben ist, der rechte zu sein scheint, oder ob, und in wie fern sie ihn geändert wünschen? Dazu ließ ich das gegenwärtige Probestük in dieser Monatsschrift abdrukken.

ſtrebenden Vorſtellungskraft nothwendig Vergnügen machen muß. Bei unangenehmen Empfindungen hingegen werden der Sele widrr ihren Willen ſolche Vorſtellungen gewaltſam aufgedrungen, welche den klaren Strom ihrer Gedanken trüben oder ſtokken machen, mithin ihre Wirkungen hemmen oder aufhalten, welches ihr nothwendig Mißvergnügen verurſachen muß. Und hieraus ſchließt nun, wie geſagt, die Vernunft mit Recht: daß die angenehmen Empfindungen einen guten, die unangenehmen hingegen einen ſchlimmen Einfluß auf den Wachsthum einer Sele und auf die Entwikkelung ihrer Fähigkeiten haben, und daß alſo jene ihrer Natur eben ſo angemeſſen, als dieſe ihr zuwider ſind.

Aber eben dieſe Vernunft erkennt doch auch auf der andern Seite, daß unſere Sele zur Ausbildung ihrer Kräfte und Fähigkeiten der unangenehmen Empfindungen, ſo ſehr ſie auch ihrer Natur entgegen ſind, dennoch eben ſo wenig entbehren könne, als der Leib verſchiedener Nahrungsmittel von ſaurem und bitterm Geſchmak, welche an und für ſich ſelbſt einen widrigen Eindruk auf ſeine Nerven machen, und doch mittelbarer Weiſe überaus heilſam für ihn ſind. Sie begreift, daß wir, wenn gar keine unangenehme Gefühle für uns ſtatt hätten, auch auf tauſend angenehme Empfindungen Verzicht thun müßten; und beſonders auch dis: daß die letztern, wofern die erſtern gar nicht wären, ungemein

mein viel von ihrer Lebhaftigkeit, von ihrem Reiz und von ihrer Süßigkeit für uns verlieren würden, weil dis alles gröstentheils blos durch den Abstich (Kontrast) der auf einander folgenden unangenehmen und angenehmen Empfindungen verursacht wird, so wie die Süßigkeit der Speisen ihren meisten Reiz von den zuvor genossenen, oder mit ihnen vermischten sauern und bittern Sachen borgt. Endlich sieht die Vernunft auch noch dieses mit großer Ueberzeugung ein, daß die unangenehmen Empfindungen ein unentbehrlicher Sporn für unsere Sele sind, der sie antreibt, alle ihre Kräfte zusammen zu raffen, um ihren Zustand zu verändern, und ohne welche sie bald in Trägheit und Schlafsucht versinken würde; ganz nach Art unsers Körpers, welcher, wenn jedes Triebrad seines so sehr zusammengesetzten Maschinenwerks seine Pflicht thun soll, gleichfalls von Zeit zu Zeit einiger herben Eindrükke bedarf.

Da wäre also Einsicht gegen Einsicht, Urtheil gegen Urtheil gerichtet: und wir sind jetzt zweifelhafter, als zuvor, welcherlei Empfindungen wir in den Selen unserer Kinder erwekken oder verhüten sollen. Aber laßt uns um deswillen noch nicht den Muth verlieren; vielleicht, daß die Erfahrung etwas bestimmteres darüber anzugeben im Stande ist. Wir wollen sie zu Rathe ziehen.

Aber, wenn ich ihre Antwort recht vernommen habe, so ist sie eben so doppelzüngig als diejenige, wel-

welche wir kurz zuvor von der Vernunft erhielten. Sie sagt zuvörderst ebenfalls: daß unter gleichen Umständen alle Verrichtungen unserer Selenkräfte während einer angenehmen Empfindung leichter und besser von statten gehen, als während einer unangenehmen; daß eine Sele, welche lange von Kummer und Elend belastet ist, darunter endlich zu Grunde gehe, oder an allen ihren Kräften dergestalt geschwächt werde, daß man sie nicht mehr für eben dieselbe erkennen könne; daß diese Wirkung des Druks der Leiden sich sogar bei ganzen Klassen von Menschen, bei ganzen Nationen äußere; und daß daher der schlimme Einfluß, welchen unangenehme Empfindungen auf die Ausbildung unsers Geistes haben, außer allem Zweifel sei.

Gleichwohl führt uns eben diese Erfahrung, welche hier so entscheidend spricht, bald darauf ganz entgegengesetzte Beispiele vor, welche gerade das Gegentheil zu lehren scheinen. Sie zeigt uns einzelne Menschen, ja ganze Nationen, welche vor lauter Wohlleben in die größte Unthätigkeit versanken, und deren Geistesfähigkeiten unter lauter angenehmen Empfindungen nach und nach allen Wirkungstrieb und alle Spannkraft verlohren; dahingegen andere schon seit vielen Jahren in geistige Schlafsucht gesunkene Menschen und Völkerschaften durch wohlthätige Widerwärtigkeiten erschüttert, zu einem Leben, zu einer Wirksamkeit erwachten, welche die Zuschauer in Erstaunen setzte. Sie geht noch weiter;

ter; sie erinnert uns sogar an Vorfälle unsers eigenen Lebens, bei denen wir eben diese Wirkung unangenehmer Empfindungen an uns selbst erfuhren. In wessen Leben hat nicht je zuweilen sich ein Sturm erhoben; und wer, wenn er zu solcher Zeit auf sich selbst geachtet hat, ist sich nicht bewust, daß seine Seelenkräfte gerade damals ihre stärksten und ungewöhnlichsten Wirkungen äußerten?

Also abermals widersprechende Zeugnisse! — Und wie sollen wir es nun anfangen, um diese scheinbaren Widersprüche aufzulösen? Ich sage, scheinbaren; denn das müssen sie ja wohl sein, wenn wir nicht ungereimter Weise annehmen wollen, daß einerlei Ursache unter einerlei Umständen ganz entgegensetzte Wirkungen hervorbringen könne.

Mich deucht, ich sehe Licht in dieser Finsterniß. Wie? wenn das verschiedene Maaß unserer Empfindungen, in Ansehung ihrer Menge, Stärke und Dauer, den Einfluß änderte, den sie auf die Wirksamkeit unserer Seelenkräfte haben? Wie? Wenn die wirkenden Ursachen von denen, oder die Mittel, durch welche unsere jedesmaligen Empfindungen jedesmal erregt werden, und die verschiedene Art und Weise, wie sie erregt werden, gleichfalls einen Unterschied machten? Ich will versuchen, ob dieses Wie? Wenn sich vielleicht in ein So ists verwandeln lasse.

Je länger ich darüber nachdenke, desto fester wird meine Ueberzeugung. Denn, daß erstlich das

Ueber-

Uebermaaß sowohl unserer angenehmen, als auch unserer unangenehmen Empfindung schädlich für uns werde, das lehren ja unzählige ganz gemeine Erfahrungen, die ich meinen Lesern nicht erst vorzulegen nöthig habe. Daß aber auch die Verschiedenheit der Ursachen, oder Mittel, durch welche Empfindungen in uns bewirkt werden, und die Verschiedenheit der Art und Weise, wie sie bewirkt werden, aus einer und eben derselben Empfindungsart bald eine heilsame, bald eine schädliche machen, dazu brauchen wir den Beweis gleichfalls nicht erst weit zu suchen. Er liegt ganz nahe und ganz flach, in vielen uns allen wohlbekannten Beispielen. Der Kitzel, der beim Genuß süßer Milch, und der, welcher beim Genuß eines französischen Liqueurs in den Nerven unsers Gaums entsteht, gehören beide zu den angenehmen Empfindungsarten; und doch ist unserm Leibe — mithin auch unserer Sele — der erstere zuträglich, der andere nachtheilig. Freude über des Nächsten Wohlergehn und Schadenfreude über des Nächsten Verlegenheit sind beides Freuden: aber wie verschieden ist beider Einfluß auf die Sele desjenigen, welcher sie empfindet! Die Empfindung, welche die Verrichtung eines sehr beschwerlichen und verdrießlichen Geschäfts oder die Versagung irgend eines sehr gewünschten Guts mit sich führen, ist zwar immer unangenehm; aber wie wohlthätig, wie stärkend für den Geist, wenn jene Verrichtung oder diese Versagung die Folge eigener Entschließung

schließung eines freien, bloß von seiner Vernunft geleiteten Menschen; und wie niederdrükkend, wie entkräftend für Leib und Sele, wenn sie eine Folge der Peitschenschläge auf den Rükken des Sklaven sind! — Diese Beispiele werden, glaube ich, hinreichend sein, um meine aufmerksamen Leserinnen an eine Menge anderer zu erinnern, die sich ihnen nun von selbst darbieten werden.

Es ist also wirklich so, wie ich vermuthete. Beiderlei Arten von Empfindungen, die unangenehmen, wie die angenehmen, können einen heilsamen, können aber auch einen verderblichen Einfluß auf unsere Sele haben. Beide scheinen auch zur bestmöglichen Ausbildung einer jungen Kindersele gleich unentbehrlich zu sein: nur daß von beiden das rechte Maaß beobachtet werde, nur daß beide aus den rechten Ursachen, durch die rechten Mittel, und auf die rechte Art und Weise entstehen.

"Und welches ist nun dieses rechte Maaß? Welche Ursachen, welche Mittel, welche Art und Weise mögen nun wohl die rechten sein?" Darinn trafen, wie wir oben gesehen haben, Vernunft und Erfahrung mit ihren deutlichsten Aussagen zusammen: "daß die angenehmen Empfindungen der Natur unserer Sele unmittelbarer Weise oder an und für sich selber angemessen, die unangenehmen hingegen ihr an und für sich selber zuwider und nur unter gewissen Umständen und Bedingungen heilsam sind." Wir werden also wohl nicht irren, wenn

wir daraus schließen: daß, nach der Absicht des Schöpfers, nur die angenehmen Gefühle, die für unsere Sele zu ihrer Nahrung und zu ihrem Wachsthum bestimmte eigentliche Speise sein, die unangenehmen hingegen blos die Stelle des Gewürzes, und, bei eintretender Krankheit der Sele, die der Arzeneimittel oder auch der Präservative vertreten sollen. Daraus würde denn also zuförderst folgen: daß es mit jeder Sele überhaupt, und mit dem Wachsthum der jungen Kindersele insonderheit wohl stehe, wenn zwischen ihren angenehmen und unangenehmen Empfindungen, in Ansehung der Menge derselben, dasjenige Verhältniß herrschte, welches wir, bei einer vernünftigen Diät, zwischen Speise und Gewürz, oder auch zwischen Speise und Arzeneimitteln zu beobachten pflegen. Und das wäre denn zuvörderst, was sich über das rechte Maaß von beiden bis jetzt bestimmen läßt.

Aber nun ist noch die wichtige Frage übrig: durch was für Ursachen oder Mittel, und auf welche Art und Weise sowohl die angenehmen, als auch die unangenehmen Empfindungen in der Sele des Kindes erwekt werden müssen, wenn die einen, als ihr ordentliches Nahrungsmittel, die andern, als das Gewürz dazu, oder als die für sie bestimmte Arzeneien, ihr bekommen sollen? Die einzig mögliche Antwort darauf ist, soviel ich sehe, diese: man schließe sich, in seinem ganzen Verfahren, in Ansehung der Erwekkung beiderlei Empfindungsarten,

so

so nahe man immer kann, an den Gang der Natur; spüre den Absichten derselben nach, um sie befördern zu helfen; suche unter ihrer Leitung durch diejenigen Mittel, welche sie uns selbst ohne Mitwirkung weit gesuchter Künste darbeut, so viel angenehme Empfindungen in der jungen Sele zu erregen, als man kann; halte jede unangenehme Empfindung, welche nicht zu den erkannten Absichten der Natur gehört, so sehr es möglich ist, von ihr ab; suche aber auch diejenigen, welche eine unmittelbare Folge irgend einer von der Natur selbst getroffenen Einrichtung sind, nicht zu ängstlich von ihr abzuwehren. Bei einem solchen Verfahren dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß keine andere Empfindungen sich der Sele unsers Kindes bemächtigen werden, als solche, die ihr heilsam sind: denn die Natur ist eine gar gute und zuverläßige Führerin, und es hat noch niemanden gereuet, sich ihren mütterlichen Leitungen überlassen zu haben.

"Aber, sagt ihr, diese Antwort ist ja viel zu allgemein und unbestimmt, als daß wir bei der Anwendung derselben auf einzelne Fälle nicht alle Augenblikke in die Gefahr zu fehlen gerathen sollten." Ihr habt Recht, gute Mütter; allein erinnert euch, daß es uns jezt noch nicht darum zu thun ist, besondere Regeln für besondere Fälle festzusezen, sondern bloß darum, diejenigen allgemeinen Vorerkenntnisse einzusammeln, ohne welche ihr jene besondern Regeln, welche künftig folgen werden,

nicht mit lebendiger Ueberzeugung faſſen, und nicht muthig oder anhaltend genug in Ausübung bringen würdet.

Campe.

f.

Einige Bemerkungen über die Herrenhuterkolonie zu Diedendorf und den Abbe Raynal.

(Aus den Briefen eines Reiſenden.)

C s s s 178*.

Liebſter Freund,

Endlich habe ich meinen ſchon lange gefaßten Entſchluß, die nur einige Stunden von Gotha entfernte Herrenhuterkolonie Diedendorf zu beſuchen, ausgeführt. Gleich nach unſerer Ankunft ließen wir uns von einem Bruder, dem das Amt, Fremde zu begleiten, aufgetragen war, herumführen. Es iſt unmöglich, beſter Freund, dieſe und ähnliche Wohnſitze und Pflanzſchulen von Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ohne Rührung und Ehrfurcht zu beobachten und zu verlaſſen. Man mag die Häuſer der verheiratheten, oder die Wohnungen der ledigen Brüder und Schweſtern, und

in

in beiden mag man wiederum die Schlafsäle (in denen doch bisweilen 60 bis 70 Betten stehen) oder die Arbeitsstuben, die sonst durch verjährte Uebelgerüche abschrekken, oder man mag endlich die Speisezimmer und Küchen sehen; so findet man durchgehends dieselbige musterhafte Ordnung, und bezaubernde Reinlichkeit. Gewiß hat kein Religionsverbeßerer jemals Sinne und Herz so zu fesseln, und den Genuß der reinsten irdischen Freuden mit den sichersten Hofnungen ewiger Seligkeiten so innig zu verbinden gewußt, als der Graf von Zinzendorf. Dieser eben so große, als seltsame Mann legte in die von ihm eingeführten heiligen Gebräuche und gottesdienstlichen Handlungen gerade so viel Sinnlichkeit hinein, als nöthig war, die Einbildungskraft zu fesseln, nicht aber sie zu entzünden, oder den Körper in eine mystische entkräftende Ruhe einzuwiegen. Seine Nachfolger treten, wie in andern, so auch in diesem Stükke, genau in seine Fußstapfen. Diese wissen in Kirchen und Betsälen mit der größten Einfalt eine solche Zierlichkeit zu verbinden, welche die Seele erhebt, nicht aber die Sinne zerstreut, und ohne Pracht zu sein, mehr als die verschwenderischste Pracht bezaubert. Ungeachtet ich es mehrmalen gelesen und gehört hatte, daß der Kirchhof einer jeden Brüdergemeinde einem Garten ähnlich sei, so wurde ich doch durch den wirklichen Anblik eben so sehr überrascht, als wenn ich dergleichen noch nie gehört hätte. Der ganze

Ruheplatz war in Grabstätten, wie in Blumenbeete abgetheilt, und diese Grabstätten waren auch wie Blumenbeete eingefaßt. Ein Theil derselben schien bereit zu sein, die irdischen Hüllen zu empfangen, die ihnen anvertraut werden sollten; der größere Theil aber war mit prunklosen Grabsteinen belegt, auf welchen der Name der Eingesenkten, und die Zeit bemerkt war, wann sie geboren worden und entschlafen, oder heimgegangen sein. Nirgends entdekte man Grausen oder Ekel erregende Ueberbleibsel von Verstorbenen, nicht einmal unangenehme Bilder des Todes. Vielmehr waren die Seiten oder Wände des Kirchhofs mit schönen Bäumen besetzt. Auch ich fand, was schon andere bemerkt haben, daß die Brüder und Schwestern sich in Ansehung ihrer Züge auffallend ähnlich sind. Auf allen Gesichtern war Gesundheit des Leibes und der Seele, himmlische Reinigkeit des Herzens, am meisten aber eine heilige aus höhern Betrachtungen abstammende Seelenruhe mit unverkennbaren Merkmalen ausgedrükt. Von dem geheimen Kummer aber, welchen man bisweilen in den Mienen der ledigen Schwestern und Brüder entdekt haben will, sah ich keine Spur. Wahrscheinlich verwechselte man den feierlichen Ernst, der aus einer beständigen Folge von himmlischen Betrachtungen, nützlichen Arbeiten, und stillen heiligen Freuden entstehen muß, und der in einem Alter, dessen unterscheidender Zug sonst muthwillige Frölichkeit ist,

immer

immer auf eine gewisse Art unnatürlich scheint, mit dem verbissenen Gram, der oft an den Herzen der unglüklichen Bewohner oder Bewohnerinnen von Klöstern nagt. So unangenehm und zwangvoll uns Kindern der Welt auch die Eingezogenheit der unverheiratheten Personen scheinen mag; so kann man doch aus dem Erfolge schließen, daß diese strenge Zucht denen, die sich ihr freiwillig unterwerfen, nicht so vorkommen müsse. Nur durch diese Zucht können die Wohnungen der ledigen Brüder und Schwestern das werden und bleiben, was die Klöster ursprünglich waren, oder sein sollten: Schutzörter gegen die Verführungen der Welt, und Erhalterinnen und Schulen guter Sitten und nützlicher Kenntnisse. Wie sehr diese fleißigen Jungfrauen von andern Personen ihres Geschlechts verschieden sein müssen, schloß ich am meisten daraus, daß keine einzige auch nur mit einem neugierigen Blik auf meiner Begleiterin hängen blieb, und daß mehrere von denen, die mit ihren Gesichtern von uns abgewandt waren, sich nicht einmal umsahen, als wir hineintraten und weggingen. Alle Waaren, die hier verfertigt werden, sind wie gewöhnlich theurer, als die von andern Handwerkern und Fabrikanten; allein sie übertreffen auch die Arbeiten anderer so sehr an Güte, daß man doch lieber das bessere und theurere, als das schlechtere und wohlfeilere kauft. Die Brüder zwingen alle ihre Nebenbuhler in der ganzen Nachbarschaft eben so ehr-

lich und gut zu arbeiten, als sie, oder sich auch von ihnen zu entfernen. — Ihr Beispiel ist ein neuer Beweis der großen Wahrheit, die viele Staatsmänner und alle große Kaufleute von jeher befolgt haben, daß Rechtschaffenheit und Fleiß über alles, selbst über die feinste Betrügerei siege.

Auf eben dieser Reise hatte ich das Vergnügen, den Abbe Raynal kennen zu lernen. Der unerschöpfliche Mann, den ich in einer vornehmen Gesellschaft antraf, setzte anfangs einen Theil der Tischgenossen durch eine gelinde Heiserkeit in Schrekken, indem man glaubte, und er selbst es auch sagte, daß er nur wenig reden werde. Er sprach zuerst nur sehr leise, und zu seinen nächsten Nachbaren; allein das leise Stillschweigen und die aufmunternde Aufmerksamkeit, die er rund um sich her bemerkte, liessen ihn bald seinen Katharr vergessen. Er erhob seine Stimme allmälig, und war bald, wie gewöhnlich, der einzige Redner in der ganzen Gesellschaft. Wahr ist es, der Abbe hat einen ungeheuren Vorrath von Anekdoten, die nicht anders, als interessant sein können, weil sie aus Paris, oder vom Hofe zu Versailles kommen. Auch läßt es sich nicht läugnen, daß er eine bewundernswürdige Gabe zu erzählen hat, und daß er seine Erzählungen mit einer Menge von scharfsinnigen Betrachtungen auszuschmükken weiß, von denen man glauben sollte, daß sie nur langsame Früchte tiefer stundenlanger Meditationen sein könnten. Allein diese von Deutschen so

oft

oft beneidete, und ihnen meistens unerreichbare Leichtigkeit im Erzählen, ist doch viel weniger eine Gabe der Natur, als der Kunst; und läßt sich, wie gewisse Arten des Witzes, oder die Fertigkeit Räthsel aufzulösen, bei sehr mittelmäßigen Talenten durch anhaltende Uebung in einem unnachahmlich scheinenden Grade erwerben. Man müßte in der That bis zum Blödsinn stumpf sein, wenn man besonders in einer Stadt, wie Paris, wo man das Talent der gesellschaftlichen Unterhaltung mehr, als die größten schriftstellerischen Gaben schätzt, und in eben dem Verhältnisse auch mehr übt, wenn man in einer solchen Stadt nicht endlich Sachen, die man tausendmal mit immer neuen und schönen Wendungen und Reflexionen hat erzählen hören, und selbst zu erzählen versucht hat, nicht endlich so in seine Gewalt bekommen sollte, daß man sie jeden Augenblik unvorbereitet mit einer nirgends anstoßenden Geläufigkeit vortragen könnte. Eben diese Gabe ist aber eins von den glänzenden Scheingütern, die zwar nicht immer einzelne Menschen, aber gewiß ganze Nationen mit dem Verlust viel wichtigerer Vorzüge erkaufen. Zu diesen Vorzügen rechne ich aber doch nicht die gesellschaftliche Verträglichkeit, oder vielmehr die Geduld, Fragen und selbst Einwendungen ruhig anhören zu können. Diese Geduld fehlt dem Abbe gänzlich; und dies ist an einem Mann, der so lange in der großen Welt gelebt hat, noch mehr zu verwundern, als daß der Schrift-

steller, den man so allgemein als den Vertheidiger der Freiheit und Rechte der Menschheit erhoben hat, auch gegenwärtige Fürsten, und ihre Minister mißhandelt, und sogar Damen Ungezogenheiten sagt, weswegen man ihn vielleicht in Paris selbst zum Hause hinauswerfen würde.

Zum Beschluß will ich Ihnen noch eine kurze Nachricht von verschiedenen Schriften geben, die ich auf der Bibliothek in Gotha und Jena gefunden habe. Die erste Schrift auf der Gothaischen Bibliothek, die mich besonders interessirt hat, enthält illuminirte Zeichnungen von den Turnieren, welche ein Herzog von Sachsen im Anfange des sechszehnten Jahrhunders gehalten hat. Auf diesen Zeichnungen sieht man nicht bloß die Ritter und ihre Pferde, samt beider Schmuk und Rüstungen, sondern auch die furchtbaren Stöße und Fälle der Kämpfer, in welchen der Herzog selbst einigemale den Arm gebrochen hatte. Die Pferde waren noch mehr, als die Ritter geputzt, und mit so vielerlei Rüstungen und Dekken belegt, daß man kaum begreifen kann, wie sie sich haben bewegen können. Das zweite merkwürdige Buch aus eben dieser Bibliothek war ein Modenbuch, in welchem die Kleider, die ein Herzog von Sachsen von 1517 bis 1535, wenn ich mich anders recht besinne, getragen hatte, mit lebendigen Farben gemalt waren. In diesem Zeitraume müssen sich die Trachten der Männer viel häufiger, als jetzt die der Weiber geändert haben.

ben. Anfangs erscheint der Herzog in einem langen, den ganzen Körper einschließenden Kleide, dergleichen jetzo die katholischen Kanonici tragen; doch gieng der herzogliche Rok, der im Sommer nur aus Parchent gemacht war, nicht bis auf die Füße, sondern nur bis an oder eben über die Knie herab. Von 1523 an wurden die Kleider immer kürzer und kürzer, bis sie sich zulezt ganz in Spanische Tracht verloren. Während dieses Uebergangs von der alten Mode zu einer neuen ausländischen, trugen die Stuzer bisweilen die eine Hälfte von ihrem Wamms und Beinkleidern, und so auch den einen Strumpf von einer ganz andern Farbe, als die andere, so daß sie von der einen Seite roth, und von der andern gelb oder schwarz erschienen.

Die Bibliothek in Jena ist viel größer, und reicher an Seltenheiten, als man sich auswärts vorstellt. Weil sie aber fast ganz aus Schenkungen entstanden ist, und die Vermächtnisse nach den Verordnungen ihrer Wohlthäter beisammen bleiben müssen, so ist es unmöglich, sie in eine erträgliche Ordnung zu bringen. Sie enthält vortrefliche alte Drukke und Ausgaben von klassischen Schriftstellern; viele kostbare Handschriften aus der Bibliothek Karls des Kühnen, von welchen man nicht weiß, wie sie hieher gekommen sind; eine Handbibel des Kurfürsten Friederich mit unvergleichlichen Zeichnungen von Kranach; und viele Bücher aus Luthers Bibliothek, unter denen mehrere mit seiner

eige-

eigenen Hand beschrieben sind. An dem Rande einer Schrift, wenn ich nicht irre, über den Rosenkranz, liest man die Worte: "Ei — und noch einmal Ei, und abermals Ei, daß dich der Teufel mit deinen Lügen!"

Ich bin u. s. w.

6.

Ueber den Vorschlag die Geistlichen nicht mehr bei den Ehen zu bemühen.

(An Herrn Hofprediger Sack in Berlin.)

Sie forderten mich neulich auf, über den in der Berlinischen Monatsschrift (Sept. v. J.) eingerükten Aufsatz: "Vorschlag, die Geistlichen nicht "mehr bei Vollziehung der Ehen zu bemü"hen" meine Gedanken aufzusetzen. Sie glaubten, man würde über diese Sache am liebsten die Meinung eines Nichtgeistlichen hören. Es schien uns auch dieser Vorschlag noch einige schwache Seiten zu haben, welche Herr Pr. Zöllner in seiner Beantwortung (Dec. f.) nicht berührt hatte; und so finde ich es auch bei genauerer Untersuchung. Ich erfülle also mein Versprechen.

Herr

Herr Z. hat hauptsächlich nur zeigen wollen: daß 1) die religiöse Sanktion der Ehe für die eheliche Verbindung selbst, so wie für das Wohl der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, von dem größesten Nutzen sey, und 2) keinem andern Verträge eine größere Heiligkeit zuwachsen würde, wenn man dieser Verbindung einen Theil der ihrigen entzöge; und dieses, dünkt mich, hat er auch hinlänglich dargethan. In der That ist auch die Ehe ein Vertrag von einer ganz andern Beschaffenheit, als andere bürgerliche Verträge. Bei diesen sind Rechte und Verbindlichkeiten größtentheils durchaus bestimmt; bei jenem hingegen müssen sie fast allein der Gewissenhaftigkeit derer, die den Vertrag eingehen, überlassen werden. Wodurch kann aber diese Gewissenhaftigkeit sichrer, als durch feierliche vor Gott gethane Zusagen bewirkt werden? Betrachtet man die Trauungs-Ceremonie in diesem Lichte, und sieht, mit welcher Wärme der Verfasser sich über den Werth gottesfürchtiger Gesinnungen erklärt; so muß es wunderbar scheinen, wie er sie so äußerst falsch habe beurtheilen können. Doch der Aufsatz selbst giebt darüber Aufklärung. Das Anstößige mancher Liturgien, und des Verfassers Meinung von dem Ursprunge der priesterlichen Einsegnung sind es ohne Zweifel, was sie ihm in dieses nachtheilige Licht gestellt hat. Allein jenes ist offenbar etwas außererwesentliches, das schon unter uns zum Theil verbessert ist, und, wo es sich noch findet, verbessert

werden kann; daß aber der Grundsatz der römischen Kirche, die Ehe sei ein Sakrament, die Trauungs-Ceremonie veranlaßt habe, ist der Geschichte entgegen. Die priesterliche Einsegnung ist älter als jenes Dogma. Anfangs wurden die Verlobten vor Schließung der Ehe priesterlich eingesegnet; auch findet man Spuren, daß andre bürgerliche Verträge, als Kauf, Schenkung auf solche Weise geheiliget worden sind; ja, nachdem die Trauung schon allgemein eingeführt worden war, hat die Gültigkeit der Ehe, nach den allgemeinen Grundsätzen der römischen Kirche, nicht einmal von ihr abgehangen; obgleich besondre Satzungen eines Ortes oder Landes hierin eine Aenderung gemacht haben können. Das Sakrament war nach diesen Grundsätzen der einzige Grund der Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes; und hiezu war nichts weiter erforderlich, als die wechselseitige Erklärung der Verlobten, sich nunmehr zu Ehegatten anzunehmen. Wer die Lehre des kanonischen Rechtes von den Sponsalibus de præsenti kennt, kann hieran nicht zweifeln; und erst das tridentinische Koncilium fand nöthig, die Gegenwart des Pfarrers und einiger Zeugen, als eine nothwendige Solennität hinzuzufügen; aber nur die bloße Gegenwart, nicht die Einsegnung. Statt andrer Gewährsmänner führe ich Ihnen unsre beiden großen Kanonisten an, den ältern und jüngern Böhmer, ersteren im Jure eccles. Protest. Tit. de clandestina desponsatione, und letz-

ren in seinen principiis juris canon. Tit. de contrahendo matrimonio. Durch die Kirchengesetze wurden darauf, sowohl die Erklärung der Verlobten, als die Trauung vorgeschrieben; allein nur der Mangel an jener zog die Ungültigkeit der Ehe, die Unterbleibung der letzteren aber nur eine Strafe nach sich. Aehnliche Fälle sind nicht selten, und unsre eignen Gesetze geben uns einen an die Hand. Gewisse Kontrakte müssen schriftlich verfaßt, und gestempelt werden; aber die Schrift allein giebt dem Kontrakt seine Gültigkeit, der Stempel kann unbeschadet derselben fehlen; sein Mangel wird ersetzt, und mit einer Geldstrafe belegt.

Es hat also die Trauung, die nunmehr fast in allen protestantischen Ländern zur Gültigkeit der Ehe erfordert wird, den abergläubischen Ursprung gar nicht, den der V. ihr beilegt; und von allem Anstößigen gereiniget, ist sie nichts, als eine feierliche Anrufung Gottes und Erwekkung religiöser Empfindungen; und wer kann diese bei einer der allerwichtigsten Handlungen des Lebens überflüßig oder anstößig finden? — Der Verf. sagt selbst: "es ist bekannt, daß Religion fast noch das "Einzige ist, womit man den gemeinen Mann "fassen kann, zumal bei dieser Erschlaffung, "dieser Halbweisheit, dieser Ueppigkeit." — Den gemeinen Mann? Giebt es denn für irgend jemand, da wo es auf Gewissenhaftigkeit ankömmt, ein anderes, oder wenigstens ein festeres

Band?

Band? Alle Gesetzgeber haben dies erkannt; und nicht nur die Ehe, sondern auch andre wichtige Verbindungen und Handlungen sind mit Hülfe der Religion feierlicher und heiliger gemacht worden. Denn was sind Eide? Was ist die Huldigung, welche das Band zwischen Unterthanen und Regenten fester knüpfen soll, anders als feierliche Zusagen vor Gott? und wollen wir diese auch abschaffen? Es ist freilich nöthig solche Religionsgebräuche nicht bei den täglichen Geschäften gleichsam zu verschwenden, da nach der Natur der Menschen die Gewohnheit auch die stärksten Eindrükke schwächt.

Der Verfasser jenes Aufsatzes wünschet, daß die Religion noch mehr als jetzt mit der Gesetzgebung verbunden werde, und verspricht sich mit Recht davon die glükseligsten Folgen. Man kann es ihm gern verzeihen, wenn er diese schwere Aufgabe nicht vollständig lösen kann; aber auffallend ist es, ihn, statt aller Mittel zu diesem großen Zwekke, gerade nur die Abschaffung einer gottesdienstlichen Feierlichkeit, und die Einführung des Konkubinats, das ist der Ehe ohne Trauung, vorschlagen zu sehen. Wird denn der Konkubinat, weil die Trauung ihm fehlet, treuer gehalten werden, als heut zu Tage die Ehe? Oder wird nicht Gewissenlosigkeit in dieser Verbindung nun noch weiter einreißen? — Doch der V. läßet sich hierauf nicht ein; er behauptet nur: diese natürliche Ehe würde nicht mit so großem Aufwande für den unbegüterten Mann

den Ort verschwindet, wo sie sich befindet, und sich in einem andern wieder zeigt, ohne durch den Raum zwischen beiden gegangen zu sein. Wenn sie sich nun in dem Augenblicke, wo sie verschwindet, in einem andern Orte befindet, so ist sie an beiden Orten zugleich. Wenn sie sich aber in dem Augenblicke, wo sie verschwindet, in keinem andern Orte befindet, so ist sie an keinem Orte. Wenn sie sich

pfindung ihm gleich sind, an seinen Vorzügen, wenigstens bei seinem Leben, Theil nehmen laßen; und den übrigen Gliedern seines Standes fehlt der Vorwand, diese rechtmäßig erzeugten Kinder und ihre Mütter von ihrem Umgange auszuschließen. Was ist die Folge? „Es wird so viel auf den Unterhalt der Konkubinen und ihrer Kinder gewendet werden, als jetzt eine Ehegattin und eheliche Kinder kosten. Am Ende kommen wir also wieder dahin, wo wir jetzt stehen, ohne etwas gewonnen zu haben, als die Freiheit, uns nicht von einem Geistlichen trauen zu lassen, oder mit andern Worten, Gott bei unsrer Zusage nicht auf eine feierliche Weise zum Zeugen anrufen zu dürfen.

Der Verfasser stellt uns noch, um seinem Vorschlage mehrern Eingang zu verschaffen, das Beispiel der nachgebornen Söhne brittischer Lords vor, welche nicht den Stand ihres Vaters erben. Aber kaum hätte ein Beispiel unglüklicher gewählt werden können. Denn geschweige, daß diese nachgebornen Söhne Recht und Antheil an dem Adel des väterlichen Geschlechts behalten: so kann ein solcher Lord auch ohne peinliche Empfindung seine jüngern Kinder in einem niedrigern Stande sehen. Dieser niedrigere Stand darf den höheren nicht um seine Vorzüge beneiden; er besitzt andern fast noch reelleren Einfluß in die Gesetzgebung, Mittel, zu Reichthümern zu gelangen, und die Aussicht, durch Glük oder Verdienste sich ungehindert zu den höchsten

Wür-

Würden aufschwingen zu können. Aber alles dieses verhält sich nach unsrer Verfassung anders. — Uns wird nicht sichrer geholfen werden, als wenn der Ueppigkeit gesteuert, und der Aufwand eingeschränkt, d. i. in ein richtiges Verhältniß mit den Erwerbsmitteln gebracht wird. Dann wird keiner die Ehe, auch mit der Trauung scheuen, die Ehen werden zunehmen; der Staat wird stärkere und bessere Bevölkerung aus sich selbst erhalten, und auch der Zulauf aus der Fremde wird einem Lande nicht fehlen, wo man in jedem Stande sein Auskommen für sich und die seinigen finden kann.

M. den 2ten Januar 1784.

Graf v. F—n.

7.

Ueber die neue Preußische Justizverfassung.

Eine Erinnerung zu den Briefen über Berlin.

Erstes Fragment.

Das Publikum ist dem Verfasser der Briefe über Berlin vielen Dank schuldig, daß er es auf manche Vorzüge dieser Stadt und des Preußischen Staats aufmerksam macht, welche bisher entweder aus Un-

achtsamkeit übersehn, oder aus Parteilichkeit in ein falsches Licht gestellt worden. Die Berliner, ob ihnen gleich der Ruhm ihrer Stadt und Nation nicht gleichgültig ist, verdunkeln ihn oft selbst dadurch, daß sie manches Gute genießen, ohne es zu kennen, oder nach seinem ganzen Umfange zuschätzen. Man kann also auch den Ausländern nicht zumuthen, daß sie Anstalten rühmen sollen, von denen, wie von der neuen Preußischen Rechtspflege, ein Theil der Einwohner mit einer gewissen Kälte zu sprechen pflegt.

Denn der Ausländer weiß nicht oder denkt nicht daran, daß hier der großen Unternehmungen zu viele vorfallen, als daß man sie mit dem in andern Ländern gewöhnlichen Geschrei aufnehmen könnte. Diese Kälte ward in Absicht auf die Justizreform dadurch vermehrt, daß diese mit einer Ministerialveränderung verbunden, und von einer Revolution begleitet wurde, welche aus leicht abzusehenden Gründen vielen und selbst denen, welche sie ausführen sollten, unangenehm sein mußte. Denn die Arbeit des Richters und die Beschwerlichkeit seines Amts wurde vermehrt, und die Einkünfte derjenigen Personen geschmälert, welche sich dem vornehmsten und reichsten Theile der Nation unentbehrlich gemacht hatten. Dagegen konnte es nichts helfen, daß eben dadurch der arbeitsamste und zahlreichste Theil des Volks am meisten gewonnen hatte. Denn dieser steht zu tief, um seine Stimme mit Nach-

druk

druk erheben zu können, fühlt immer nur die gegenwärtigen Lasten, und ist am wenigsten fähig, die Erleichterungen, welche ihm verschaft, und die Vortheile, welche ihm zugewendet werden, zu schätzen. Dieses alles ist dem gewöhnlichen Laufe der Dinge so gemäß, daß es wenig Menschenkenntniß verrathen würde, sich darüber zu wundern. Aber das ist auffallend, daß, obgleich die Justizreform offenbar dahin abzwekt, allen Ständen des Staats, ohne Unterschied des Ranges und Reichthums, ihre Rechte sicher zu stellen; dennoch einige Widersacher derselben sie als ein Werkzeug des Despotismus zu verschreien suchen.

Um diesem Tadel Eindruk zu verschaffen, nimmt man das Ansehn eines Montesquieu zu Hülfe, und behauptet mit diesem berühmten Schriftsteller,*) daß auf den bisher üblich gewesenen Proceßformalitäten die Freiheit der Bürger in den monarchischen Staaten beruhe. Vielleicht würde Montesquieu, wenn er noch lebte und von der neuen Preußischen Rechtspflege hinlängliche Kenntniß hätte, der erste sein, der gegen einen dergleichen Mißbrauch seiner Grundsätze protestirte. Was Montesquieu vom Nutzen der Formalitäten sagt, versteht sich wohl nur von zwekmäßigen Vorschriften, aber nicht von lästigen Weitläuftigkeiten. Das Formelwesen, dessen Reste die Mysterien unsrer Gerichtshöfe aus-

*) Esprit des Loix, Buch VI. Kap. 2.

machten, hat, wie bekannt, seinen Ursprung von den Römern genommen. Bei diesen waren in den ersten Zeiten der Republik Adel und Priesterschaft im ausschließenden Besitz dieser Formeln, ohne deren Hülfe kein Bürger gegen den andern Recht finden konnte. Vergebens ward dieses Geheimniß dem Volke nachher offenbart. Denn dieser Wortkram war schon seiner Natur nach ein Geheimniß für alle diejenigen, welche nicht Gelehrsamkeit genug hatten ihn zu fassen, oder deren Verstand zu gerade war, als daß er sich mit dergleichen Subtilitäten hätte abgeben sollen. Quinktilian klagt, daß selbst die Redner die Rechtsgelehrsamkeit nicht studirten, so nöthig sie ihnen auch war, um ihre Klienten vor Gerichte zu vertheidigen. — So wurden die Klageformeln von jeher gebraucht, um den gesunden Menschenverstand seiner Herrschaft zu entsetzen und das gemeine Volk unter dem Drucke zu erhalten. Um die Rechte der Nation sicher zu stellen, bedarf man keiner pedantischer Formeln, sondern deutlich und bestimmt abgefaßter Gesetze.

Unnütze Formalitäten waren immer das Mittel, deren sich die obern Stände oder die Priester bedienten, die Nation unter ihre Füße zu treten. Wer also den Proceß mit unnützen Formalitäten überladen wollte, würde der Freiheit einen sehr schlechten Dienst erweisen. Denn je schwerer es in solchem Falle wird, Recht zu erlangen; desto leichter ist es, unter dem Schuß der Förmlichkeiten Gewalt

und

und Ungerechtigkeit auszuüben. Wer Macht in Händen hat, kann sie alsdann ungestraft zum Nachtheil des Schwächeren mißbrauchen. Wenn ich inzwischen gegen unnütze Förmlichkeiten eifere; so meine ich darunter nicht diejenigen Vorschriften, welche dem Richter auf der einen Seite den nächsten Weg zur Wahrheit zeigen, und auf der andern ihn hindern, sich in den Schlupfwinkeln der Schikane zu verirren. Ich gebe daher dem großen Montesquieu willig Beifall, wenn er eine gewisse Proceßform für nöthig hält, um die Monarchie vor dem Despotismus zu verwahren. Aber die Frage ist: wie müssen die Formalitäten beschaffen sein, wenn sie uns von diesem Ziele nicht abführen, sondern uns demselben näher bringen sollen?

Meines Erachtens müssen sie zwo Haupteigenschaften haben. Erstlich müssen sie den Richter nöthigen und in den Stand setzen, die Wahrheit auf eine gründliche Weise zu erforschen. Zweitens müssen sie ihn hindern, die Rechte der Parteien willkürlich zu bestimmen.

Um sich zu überzeugen, daß die neue Proceßform wirklich ihre unverletzliche Regeln habe, und daß dadurch nicht alle Formalitäten abgeschaft werden, darf man die neue Proceßordnung nur durchblättern. Womit sind denn die vier Bände, aus welchen sie besteht, angefüllt, als mit Vorschriften, welche den Richtern gegeben werden? Prüft man diese Vorschriften, so findet man bald, daß die da-

durch festgesetzten Formalitäten just mit den beiden eben gedachten wesentlichen Eigenschaften versehen sind. Zu gründlicher Erforschung der Wahrheit wird dem Richter die erforderliche Zeit gelassen. Keine willkürlichen Fristen hindern ihn daran. Es wird ihm Gelegenheit verschaft, die Wahrheit von den Parteien selbst zu erfahren. Diese sind von allen Schritten des Richters unterrichtet. Sein Verfahren ist nicht mehr in einen ihren Augen undurchdringlichen Nebel eingehüllt. Sie haben Gelegenheit, ihn zu beobachten und zu recht zu weisen. Der Decernent und die Assistenzräthe thun ein gleiches; ja der Referent hat noch Gelegenheit, die begangenen Fehler zu verbessern, und auf eine neue Instruktion anzutragen. Dieses nöthigt den Richter, allen Fleiß auf Erforschung der Wahrheit zu wenden. Er kommt nicht damit ab, daß er etwas thut, um es gethan zu haben. Es ist nicht genug, daß ein Termin abgewartet, ein Protokoll aufgenommen, eine Verfügung erlassen worden. Die Arbeit drükt seine Schultern so lange, bis er sie auf eine zwekmäßige Weise beendigt hat. Alles dieses führt auf eine gründliche Erforschung der Wahrheit.

Nur da ist der Richter gebunden, wo seine Freiheit der Freiheit der Bürger nachtheilig werden könnte. Er ist bloß Richter, aber nicht Gesetzgeber. Er kann nicht, wie bei der alten Verfassung die Rechte der Parteien nach Willkür bestimmen. Die

Entscheidung der Rechtsfragen, das ist derjenigen Punkte, welche in den Gesetzen noch nicht klar entschieden sind, hängt nicht, wie ehehin, von ihm ab. Er muß sie ohne die Namen der Parteien zu nennen, der Gesetzkommission vorlegen. Diese entscheidet sodann nicht bloß den streitigen Fall, sondern setzt auch, indem sie dieses thut, eine Regel für die künftigen fest. So war es nicht bei der alten Einrichtung. Derselbe Richter entschied dieselbe Rechtsfrage gestern so, heute anders. Diese Willkür, welche doch zuweilen durch unlautere Absichten gelenkt werden konnte, ist nun in die gehörigen Schranken zurükgewiesen; und eben dadurch das Eigenthum und mit ihm die Freiheit der Bürger gesichert worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

8.

Von Verpachtung der Landgüter.

Der Präsident von Benekendorf hat in seiner Oeconomia forensis sehr ausführlich die Nachtheile der Verpachtungen, und die Vorzüge der eigenen Bewirthschaftung gezeigt: so daß sich schwerlich etwas dawider sagen läßt, als daß die Verpachtungen ein unvermeidliches Uebel sind; indem die Selbst-

bewirthschaftung oft schwer, ja unmöglich ist. Es wird daher wohl der Mühe werth sein, auf Mittel zu denken, das Uebel, da ihm nicht abzuhelfen ist, soviel sich thun läßt, zu vereingern. Ich übergebe hier einen solchen Vorschlag der öffentlichen Prüfung. Und damit man diese gehörig anstellen könne, werde ich die von dem Herrn Präsidenten angezeigten Nachtheile in einen Auszug bringen, und dann zeigen, in wie fern ihnen durch meine Vorschläge abgeholfen wird.

1) Ein Pächter will, nebst seiner Familie von der Pacht leben, auch wohl noch etwas erübrigen.
2) Er schwächt die Unterthanen in ihrer Nahrung, so daß sie weder Dienste noch Abgaben leisten können.
3) Er richtet das Gut zu Grunde, indem er den Mist nur auf die nahgelegenen Aecker führet; die entfernten aber kärglich, oder gar nicht düngt — die Brache mit Erbsen, Wicken, Tabak überladet — Graben aufzuräumen, Wiesen zu düngen, zu raden, u. s. w. unterläßt — Gärten und Fischereien vermisset — die Gebäude verfallen läßt — dem Gutsbesitzer bey etwanigen vorzunehmenden Verbesserungen die Hände bindet — bey der geringsten Veranlassung stats baares Geldes, mit ungeheuren Erlassungsforderungen aufzuziehen kömmt, u. d. gl.

Die

Die Wahrheit zu sagen, den unter der Rubrik 3 zusammengeworfenen Mängeln, läßt sich durch vorsichtige Einrichtung des Kontraktes, und durch gute Aufsicht, ziemlich abhelfen; so daß es des Verpächters eigene Schuld ist, wenn er darinn gefährdet wird. Ganz anders ist es mit denen unter 1. und 2 angeführten. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth. Wie will man daher einen Pächter verbinden, ohne Nutzen für sich zu arbeiten? Man kann mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen, was er von den Unterthanen zu fodern hat, und ihm verwehren, ihnen mehr aufzulegen: aber daß er das, was ihm zugeschrieben ist, nach der Strenge beitreibe, ist ihm nicht zu verwehren: und hierinn sitzt der Hauptknoten. Der Eigenthumsherr muß Maaß und Ziel halten; und oft von seinen Rechten etwas nachgeben, wenn er nicht seine Unterthanen, (das ist, sich selbst) zu Grunde richten will. Aber nicht so der Pächter. Dieser ist ein Miethling, dess die Schaafe nicht eigen sind. Gerathen sie an den Bettelstab, was kümmerts ihn? Er zieht weiter, und überläßt dem Herrn die Sorge, ihnen wieder aufzuhelfen. Die ausführliche Beschreibung des gewöhnlichen Betragens der Pächter mag, wer es nicht aus der Erfahrung kennt, bei dem Herrn von Benekendorf Hauptst. I. §. 76, 77, 78, 79; und Hauptst. V. §. 30 nachlesen. Da nun, nach desselben richtigen Bemerkung, Brand-, Wasser-, und Kriegsverheerungen einem Landgute nicht so schädlich

lich ſind, als der Verluſt von wohlhabenden Einwohnern; ſo muß es eine Sache von Wichtigkeit, und ein wahres Verdienſt um den Staat ſein, dieſem ſchrecklichen Uebel abzuhelfen. Das Mittel dawider iſt erfunden, und hat das vor andern Mitteln voraus, daß es mehr leiſtet als man erwartet, anſtatt daß andere gewöhnlich weniger leiſten. Die Unterthanen werden, durch meine Vorſchläge nicht bloß in mittelmäßigen Umſtänden erhalten; ſie werden verbeſſert; ſie können wohlhabend, ſie können reich werden, als Bauern betrachtet.

Quid dignum feret hic tanto promiſſor hiatu?

denkt vielleicht mancher. Hier iſt mein arcanum in zwei Worten: Man verpachte das Guth nicht fremden Pächtern, ſondern den Einwohnern deſſelben.

Es iſt offenbar, daß dadurch den beiden Hauptmängeln der gewöhnlichen Verpachtungen gänzlich abgeholfen wird. Ein fremder Pächter will, und muß nebſt ſeiner Familie von ſeiner Pacht leben: aber nicht ſo der Bauer, der zugleich Pächter iſt. Er lebt ja ſchon als Bauer, und braucht als Pächter nichts mehr. Vortheil genug für ihn, von keinem fremden geſchoren und ausgeſogen zu werden. Dabei dünkt mich, iſt es ihm denn wohl zu vergönnen, wenn er ſeine Umſtände einigermaßen zu verbeſſern, und ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen ſucht. Da er nicht viele Bedürfniſſe hat; ſo wird dazu nicht viel erfodert. Ein Fremder trachtet ja

eben

eben dahin; mit dem Unterschelde, daß er, nachdem er sich von Herren und Unterthanen bereichert hat, weiter geht, und seinen Platz einem Andern überläßt, der es nicht besser macht: der Unterthan aber bleibt, und nützt mit als seinem Herrn erst recht, nachdem er zu Kräften gekommen. Seine Verbesserung ist also im Grunde die Verbesserung des Herren selbst: der Herr kann also, wenn er sein Guth dem Unterthanen verpachtet, beinahe das daraus lösen, was er bei eigener Bewirthschaftung haben würde. Daß dem so sei, davon wird man sich durch öffentliche Bietung leicht überzeugen können. Die Dorfbewohner werden jeden Fremden überbieten, sobald sie sehen, daß man geneigt ist, ihnen das Guth in Pacht zu geben. Das Wenige, was der Verpächter allenfalls einbüßen möchte, kömmt ihm wieder zu gut, indem es seinen Leuten zufließt.

Daß die beiden Hauptmängel auf solche Art gehoben werden, ist, dünkt mich klar. Was die geringern betrift, so läßt sich ihnen, wie ich schon gesagt habe, durch gute Aufsicht, und vorsichtige Einrichtung des Kontrakts abhelfen, und zwar bei Einheimischen weit leichter, als bei fremden Pächtern. Denn da sie als Unterthanen und Einwohner des Guthes von jeher gewohnt sind, ihrer Herrschaft zu gehorchen und Dienste zu leisten; so wird man bei ihnen die Schwierigkeiten und Widerspenstigkeiten nicht bemerken, die man an den Pächtern

gewöhn-

gewöhnlich wahrnimmt. Allenfalls wäre dem weit leichter abzuhelfen. Man setze den Widerspenstigen aus der Pacht, oder drohe ihn nur damit. Das wird ihn bald wieder ins Geleise bringen.

Ich höre schon im Geiste das Geschrei, das man wider meine Vorschläge erheben wird. Man wird mich für einen Projektmacher ausgeben, dessen Träumereien höchstens auf dem Papiere erträglich sind, in der Ausübung aber nicht Stich halten u. w. dergl. m. Einem jeden ist erlaubt seine Meinung zu sagen. Nur bitte ich zum Beschluß, noch einen Augenblik um günstiges Ohr.

Meine Vorschläge sind nicht von mir erfunden, oder aus der Luft gegriffen: sondern sie sind auf Wirklichkeit und Erfahrung gegründet. Mein Guth Tieden in der Ukermark hat nun 23, schreibe drei und zwanzig Jahre, seine Bauern zu Pächtern, die sich wohl dabei befinden, eben so wie ich. Ich habe es so gefunden und lasse es so.

Ob mein Guth gleich das erste ist, welches den Einwohnern verpachtet ist; so ist es doch schon lange nicht mehr das einzige. Diese Verpachtungsart hat, ungeachtet des Vorurtheils, welches man gewöhnlich gegen Neuerungen hegt, den Beifall der ganzen Provinz dergestalt erzwungen, daß sie schon viele Nachahmer hat, deren Zahl sich von Jahre zu Jahre vermehret. Gegenwärtig sind mir eilf Güther bekannt, welche den Bauern verpachtet sind, und namentlich folgende: die arnimschen Güther

Werbe-

Werbelo, Lüzlo, Bietko; die bergischen Klepto, Rosso; das holzendorfische Guth Torno; das neckernsche Guth Blumenhagen; die wedelschen Güther Dauer, Göritz, Malcho; und das winterfeldsche Guth Tieden. *)

Ich wüßte keine Schwierigkeit die unübersteiglich wäre, außer wo ein Gut gar keine Bauern hat. Alle übrigen lassen sich heben, wenn es nur Ernst damit ist. Zu große, zu kleine Güter; zu viele, zu wenige, zu reiche, zu arme Bauern, und dergleichen, thut nichts. Die genannten eilf Güter sind sehr verschiedener Art, wie ein jeder von selbst erachten wird: und dennoch geht's mit der Verpachtung. Tieden, z. B., hat 39 Hufen, und 9 Bauern; Malcho dagegen 44 Hufen, und nur 4 Bauern. In einigen Dörfern sind Schmied und Müller Mitpächter; in andern nicht. Einige haben ganz herrschaftliches Inventarium; andere etwas; andere nichts. In einigen sind alle Bauern Pächter; in andern sind es nur einige, wie in Klepto. Ein jeder macht seine Einrichtung so gut er kann.

Einem Einwurfe, der mir gemacht werden könnte, muß ich indessen begegnen. Die Bauern sollen, durch meine Vorschläge, in bessere Umstände versetzt werden. Das ist, den Grundsätzen gewißer Herren zufolge, keine Empfehlung; denn eine eingewurzeltes, und zum Sprichworte gewordenes Vor-

*) In der Mittelmark soll auch ein Gut den Bauern verpachtet sein. Ich weiß aber seinen Namen nicht.

Vorurtheil behauptet, der Bauer müsse nicht mehr haben als einen Rok. Auf lateinisch: Rustica gens, est optima flens, sed pessima ridens. Ich kann mich von der Richtigkeit dieses Satzes so wenig überzeugen, daß ich ihn vielmehr für einen der schädlichsten, und das Gegentheil für ausgemacht halte. Ein Bauer, der in dürftigen Umständen ist, hat auch nur schlechtes Akkergeräthe, und schlechtes Gespann, und kann folglich weder seine eigene Arbeit, noch die Frohndienste gehörig verrichten: hat auch zu nichts Lust; weil er vor Augen sieht, daß er bei allen seinen Mühseligkeiten kaum das tägliche Brod gewinnt. Anstatt Pacht und Zins ordentlich abzutragen ist er beständig im Rükstande; fällt zuweilen ganz aus; überläuft seinen Herrn unaufhörlich, bald um Saat, bald um Brod, bald um Futter, bald um Ergänzung der Hofwehre; baut und bessert nicht; sondern läßt seine Gebäude zu Schutthaufen verfallen; läuft am Ende gar davon, und überläßt dem Herrn die Sorge einen neuen an seine Stelle zu schaffen, und mit allem nöthigen auszurüsten, der in kurzem in seines Vorgängers Fußstapfen tritt; dahingegen ein in guter Nahrung stehender Bauer in Diensten und Abgaben nie fehlt, Gebäude und Hofwehre in gutem Stande erhält, und seinen Herrn nie überläuft. Ich sollte meinen, es sei nicht möglich, wenn man dieses alles reiflich erwägt, bei dem alten Wahn zu verharren, und arme entkräftete Bauern, wohlhabenden und vermögenden vorzuziehn. Ferner legt man

den

den reichern Bauern gewöhnlich Halsstarrigkeit und Widerspenstigkeit zur Last. Aber, mich dünkt, wiederum mit Unrecht. Wie darf sich ein wohlhabender Bauer unterstehen widerspenstig zu sein? Er läuft ja Gefahr, seines Hofes und seiner Nahrung entsetzt zu werden. Gerade umgekehrt ist es mit dem armen. Dieser hat nichts zu verlieren. Ihm ist es gleichviel, wo er sich durchkümmert. So gut, denkt er, wie ich's hier habe, finde ich es überall. Dergleichen Betrachtung kann wol nicht zum Gehorsam reizen.

Ich muß indessen gestehn, daß dies zuletzt gesagte nur vornehmlich auf die Ukermark Anwendung finde. Denn in dieser Provinz sind die Bauern fast durchgängig Pächter, im eigentlichen Verstande. Herr und Bauer vergleichen sich über Bedingungen, und bleiben nicht länger bei einander, als sie ihren Vortheil dabei zu finden glauben. Ja, in vielen Gütern ist es gewöhnlich, daß die Bauern geschriebene Kontrakte auf bestimmte Jahre bekommen. Diese Verfassung hat den Nutzen, daß Herr und Bauer sich gut gegen einander zu betragen gezwungen sind. Denn will der Herr seine Höfe besetzt behalten, so muß er mit seinen Leuten gut umgehn; und will der Bauer in Nahrung bleiben, so darf er nicht widerspänstig sein; weil sich sonst alsbald zehn andere zu seiner Stelle finden. Ich rede hier wiederum aus der Erfahrung; denn ich glaube

mit die wohlhabendsten Bauern in der Ukermark, zugleich aber auch die folgsamsten zu haben.

Ich weiß, daß diese Einrichtung in andern Gegenden nicht ist. Allein sie läßt sich, sollte ich meinen, mit der Zeit einführen. Ein Herr darf nur, wenn er sich genöthigt sieht einen Hof neu zu besetzen, mit dem Ankömmlinge kontrahiren. Wird das so fortgesetzt, so werden zuletzt die noch übrigen, auf dem alten Fuße stehenden, sich gern gefallen lassen, sich den Neuen gleich zu stellen, sobald sie nur den Nuzzen davon vor Augen sehen. Die Ukermark scheint ihre jetzige Verfassung den Verheerungen des dreissigjährigen Krieges zu danken zu haben. Denn da zu den Zeiten desselben die meisten Bauern Haus und Hof verließen, so daß manche Dörfer ganz wüste wurden; so machten die Guthsherren, bei Wiederbesetzung der Höfe, die itzige Einrichtung, die nun zur Observanz geworden ist. Zu unsern Zeiten lassen sich einige Gutsbesitzer ein geringes Geld erlegen, und machen dagegen ihre Bauern zu Erbpächtern. Ich weiß aber nicht, ob sie wohl daran thun. Sie bekommen dadurch zwar ein kleines Kapital in die Hände: aber es setzt auch Umstände, sich eines schlechten Wirthes zu entledigen. Es heißt zwar, ein Erbpächter muß seine Gebäude selbst im Stande erhalten; allein man kann ja den Zeitpächtern eben das durch den Kontrakt zum Gesetze machen, und sie werden es willig thun, wenn sie es nur im Stande sind.

Um nichts zu verhehlen, muß ich noch eine Unbequemlichkeit rügen, die sich bei meiner Einrichtung findet. Es ist nämlich nicht zu erwarten, daß, wo mehrere Pächter sind, alle vollkommen einig seyn sollten. Allein weit gefehlt, daß dieses zum Nachtheil des Verpächters gereichen sollte; es kann vielmehr Nutzen für ihn daraus entstehn. Sollte nehmlich hier und da den Bedingungen des Kontrakts kein Genüge geschehen, oder sonst etwas zum Schaden des Besitzers vorfallen; so wird es durch die Uneinigkeit der Pächter am ersten entdekt; und dem Uebel kann gesteuert werden. Einer der Kopf und Autorität hat, es sei nun der Schultze, oder sonst jemand, muß die Oberaufsicht über das Ganze führen, und von allem Rechenschaft geben. So wird alles sehr gut gehn. Nieden, den 20. Sept. 1783.

M. A. v. Winterfeld.

9.

Andenken an den Herrn General, Grafen von Anhalt. *)

Wenn einst die Muse der Geschichte
Des grosen Helden Leben wägt,

*) Dieses Gedicht ist durch den Abschied des Herrn Generals Grafen von Anhalt aus Sachsen ver-

Und von der Wahrheit hellem Lichte
Umstrahlt sein Bild in Famens Tempel trägt;
Wenn nach dem ruhmerfüllten Leben
Ein treuer Krieger einst an Seiner Urne weint,
Und wenn der Menschlichkeit zur Ehre
Auch eine still' entflossne Zähre
Den Musen-Freund mit ihm vereint:
Dann wird der Enkel traurig klagen,
Daß er den deutschen Mann nicht lebend noch gekannt,
Und von der Schilderung der Tugenden entbrannt
Noch sehnsuchtsvoll nach Seinem Bilde fragen.
Noch einmal fühlt der Greis sich dann beglükt,
Zeigt ihm sein schönes Bild entzükt,
Und spricht: sieh' hier von einer Meisterhand *) geschaffen
Des Helden Bild, groß in der Kunst der Waffen
Und in des Friedens Künsten groß!
Ihm fiel des Lebens und des Ruhmes Loos
In Friedrichs lorbeerreichste Tage. **)

Sein

anlaßt worden, indem Er von der Russischen Monarchin einen sehr schmeichelhaften und ehrenvollen Ruf erhalten und angenommen hat.

*) Das Bildniß des Herrn Generals ist von dem berühmten Graf vorzüglich schön und meisterhaft gemalt worden.

**) Der Herr Graf von Anhalt diente während des letztern siebenjährigen Krieges in der Preußischen Armee, und war eine geraume Zeit Flügeladjutant des Königs. A. d. H.

Sein Blik, den ich noch tief in meiner Seele trage,
Mit dem er aller Herzen an sich zog,
Und prüfend das Verdienst in allen Ständen wog,
War stiller Ernst, Muth und Entschloßenheit,
Bereit das Helden Schwerdt zu zükken,
Doch eben so bereit zum Wohlthun und Beglükken.
Von Preußens Friederich zum Helden eingeweiht
War er die Seele tapfrer Streiter,
Selbst im Gewühl der Schlacht so wie beim Wohlthun heiter.
Mit freudelächelndem und stets willkommnen Blik
Betrat er selbst die niedern Hütten,
Wo er bei unschuldsvollen Sitten
Oft mehr Zufriedenheit und Glük,
Als bei dem leeren Pomp des stolzen Reichthums, fühlte,
Der unbekannt mit ärmrer Brüder Noth
(Wenn Er, gleich einem Gott, die Hand zur Rettung bot)
Empfindungslos und kalt in seinen Schätzen wühlte.
Mit hellem Geist und immer reger Kraft
War er bemüht, in jeder Wissenschaft
Den Kern des Nüzlichen zu suchen und zu schätzen;
Denn nach der Uebung seiner Pflicht
Vergaß der edle Krieger nicht
Als Weiser sich mit Weisen zu ergötzen.

Wie froh ergoß ſich dann ſein Herz,
Wenn Er mit ſanftem Ernſt und heiterm Scherz
Das ſchüchterne Verdienſt aus ſeinem Schlummer
weckte!
Wie herzlich war des Helden Lob,
Wenn in dem Mann, den Er zu ſich erhob,
Er bei Talent und Geiſt ein edles Herz entdekte!
Wie klopfte nicht des Jünglings Bruſt
Wenn Er, der Jugend wie des Greiſes Luſt,
Im Hörſaal unſrer Schulen weilte, *)
Und voll Gefühl für Seines Fürſten Staat
Beim Anblik hofnungsvoller Saat
Die Wonne treuer Lehrer theilte! —

Ja werth war Er, geliebt zu ſein
Vom Fürſten bis zum Pflüger,
Geliebt vom Bürger und vom Krieger,
Und werth der Thränen, die wir dankbar itzt ihm
weihn.

Daßdorf.

*) Er beſuchte ſehr oft auf ſeinen Inſpektions-Reiſen unſre Fürſten- und andre Schulen. Vorzüglich hörte er gern, wenn er zu ſeinem Regimente in der Oberlauſitz abgieng, die Lehrſtunden der verdienſtvollen Rektoren, des Hrn. Baumeiſters in Görlitz und des Hrn. Roſts in Bauzen.

10.

Wiederum ein Beispiel von trauriger Schwärmerei aus Aberglauben.

Gegen Ende vorigen Jahres kam eine Bauersfrau aus dem Dorfe Quetzin, ohnweit Kolberg in Pommern, beim König mit einer Bittschrift ein, worin sie, weil sie keine Ruhe mehr auf Erden hätte, um ihren Tod bat. Die Eingabe ward an den Staatsminister Freiherrn von Zedlitz remittirt; und von diesem ward mir aufgetragen, die Frau ad Protokollum zu vernehmen. Hernach sind auch Akten darüber verhandelt, die ich itzt vor mir habe. Die Sache verhält sich folgendergestalt.

Die Frau heißt Malwitzen (gebohrne Rasch), 40 Jahr alt, und ohngefähr seit 20 Jahr mit ihrem noch lebenden Manne verheirathet. Sie gebahr ihm 6 Kinder; vier davon starben, vor ohngefähr drittehalb Jahren, plötzlich und schnell hintereinander an einer ansteckenden Krankheit. Dieß versetzte ihrem Herzen und ihrem Verstande einen gefährlichen Stoß. Sie war schon sonst, auch vor ihrer Verheirathung, zuweilen melancholisch gewesen; in ihrem Ehestande war sie's auch, und vorzüglich während der Schwangerschaft. Dieser traurigen Gemüthslage war sie sich jedesmal selbst bewußt, und pflegte dann drei Prediger ihrer Ge-

gend zu ersuchen für sie zu beten. Wahnsinnig mögte ich sie doch nicht nennen, so wenig wie alle Religionsschwärmer; selbst, wie ich sie sprach, im höchsten Momente ihrer Schwärmerei und Traurigkeit, sprach sie noch immer über alles andere völlig vernünftig. — Genug diese verstorbnen Kinder beschäftigten nun beständig ihre Einbildungskraft. Sie dachte stets an sie; was Wunder, daß sie sie endlich auch sah? Sie liebte sie, sie hielt sie für fromm und gut; und sah sie also in weißen Kleidern erscheinen. So sah sie einst namentlich die älteste zum meisten von ihr geliebte Tochter, in weissem Gewande, im Garten spatzieren, und hörte sie singen: "durch einen sanften Tod komm' ich zur Ruh, u. s. w." Sie hielt solche Besuche und Erscheinungen für Trost und für unumstößliche Beweise der Seligkeit ihrer Kinder. Dennoch konnte sie sich nicht zufrieden geben; sie war Tag und Nacht bei den Gräbern ihrer Kinder, kniete darauf, betete, sang, gieng um die Kirche herum, weinte, schrie, u. s. w. Ein Vierteljahr nachher klagte sie — und unter andern auch dem Prediger ihres Dorfes — daß *) sie fürchte, ihre Kinder sein nicht selig. Bald darauf kam die sichre Behauptung dieser Sache, die nach ihren Ausdrükken so lautete, daß ihre Kinder Höllenglut schwitzten; und, setzte sie hinzu, ihre Kinder

*) Diese Einbildung kam wahrscheinlich daher, daß die weißen Erscheinungen mogten eine Zeitlang ausgeblieben sein. B.

der sein auch nicht mehr im Grabe. Um über diese letzte ihr so schrekliche Sache zur Gewißheit zu gelangen, verfiel sie darauf, selbst auf dem Kirchhofe nachzugraben, sprach mit dem Prediger darüber; und unternahm es endlich, am hellen Tage, in Gesellschaft ihres Mannes und anderer. Eine Menge Volks lief hinzu; dies zog auch den Prediger hin, der die Sache schon geschehen fand. Der Körper der geliebtesten Tochter war ausgegraben, der Sarg stand auf der Bahre; die unglükliche Mutter fand ein schwarzes Band an dem Leichnam, und rief aus: dies sei ein schwarzes Höllenband, womit ihre Tochter gebunden sei; worauf des Predigers Frau ihr ein rothes Band schikte. Die ganze Sache gab ihrer Schwärmerei freilich neuen Schwung, indessen hatte der Augenschein sie doch etwas beruhigt. Bald aber dünkte es ihr, man wolle ihr ihr Kind wegstehlen; sie lief hin, grub, sah nach, verscharrte das Kind wieder, und gieng nach Hause; und so dauerte das Hinlaufen und Ausgraben eine Weile fort.

Itzt erwachte unglüklicherweise in ihrer Seele ein bekannter und bis dahin bei ihr gleichsam eingeschlummerter Volksglaube: daß ein Todter, dessen Gebeine in seiner Ruhestätte gestört wären, auch im Genuß der Seligkeit dadurch gestöret würde. *)

*) Dieser Aberglaube, den mancher wohl gar unschädlich nennt (als wenn irgend eine Verkehrtheit und Ver-

Nun hielt sie sich für die abscheulichste Kindermörderinn, Mörderinn des ewigen Glüks ihrer Kinder. Nun rief sie aus: ihre Kinder wären durch das Ausgraben aus der Herrlichkeit Gottes gestoßen, und wären ewig verdammt; und daran sei nur sie Schuld. Nun erschienen ihr die Todten wieder; aber aus den friedfertigen weißen Gespensterchen wurden mit einemmal schwarze Unholde, die sie immer verfolgten, sich bald auf ihren Kopf bald auf den Hals setzten, sie stießen, kniffen, u. s. w. Und in dieser bejammernswürdigen Lage blieb sie nun immer fort. Zwar hatte sie nur Ein Kind ausgegraben, und hätte sich also wegen der übrigen beruhigen können; allein sie war sinnreich genug sich selbst zu quälen. Dies eine Kind hatte sie mehr als viermal ausgegraben, und dies berechnete sie nun so, daß auch alle übrigen vom gleichen Fluche getroffen wären. Auszureden war ihr dies nicht; die schwarze Farbe der Erscheinungen bestätigte es zu sehr. Zwei Jahre lang litt die Unglükliche diesen Schmerz eigener Vorwürfe und eingebildeter körperlicher Peinigung. Man kann sich ihr Jammern, ihr ganzes Thun und Leben vorstellen. Ihr Mann, ein Mu-

ster

Verwirrung der Begriffe das sein könnte!) ist ziemlich allgemein, und betrift jede Art auch der unwillkürlichsten Störung. Ich habe von einer Frau in Hamburg gehört, die völlig ihren Verstand darüber verlor, als die dortige Michaeliskirche abbrannte, in welcher ein Paar ihrer verstorbnen Kinder begraben lagen. B.

ster von Geduld, konnte es endlich nicht mehr aus-halten, und entschloß sich davon zu gehen. Das, und der Gedanke an ihre zwei dann völlig unver-sorgten Söhne machte ihr das Leben zuwider; sie gieng nach Potsdam, um dem König die oben an-geführte Bittschrift zu übergeben.

Sie gestand, seitdem sie von ihrem Dorfe ent-fernt gewesen, von dem Quälen der schwarzen Ge-spenster befreit gewesen zu sein. Das habe sich auch schon bei ihren andern kleinen Reisen zugetragen. Natürlich mußte jeder Winkel im Hause sie lebhaf-ter an ihren Verlust erinnern, und ihre Phantasie beflügeln. Darum wollte sie auch durchaus nicht wieder nach Hause. So glaubte sie doch einer Art Qual los zu sein; obgleich sie noch immer das trau-rige Gefühl mit sich herumträgt, ihre Kinder auf ewig unglüklich gemacht zu haben. — Jtzt be-findet sie sich hier im Arbeitshause.

Noch ist bemerkenswehrt, daß sie angab: das Ausgraben der Verstorbnen sei im Pommerschen sehr gewöhnlich; und sie bat aufs rührendste, daß man doch dies verbieten mögte, damit nicht soviel Menschen unschuldigerweise verdammt würden. Auch ergiebt sich wirklich aus den Akten, daß vor meh-rern Jahren im nehmlichen Dorfe der damalige Pre-diger einer fast auf gleiche Art melancholischen Frau, als die Malivitzen es Anfangs war, rieth ihr Kind auszugraben, worauf sie soll beruhigt worden sein.

K. G. Schröder.

II.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe Februar S. 142.)

Zwölfter Brief.

Heute machen Sie sich nur auf einen recht langen Brief gefaßt. Sie wissen, was alle Fremden so hell und laut über die Unreinlichkeit der Straßen Berlins sagen, und was ich, der Wahrheit zur Steuer auch selbst schon Ihnen gestanden habe. *) Und das trift dann bei dieser regnigten Herbstwitterung im scheußlichsten Maaße zu. An Ausgehen ist ohne Gefahr gar nicht mehr zu gedenken; wenn nicht bald andere Witterung eintrift, wird man auch nicht mehr fahren können. Was kann ich, da ich zu Hause sitze, bessers thun, als Briefe schreiben? und wem lieber als Ihnen? Armer R— daß Sie's entgelten müssen, was die Straßenreinigungsanstalt sündigt!

Doch ist die Materie, die Sie mir letzt aufgaben, auch reichhaltig genug zu den längsten Briefen. Sie fragen nach dem Zustande der Religion. Meine Bereitwilligkeit kennen Sie, und guter Wil-

le

*) In unserm Abdruk dieser Briefe, Monatsschr. 1783. Nov. S. 465. A. d. H.

le mag auch hier für die That gelten. — Sagen Sie Religion? oder Religionen? Bald kann man davon hier in der mehrern Zahl sprechen.

Dreißig christliche Kirchen habe ich hier gezählt, nemlich zusammen von den 3 bekannten Parteien: wo man Rosenkränze herabbetet, wo noch Bilder gelitten werden, und wo keines mehr Statt hat. (Doch stehen in der hiesigen Hofkirche, welches folglich die erste reformirte ist, wahrlich ein Paar vergoldete Statuen.) Zwei jüdische Synagogen sind hier, und mehrere Reiche dieser Nation haben ihre Privatkapellen im Hause. Wer kennt aber die Menge von Zimmern und Sekten, wo verschiedene Bürger Berlins, um Gott auf eine andere, als die gewöhnliche öffentliche Weise zu dienen, zusammenkommen? So giebt es Herrnhuter, Gichtelianer, Separatisten u. s. w. In ein Paar dergleichen Versammlungen bin ich gewesen, und ich werde Ihnen sogleich davon sagen. Arianer und Unitarier, die man glüklich — oder unglüklich? — aus Deutschland herausgebissen hat, haben im Königreich Preußen offene Kirchen, und völlig ungestörten Gottesdienst. Ich habe adeliche Familien von diesen Arianern kennen lernen; ein besonderer Zug ist es bei ihnen, daß sie fast alle sich stark auf Mathematik legen. Sie dienen, wie die andern Edelleute dieser Monarchie, ihrem Vaterlande und König im Felde; und also mag auch wohl mancher arianische Lieutenant in Berlin sein. Nicht dienen

wollen

wollen aber bekanntlich die Mennoniten, deren es auch in Preussen, vorzüglich in dem marienburger Werder, viele unter den Landleuten giebt. Wenn je eine Religionspartei sich weit unter dem Volke ausbreiten könnte, so wäre es diese: so einen triftigen Grund zur Bekehrung haben wenige. Kein Glied dieser Partei thut Soldatendienste, und ist also vom Kanton (wie man hier zu Lande sagt, d. h. von der schon durch die Geburt geschehenden Enrollirung der Landeskinder) frei. Damit aber der Proselytengeist nicht zu sehr einreiße, hat die Regierung, und wie mich dünkt mit großem Recht, die Toleranz der Mennoniten dahin eingeschränkt, daß sie zwar für sich ihre Religion ungestört üben, auch ihre Kinder darin erziehen, aber sich nicht weiter verbreiten, und also schlechterdings keinen Ueberläufer annehmen dürfen. Daß die gesammte Gemeine ein gewisses Geld für die nicht geleisteten Soldatendienste entrichten muß, können Sie von selbst denken. Unter den stillen Bürgern der Friedrichsstadt giebt es hier auch einige Mennoniten. Schlesien hat hingegen die mehresten Herrenhuter und eigne Sitze für diese Partei, als Gnadenfrei u. s. w. Sie liefern nach der Hauptstadt hin, und rekrutiren sich von daher wieder. — Ob es itzt im Preußischen Mohammedaner giebt, zweifle ich. Noch unter König Friedrich Wilhelm hatten sie, wie mich dünkt — wie auch die Griechen — in Potsdam freie Religionsübung. Sonst aber giebt

es (noch außer den Juden) wohl mehrere Arten Unchriſten hier. Ich höre, daß ein Herr von A— von ſeinem Mohren verklagt iſt, als ob jener ihn hindern wolle, zur chriſtlichen Religion überzutreten. Die Sache ſcheint wohl nur ein Vorgeben des mit ſeinem Herrn ſonſt unzufriedenen Kerls zu ſein, beweiſt aber doch, daß der Kerl wohl noch ein Afrikaniſcher Heide iſt. Wenn, wie die Kirche lehrt, alle Ungetaufte Heiden ſind; ſo giebt es deren hier auch auf dieſe Art. Denn einige Schwärmer ſollen durchaus ihre Kinder nicht wollen taufen laſſen; und obgleich die Geiſtlichkeit ſich dagegen geregt hat, glaubt man doch jene nicht zwingen zu können. *)

Wenn, wie die Kirche ferner lehrt, alle Ungläubige Heiden ſind — und was Sie vielleicht wundern wird, auch proteſtantiſche Theologen, auch hieſige wiſſen gar mitleidig läſternd von neuen Heiden zu ſprechen; ach mein Freund! Die Welt iſt ſich überall gleich! — ſo iſt deren noch eine größere Menge hier. Die freiere Denkungsart nimmt itzt überall überhand, und iſt in Deutſchland ja faſt nur von hier ausgegangen. Was Wunder, daß manche helle Köpfe, und wahrhaft warme Herzen, die das Schwache, Lächerliche, Schändliche, Unſittliche, und zum Theil wirklich Gottesläſterliche des gemeinen

*) So die Anhänger des Roſenfeld. Berlin. Monatsſchrift 1783. Jan. S. 75. Sie hielten auch die Chriſten für höchſtverächtlich, ebend. S. 65 unten. A. d. H.

und Kleider, Bücher, Uhren, Geld, Gold und Silber, Waffen, Pferde, Wagen, Sättel, Zäume, Zeug, Geschirr, Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Bienen, Honig, Wachs, Getreide, Mehl, Brot, Wein, Bier, Essig, Salz, Pfeffer, Gewürze, Obst, Gemüse, Kräuter, Blumen, Bäume, Sträucher, Gras, Heu, Stroh, Holz, Kohle, Steine, Erde, Sand, Kalk, Ziegel, Glas, Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Zinn, Blei, Quecksilber, Schwefel, Salpeter, Pulver, Kugeln, Pfeile, Bogen, Armbrüste, Schwerter, Messer, Äxte, Beile, Hämmer, Zangen, Feilen, Sägen, Bohrer, Nägel, Schrauben, Nadeln, Fäden, Garn, Leinwand, Wolle, Seide, Baumwolle, Leder, Pelze, Federn, Knochen, Elfenbein, Horn, Perlen, Edelsteine, Münzen, Wechsel, Briefe, Urkunden, Siegel, Wappen, Fahnen, Standarten, Trommeln, Pfeifen, Hörner, Glocken, Lampen, Kerzen, Öl, Fackeln, Laternen, Spiegel, Brillen, Lupen, Kompasse, Karten, Globen, Bücher, Schreibzeug, Tinte, Federn, Papier, Pergament, Siegellack, Wachstafeln, Griffel, Rechentafeln, Rechenpfennige, Abakus, Waagen, Gewichte, Maße, Münzen, Geld, Gold und Silber, Edelsteine, Perlen, Elfenbein, Horn, Leder, Pelze, Federn, Knochen, Wolle, Seide, Baumwolle, Leinwand, Garn, Fäden, Nadeln, Schrauben, Nägel, Bohrer, Sägen, Feilen, Zangen, Hämmer, Beile, Äxte, Schwerter, Messer, Bogen, Armbrüste, Pfeile, Kugeln, Pulver, Salpeter, Schwefel, Quecksilber, Blei, Zinn, Messing, Kupfer, Stahl, Eisen, Glas, Ziegel, Kalk, Sand, Erde, Steine, Kohle, Holz, Stroh, Heu, Gras, Sträucher, Bäume, Blumen, Kräuter, Gemüse, Obst, Gewürze, Pfeffer, Salz, Essig, Bier, Wein, Brot, Mehl, Getreide, Wachs, Honig, Bienen, Tauben, Enten, Gänse, Hühner, Schweine, Ziegen, Schafe, Kühe, Ochsen, Geschirr, Zeug, Zäume, Sättel, Wagen, Pferde, Waffen, Silber, Gold, Geld, Münzen, Maße, Gewichte, Waagen, Abakus, Rechenpfennige, Rechentafeln, Griffel, Wachstafeln, Siegellack, Pergament, Papier, Federn, Tinte, Schreibzeug, Bücher, Globen, Karten, Kompasse, Lupen, Brillen, Spiegel, Laternen, Fackeln, Öl, Kerzen, Lampen, Glocken, Hörner, Pfeifen, Trommeln, Standarten, Fahnen, Wappen, Siegel, Urkunden, Briefe, Wechsel

ihm sein Glaubensbekenntniß abzufordern, damit man ja wisse, was er eigentlich im Herzen denke! Will er ein Jude werden; das hat kein Bedenken, er braucht nur sein Schutzgeld abzutragen, und hat die Laufbahn vor sich, Hoflifrant und Entrepreneur aller Fabriken und oberster Münzdirektor, und (der Sache obgleich nicht dem Titel nach) Minister eines Landes zu werden, dagegen hat die ganze fromme Christenheit nichts. Will er aber die große Pflicht, etwas zu glauben, — etwas, es sei was es wolle! nur was zu glauben — nicht erfüllen, will er Gott nur so anbeten, wie er ihn seiner Meinung nach selbst erkennen kann; fort mit ihm! nicht bloß abgesetzt, sondern fort mit ihm aus dem ganzen deutschen Reich! weil man leider ihn doch noch in der Welt lassen muß, da, Gott sei Dank! ein Scheiterhaufen nicht mehr so leicht und schnell und wolfeil zu bauen ist, als zu des gottseligen Calvins und des abscheulichen Servets Zeiten. Ist einer ein Geizhals, Niederträchtiger, unnatürlicher Wollüstling, hartherziger Bösewicht; er kann dabei in weltlichen und geistlichen Aemtern bleiben; kein Konsistorium, keine Justizstelle bekümmert sich darum. Weicht er aber von dem allein richtig sein sollenden Glauben ab; ja wer kann da länger in Geduld zusehen? O Deutschland, Deutschland, was werden deine Enkel im Jahre 2440 darüber sagen!

So ziemlich ist man — Dank sei es Friedrich dem Zweiten! — im Preußischen von dieser entehrenden

Bekanntmachung, betreffend Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker vom 27. Mai 1896.

Auf Grund des Gesetzes über die Besteuerung des Verbrauchs von Zucker vom 27. Mai 1896 (Reichs-Gesetzbl. S. 175) wird Folgendes bestimmt:

§ 1. Wer Zucker, Zuckerwaaren, Chocoladen, Backwaaren, Conserven, Liqueure, Schaumweine oder Obstweine herstellt, hat dies vor Beginn der Herstellung der Steuerstelle anzumelden. Die Anmeldung ist für jede Betriebsstätte gesondert zu erstatten. Sie muß enthalten:

1. Name und Wohnort des Anmeldenden,
2. Bezeichnung der Betriebsstätte,
3. Angabe der Zeit, zu welcher die Herstellung beginnen soll,
4. Angabe der Art der herzustellenden Waaren.

Wer die Herstellung einstellt, hat dies der Steuerstelle binnen 24 Stunden anzumelden.

§ 2. Wer Zucker, Zuckerwaaren, Chocoladen, Backwaaren, Conserven, Liqueure, Schaumweine oder Obstweine herstellt, hat über den Eingang und Ausgang dieser Waaren, sowie über die Vorräthe an Zucker, Zuckerwaaren, Chocoladen, Backwaaren, Conserven, Liqueuren, Schaumweinen und Obstweinen Bücher zu führen.

Die Bücher müssen enthalten:

1. Name und Wohnort des Buchführenden,
2. Bezeichnung der Betriebsstätte,
3. Angabe der Zeit, für welche die Bücher geführt werden,
4. Angabe der Art der hergestellten Waaren.

Die Bücher sind für jede Betriebsstätte gesondert zu führen. Sie sind der Steuerstelle auf Verlangen vorzulegen.

§ 3. Wer Zucker, Zuckerwaaren, Chocoladen, Backwaaren, Conserven, Liqueure, Schaumweine oder Obstweine herstellt, hat über den Eingang und Ausgang dieser Waaren, sowie über die Vorräthe an Zucker, Zuckerwaaren, Chocoladen, Backwaaren, Conserven, Liqueuren, Schaumweinen und Obstweinen Bücher zu führen.

Die Bücher müssen enthalten:

1. Name und Wohnort des Buchführenden,
2. Bezeichnung der Betriebsstätte,
3. Angabe der Zeit, für welche die Bücher geführt werden,
4. Angabe der Art der hergestellten Waaren.

Die Bücher sind für jede Betriebsstätte gesondert zu führen. Sie sind der Steuerstelle auf Verlangen vorzulegen.

bis ins Jahr 1800 Bestand hatte und von da ab in Folge der Säcularisation aufgehoben wurde. Die Kirche wurde 1803 abgebrochen, das Kloster diente bis 1806 als Kaserne, dann als Lagerhaus, bis es 1810 in Privatbesitz kam. Es ist jetzt Eigenthum der Familie Schmitz-Grollenburg.

Die Kirche des Klosters Graefenthal, welche 1803 abgebrochen wurde, war ein Bau im Uebergangsstyl, mit einem Thurm über der Vierung. Sie hatte eine Länge von 45 Metern und eine Breite von 20 Metern. Das Kloster selbst war ein stattlicher Bau, der 1806 noch 24 Mönche beherbergte. Die Kirche wurde 1803 abgebrochen, das Kloster diente bis 1806 als Kaserne, dann als Lagerhaus, bis es 1810 in Privatbesitz kam. Es ist jetzt Eigenthum der Familie Schmitz-Grollenburg.

Die Kirche des Klosters Graefenthal, welche 1803 abgebrochen wurde, war ein Bau im Uebergangsstyl, mit einem Thurm über der Vierung. Sie hatte eine Länge von 45 Metern und eine Breite von 20 Metern. Das Kloster selbst war ein stattlicher Bau, der 1806 noch 24 Mönche beherbergte.

Wo es in einer Gemeinde Brauch ist, mit Anbruch der Nacht die Glocken zu läuten, soll dies auch in der Fastenzeit geschehen. Wenn aber in einer Gemeinde Brauch ist, die Glocken nicht zu läuten, so soll man sie auch in der Fastenzeit nicht läuten.

Wo es in einer Gemeinde Brauch ist, mit Anbruch der Nacht die Glocken zu läuten, soll dies auch in der Fastenzeit geschehen. Wenn aber in einer Gemeinde Brauch ist, die Glocken nicht zu läuten, so soll man sie auch in der Fastenzeit nicht läuten.

Rs. 1,00, 0, 0 to Gopinathan Nambiar, Kuttiyadi Amsom, Kuttiyadi Desom, Vadakara Taluk, Kozhikode District, Pin 673 102, Kerala, India, Mobile 9447 974 402, Email gopinathannambiar@gmail.com, Aadhaar 4444 4444 4444, PAN ABCDE 1234 F, Bank Account 1234 5678 9012 3456, IFSC SBIN 0000 123, Bank State Bank of India, Vadakara Branch, Vadakara, Kozhikode District, Kerala, India, Pin 673 101

schrekken; doch ist solcher Eifer schon ziemlich ohnmächtig. Die orthodoxe Parthei ist bei weitem hier die schwächste; die mehrern hiesigen Geistlichen sind aufgeklärt, freidenkend und auch freimüthig. Zwar sagt mancher, der sie kennen will, (und hin und wieder giebt es auch wohl ein Exempelchen davon) daß die Herren nicht so ganz die Schwachheiten aller Vorurtheile ihres Standes abgelegt hätten. Sie hätten, sagt man, den Kreis zu eigner freier Untersuchung ziemlich weit gesteckt, und man könnte sich nach Herzenslust darinnen herumtummeln, ohne bei ihnen eine Unzufriedenheit zu erwekken. Nur über die Grenzen des Kreises selbst hielten sie eben so strenge, als wie Götze bei seinem engern Kreise Schildwache steht; und wenn einer darüber hinaus wolle, schrieen sie: Feuer! Daher käme es, daß Leute, die zu ungestörter Ruhe hier selbst großer Toleranz bedürften, gegen die Aufnahme andrer, welche die Regierung leiden will, protestirten; u. s. w. Inkonsequenz ist einmal das Loos der schwachen Sterblichen, und so mag auch etwas wahres an dieser Behauptung sein. Aber segnen muß man immer dies Land, wo die Regierung so duldend, die Mitbürger so friedlich, und die Geistlichen so wenig verfolgend sind. Welche Namen unter den letztern kennt, und verehrt nicht ganz Deutschland! Und wie wächst nicht die Verehrung, wenn man sie, so wie ich itzt, noch genauer kennt!

Drei-

Dreizehnter Brief.

Die hiesige Toleranz ist ja in Deutschland bekannt. Und was ich Ihnen überhaupt von dem Charakter der Einwohner gesagt habe, zeigt auch, daß heftige, religiöse Schwärmerei, wie wir sie leider in unserm —ischen Vaterlande tagtäglich in wilden Ausbrüchen sehen, hier nicht Statt findet. Die verschiednen Meinungen schleifen sich an einander ab, und das Gepräge jeder einzelnen wird dadurch unkenntlicher. Man ist zu sehr gewohnt, Menschen von dem entgegengesetztesten Glauben zu sehen, und da man weder physisch einen Pferdefuß an ihnen bemerkt (was ja so manches männliche und weibliche Mütterchen in unserm frommen Vaterlande im Ernst von den Ketzern glaubt) noch auch moralische Herzenstükke mehr als bei den Rechtgläubigen bei ihnen findet, so wird man mit dem Gedanken vertraut, daß sie doch nicht ganz von Gott verlassen sind. Ferner hat die frömmelnde Andacht nicht so viel schöne Muße als bei uns. Man hat hier mehr zu thun, als bloß zu spekuliren, und mancher hat mit einem Fremden schon mehrere wichtige Geschäfte geschlossen, ehe es ihm einfällt zu fragen, wes Glaubens er sei. — Schwärmerei, sagt der Verfasser der Physiognomischen Reisen, gedeihet nur im Gebirge; bloß das Klima ist Schuld, daß sie sich nie in dem flachen sandi-

gen Boden Brandenburgs in ihrer wahren Stärke gezeigt hat. Es mag etwas daran sein. Wenigstens sind die gebirgigsten Provinzen des Königs, ein Theil Schlesiens, und ein Theil Westphalens, so ziemlich mit Schwärmern bevölkert. Genug, die hiesigen Einwohner mögen dies Glük, welcher Ursach es auch sei, verdanken: wahr ists, daß sie das Glük haben, bei aller Menge Aberglaubens nicht wild fanatisch zu sein.

Daher kömmt es auch, daß die Religionsparteien hier so sehr ihr auszeichnendes Aeußerliche verlieren. Welcher nicht ganz gemeine Menschenbeobachter erkennt nicht den Unterschied der Gesichter in einer katholischen und protestantischen Kirche! Aber hier ist kaum eine Spur davon. Die Innigkeit der Physiognomie beim Murmeln der Gebete am Rosenkranz, der sonderbare Ausdruk des Gesichtes beim Auf- und Niederschlagen der Augen, das ganze sinnlich-geistliche Wesen ist auch bei den frömmsten Katholiken hier nicht zu finden. — Ich war in der Versammlung der Herrenhuter. Fast schämte ich mich meiner Neugierde. Die braune Kleidung des Geistlichen, und die Gesänge für die Brudergemeine, die ich in der Hand hielt, sagten mir, wo ich war; sonst erkannt ichs an nichts. Die Predigt war nicht schwärmerischer, und eben so langweilig, als man sie in einer Menge protestantischer Kirchen hört; auffallende Physiognomien sah ich gar nicht

um mich herum, die Andacht war nicht inbrünstiger, als bei Weltkindern, — manche Zuhörer schliefen, und manche plauderten. So wird hier alles abgeschliffen, und folglich unschädlicher.

Genug von den Religionen, einer Materie, worüber ich nie gerne spreche. — Fragen sie aber nach Religion, und ist diese: Verehrung Gottes, und Bestreben, ihm durch bessere Gesinnungen und gute Handlungen wohlgefällig zu werden; so ist hier allerdings ächte Religion. Darinn kommen alle Parteien überein, auch die wirklich Grundsätze lehren, die der reinern Moralität widerstreiten. Will man sagen: Glauben habe keinen Einfluß auf Handeln? oder: die Menschen seien nun einmal so inkonsequent? Ich denke: keines von beiden, sondern man glaubt vielmehr wirklich jene der reinen Vernunft widersprechende Grundsätze nicht. Es ist erstaunlich, wie die Menschen sich hierinn täuschen. Man bildet sich ein, zu glauben; aber im Innern des Herzens glaubt man nicht, und mancher würde erschrecken, wenn er sein Inneres sähe. Wenn man auch laut manche Sätze lehrt, zum Märtirer darüber wird, ja selbst deshalb verfolgt; so glaubt man sie dennoch oft nicht. Diese Sätze stehn immer einzeln, nur im Gedächtnißfache der Seele, da; sie hängen mit nichts zusammen, nichts hängt an ihnen; man widerspricht ihnen, wie natürlich, stündlich geradezu, ohne den geringsten Wider-

ſpruch bei ſich zu ſpüren, ohne ein Erinnern des geſunden Verſtandes, oder irgend einen Widerſtand zu fühlen.

Ich habe Ihnen ſchon von den Tugenden und von der guten Erkenntniß der hieſigen Einwohner genug geſagt. Man muß ſie darum lieben, und das wird auch das höchſte Weſen thun! Sie befolgen ja durch beides ſeine Befehle; heißt das nicht ſeine Religion üben?

(Die Fortſetzung folgt.)

12.

Aus einem Briefe vom Vorgebürge der guten Hofnung.

Den 8. Septbr. 1783.

—Ich lebe hier übrigens recht vergnügt. Man hat in der Stadt angenehme Geſellſchaften und artigen Zeitvertreib. Die hier Eingebohrnen ſcheinen mir freilich in Kenntniſſen gar weit zurük zu ſein; auch fehlt es hier völlig an Schulen und Erziehungsanſtalten. Die hieſigen Damen übertreffen die Männer daher bei weitem. Die erſtern beſitzen recht feine Lebensart. Sie ſprechen, außer dem

Hol-

Holländischen, auch alle fertig französisch und engländisch, wegen der vielen Fremden beider Nationen, die hier immer ankommen. Daß sie völlig französisch gekleidet und aufgesetzt sind, versteht sich von selbst; wohin wäre nicht diese Herrschaft Frankreichs gedrungen? Oft mögen sie ihre Haare altmodisch genug getragen haben; itzt finde ich sie aber nach dem neuesten Pariser Geschmak aufgesetzt, so wie er nemlich zu meiner Zeit in Europa war. Und dieses hat ihnen die Armee von Pondichery verschaft, bei welcher eine unglaubliche Menge von Friseurs war.

Ich bin verschiedenemale auf der Jagd gewesen; man muß dabei immer zu Pferde sein, wegen der vielen wilden Thiere, vornemlich der Tiger. Einmal stellten wir eine Hyänenjagd an. Löwen und Elephanten sieht man hier äußerst selten; sie sind tiefer im Lande hinein. Hirsche und Dammhirsche habe ich in Rudeln, von zweihundert stark, beisammen gesehn.

Seitdem der Chirurgus Riebek vor 130 Jahren zuerst diese Kolonie stiftete, hat sie sich sehr vermehrt, und ins Land hinein wohl an 300 Meilen verbreitet. Man findet auf dem Lande eine Art von Patriarchen- oder Nomadenleben, voll Gastfreiheit, und ohne Komplimente. Der Landmann (oder will man ihn Bauer nennen?) baut hier alle Arten Getreide, vorzüglich aber Weizen, welchen

ich

ich in meinem Leben nie schöner gesehen habe. Auch wird Weinbau hier viel getrieben. Der Wein von Konstantia, einem Ort zwei Meilen von der Stadt, ist in Europa berühmt genug. Der Eigenthümer dieses Grundstüks heißt Kluthe. Sonderbar klingt es, wenn man einen ehrlichen alten Bauer ganz ohne Umstände von allen Königen in Europa sprechen hört, die von seinem Weine haben wollen; in dessen Vertheilung er nach der Gunst verfährt, worin sie bei ihm stehen. Jezt wird der König von Preussen von ihm zum besten bedient, weil dieser (wie er sagt) zum höflichsten schreibt und zum richtigsten bezahlt. Auf andern Ländereien wird auch sehr guter Wein gebaut, der oft genug für ächten Konstantia nach Europa geschikt wird.

Die Leute in der Stadt gewinnen viel Geld damit, daß sie die hier anlandenden Fremden beherbergen. Diese Sitte ist so allgemein und hat so wenig Schimpfliches, daß, außer dem Gouverneur und noch ein paar andern Personen, es alle hiesige Einwohner thun. Um der Sache mehr Anstand zu geben, hat man folgende Methode erfunden, die zugleich ganz einträglich ist. Ein Schifskapitän, seine Offiziere, und andre Leute vom Stande logiren in einem Hause, frühstükken, und essen zu Mittag und Abend mit ihren Wirthen; und bezahlen bei der Abreise, jede Person, eine spanische Mat-

te

te *) für jeden Tag. Dieß ist einmal festgesetzt, niemand fragt mehr nach dem Preise, und er wird auch weder erhöht noch erniedrigt. Indeß ist dieß für die Fremden auch ganz angenehm. Man wohnt ziemlich gut, isset recht gut, genießt der Hausgesellschaft, und am Abend hat man im Hause eine Assemblee oder einen Ball, denen man als Glied der Familie beiwohnt. Man kann selbst Fremde zu Tische einladen. — Die Häuser hier sind nicht schön; doch bequem und ganz artig eingerichtet, vorzüglich aber gegen die erstaunliche Hitze die hier herrscht. Gleich beim Eintritt kömmt man in eine Art von Gallerie, wo Tische und Stühle stehn; dieß ist der Gesellschaftssaal. Dann folgt eine noch größere, wozu Mittag und Abend gegessen wird. Links und rechts sind Schlafzimmer und Wohnstuben für Fremde. Man wird hier bloß von Sklaven bedient, mehrentheils Negern. Nur der Gouverneur hat weiße Bediente. Die in den Häusern aufwartenden Sklaven sind sehr zierlich gekleidet, müssen aber alle bloße Füße tragen. Hier ist also nicht der Hut, wie im alten Rom, sondern der Strumpf oder Schuh das Zeichen der Freiheit.

13. Der

*) Eine Silbermünze, dem Ludovici zufolge, ohngefähr 1 Thlr. 3 Gr. A. d. H.

13.

Der vollständige Name des deutschen Kaisers.

An einem merkwürdigen Manne ist alles merkwürdig: so mag hier dann auch der vollständige Namen eines der merkwürdigsten Männer unserer Zeit stehen. Zwar ist ein Name eigentlich nicht charakteristisch für den, welcher ihn trägt (oder man müßte denn hierüber der Meinung des H. Walther Shandy sein) vielmehr eher für den, welcher ihn gegeben hat. Oft zeigt er auch den ganzen Stand an, wie z. B. die meisten Namen der Prinzen sich durch ihre Länge auszeichnen. Jeder, dem ich den Namen (denn es ist wirklich nur Einer) vorsage: Januarius Karl Franz Joseph Johann Baptista Anton Ferdinand Kaspar Melchior Balthasar Franz de Paula Kajetan Agnello Raimund Pasqual Zeno Julius Johann von Nepomuk, und ihn dabei frage: welcher Mensch wohl nach seiner Meinung so heißen könne? wird mir ungesäumt antworten: nur ein Fürst oder Fürstensohn; wenn er auch gleich nicht weiß, daß der zweite Prinz des Königs beider Sizilien wirklich diese Last von Namen führt. Bei andern Menschenkindern ist

diese

diese erstaunliche Länge der Vornamen abgekommen, womit sich sonst auch Privatpersonen wohl auszeichneten. So war in England zu den schwärmerischen Zeiten unter Kromwell der Fanatismus auch in die Taufnamen gekommen. Man plünderte dazu nicht bloß die genealogischen Tabellen und andre Namenverzeichnisse des alten Testaments, sondern auch Florilegia von Sprichwörtern, Sentenzen, und nahm wohl gar ganze Sprüche aus der Bibel dazu. Am berühmtesten war damals in diesem Punkt ein Engländer, dessen völliger Name so lautete: Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich ewig verdammt Barebone. Sein Vater verfehlte indessen völlig den dabei gehabten Zwek: aus dem christlichsten Namen ward der allerunchristlichste. Wer konnte die ganze Litanei hersagen? Man behalf sich mit dem letzten Worte des langen Taufnamen, und so hieß der gute Mensch immer der verdammte Barebone (damn'd B.). — Weder völlig so lang, wie der neapliſche, noch so auffallend wie der engländiſche, iſt unſers Kaiſers Namen. Indeß, da man ſo allgemein von dieſem Fürſten ſpricht, da alles an ihm, bis auf ſeinen Haarzopf beſchrieben wird; ſo mag man ja auch wohl wiſſen, wie ſein völliger Namen lautet. Wäre es auch nur, damit nicht künftig ein Geſchichtſchreiber einen

solchen Fehler begehe, als neulich ein Berlinischer Historiker begangen, der den itzigen türkischen Kaiser unter seinem ehmals unrichtig in allen Staatskalendern angenommenen Namen Achmet im J. 1776 sterben, und unter seinem richtigern Namen Abdullamihd sich selbst succedieren läßt.

Ohne weitere Vorrede: des deutschen Kaisers ganzer Name ist

Joseph Benedikt August Johann Anton Michael Adam.

Fährt er so fort, seine Größe in Aufgeklärtheit des Verstandes und Edelmuth der Gesinnungen zu suchen; so mag gern sein letzter Namen wahr werden, und Er der erste unter den besten Kaisern sein.

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Viertes Stük. April.

1.

Katulls Abschied von seiner Geliebten.

Katullchen, armer Freund! werd' endlich klüger,
Und was zusehends hin ist, laß dahin seyn.
Wohl ehmahls flossen dir die Tage heiter,
Als du noch gingst, wohin das Mädchen winkte,
Geliebt von uns, wie keine je geliebt ward.
Da gab es mancherley der Tändeleyen,
Die dir behagten, ihr nicht mißbehagten.
Da warlich flossen dir die Tage heiter.
Nun weigert sich das Ding; nun zwing' auch du dich.
Verfolge nicht, was läuft, und thu nicht kläglich.
Halt aus, halt eigensinnig aus! sey standhaft!
Nun, Mädchen, lebe wohl! Katull ist standhaft;
Sucht dich nicht auf, beschwert dich nicht mit Bitten.

Ha! das wird weh thun, wenn wir nichts mehr bitten!
15 Denk', Arge! welch ein Leben auf dich wartet:
Wer wird nun zu dir eingehn? wem du schön seyn?
Wen lieben? wessen Mädchen dich nun nennen?
Wen küssen? wem die Lippchen wiederbeißen?
Katullchen, aber du halt aus! sey standhaft.

Anmerkungen.

Dieses verliebte Strafgedicht ist im Lateinischen in einem Sylbenmaße geschrieben, welches Skazon, oder das hinkende genannt wird, und bey unserm Dichter folgendes Schema hat:

$$\begin{array}{c|c|c|c|c|c} \upsilon\,— & \upsilon\,— & \upsilon\,— & \upsilon\,— & \upsilon\,— & —\,— \\ —\,— & & —\,— & & & —\,\upsilon \end{array}$$

Im deutschen hat man den elfsylbigen jambischen Vers gewählt, welcher eine Sylbe kürzer ist, als der Skazon, und sich zu dem Tone des Stüks nicht übler zu passen scheint, als dieser.

V. 1. Katullchen, armer Freund!) Der Nahme Katullus hatte für die Römer etwas spielendes an sich; denn er klingt wie der zweite Grad ihrer Verkleinerung. Im Deutschen hat man dieses durch unsre gewöhnliche Verkleinerungssylbe zu erhalten gesucht: eine Manier, die dem Katull selbst nicht fremd ist; seinen Freund Verannius nennt er Verannlolus.

V. 9. Nun zwing' auch du dich.) Statt des verstümmelten lateinischen Halbverses: Tu quoque impote lief't man: Tu quoque impotens ne sis! — Daß impotens sehr oft unbändig oder seiner nicht mächtig heißt, ist den Lesern der Römischen Autoren bekannt.

V. 14. 15. Ha! das wird weh thun, u. s. w.) In den lateinischen Handschriften haben diese Verse einige Veränderung erlitten. Die Lesart der wir gefolgt sind, heißt:

At tu dolebis, quum rogaberis nulla,
Scelesta! rere, quae tibi manet vita.

Ramler.

2.

Ueber Barabbas Loßlassung.

Eine historisch-politische Passionsbetrachtung.

Es heißt bei den beiden Evangelisten Matthäus und Markus, der Landpfleger habe die Gewohnheit gehabt, dem Volke auf das Osterfest einen Gefangenen loszugeben; Lukas aber sagt schon, der Landpfleger habe ihm einen nach Gewohnheit des Festes losgeben müssen; und der Evangelist Johannes be-

stimmt es deutlicher, daß es nicht so wohl eine Gewohnheit des Landpflegers, als vielmehr ein Herkommen des jüdischen Volks gewesen sei, auf das Osterfest die Loslassung eines Gefangenen zu fordern. Die Rede ist also von einem Rechte des Volks, welches auch der römische Statthalter verehren mußte, und nicht von einer Gnade oder Gefälligkeit, wodurch derselbe sich etwa bei dem Volke beliebter zu machen suchte. Es ist auch hier nicht von dem Volke, was wir unter dem Namen Pöbel gedenken, sondern von einer gleichsam zum Reichstage versammleten Nation die Rede, weil dieses Recht nur auf Ostern, wo die Nation zu Jerusalem versammlet war, ausgeübet werden konnte; und so trage ich kein Bedenken, dieses Recht für das Begnadigungsrecht zu erkennen, das in andern bekannten Staaten ein Recht des Throns oder der höchsten Obrigkeit, hier aber auf eine eingeschränkte Weise dem ganzen Volke überlassen ist. Alsdann aber zeugt es von einem sehr großen politischen Plan, den die Juden in ihrer jüngsten Verfassung zum Grunde gelegt hatten.

Ueberhaupt scheint diese Nation es mit allen Regierungsformen versucht zu haben. Bald hatten sie eine priesterliche Gewalt von der Feldherrlichen getrennt; bald waren sie unter Richtern, bald unter Priestern, bald unter Königen; dann fielen sie wieder auf Priester, denen die königliche Gewalt anvertrauet war; und sie kannten auch Könige, die

zugleich

zugleich Prieſter des Herrn waren. Sie ſcheinen alſo über die Regierungsformen viel philoſophirt zu haben, wie ſie denn auch dieſe Philoſophie zu vielen großen Staatsrevolutionen verführet hatte; und man kann wohl annehmen, daß jene Gewohnheit des Volks, auf das Feſt die Loslaſſung eines Gefangenen zu fordern, das Reſultat eines überaus feinen Nachdenkens geweſen ſei. Denn man ſieht leicht, wie gefährlich es ſein würde, in einer Demokratie das Recht der Begnadigung in den Händen des Volks zu laſſen. Jedes Urtheil, das wider einen ſeiner Lieblinge ausgeſprochen werden würde, würde unvollſtrekt bleiben, und insgemein ſind die Lieblinge des Volks in der Demokratie unruhige und ſchwärmeriſche Köpfe. Aber auch eben ſo gefährlich würde es in einer Ariſtokratie ſein, den Obrigkeiten das Recht der Begnadigung zu laſſen; alle mächtige Unterdrükker des Volks würden leicht Gnade finden, und der geringſte Widerwillige unter dem Volke nach aller Strenge der Geſetze gerichtet werden. Wollte man alſo das Begnadigungsrecht nicht ganz ausſchließen: ſo mußte auf einen Mittelweg gedacht werden, und dieſer möchte darin gefunden werden, daß man dem Volke am Oſterfeſte, oder der verſammleten Nation erlaubte, jährlich einen loszubitten. Dieſes Temperament war um ſo viel feiner, je gewiſſer es iſt, daß das Begnadigungsrecht nur ſelten ausgeübt werden dürfe. Denn es iſt eine der größten politiſchen

Wahrheiten, daß die Gesetze milde und die Richter strenge sein müssen, und daß man durch die Hofnung auf Gnade niemanden reizen solle, die Gesetze zu brechen.

Zur Zeit, da Christus zum Tode verurtheilet ward, hatten die Hohenpriester und Obersten des Volks die Urtheilweisung, Pilatus als des Kaisers Richter die Bestätigung und Vollstrekkung des von ihnen gewiesenen Urtheils, und das versammlete Volk das Recht der Begnadigung. Dieses liegt klar vor Augen. Die Urtheilsweiser sagten, wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetze haben wir Christum verdammt; dieses ist die Sprache der Schöpfen. Pilatus wollte Christum retten, und versuchte es auf allerlei Weise, indem er ihn einmahl an den Richter seiner Heimath (ad forum originis vel domicilii) wo vermuthlich andre Urtheilsweiser waren, zurükschikte; ein andermahl aber, nachdem ihn Herodes dem Gerichtsstande der Ergreifung (foro apprehensionis) überließ, ihn mit dem ärgsten Mörder dem Volke vorstellete, in Hofnung, dieses würde doch nicht rasend sein, und eher einen Mörder als einen Unschuldigen losbitten. Aber der Pöbel in der Hauptstadt, der von den Hohenpriestern und Obersten seinen meisten Vortheil hatte, überschrie das versammlete Landvolk, das sonst überall für Christum war, und forderte Barabbas, wogegen Pilatus nichts weiter sagen konnte. Ihm stand also das Begnadigungsrecht so wenig

nig

nig als dem Kaiſer zu, weil er ſonſt nach ſeinen Geſinnungen darüber an letztern berichtet haben würde. Und ſo bleibt nichts übrig, als dem verſammleten Volke dieſen Theil des Majeſtätsrechts zuzulegen.

Indeſſen läugne ich nicht, daß der römiſche Statthalter mehrmals einen Verurtheilten losgegeben haben möge; wer die Macht hat, geht leicht über die Form weg. Vielleicht hatte er auch ein votum negativum. Und ſo mogte auch Pilatus jetzt etwas zum Vortheil Chriſti wagen wollen, weil die Juden Chriſtum zuletzt eines Staatsverbrechens beſchuldigten, und zu jenem ſagten: läßt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht. Aber darum bleibt es doch ein richtiger Satz, daß das Volk am Oſterfeſte das Recht hatte, die Loslaſſung eines Gefangenen zu fordern; und hiezu weiß ich keinen beſſern Grund, als obiges Temperament unterzulegen.

Zwar könnte man annehmen, daß dieſe Loslaſſung zum Andenken der Loslaſſung aus der Aegyptiſchen Sklaverei, welche auch um Oſtern erfolgte, eingeführt ſei. Man könnte weiter annehmen, daß auch das Oſterfeſt die Epoche der Befreiung aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geweſen ſei. Allein da man es nicht ſo leicht annehmen kann, daß das Volk unter ſeinen Richtern, Prieſtern und Königen ein gleiches Recht gehabt habe: ſo ſcheinet dieſes nicht wahrſcheinlich zu ſein; obgleich die Rö-

mer, welche den überwundenen Völkern ihren Gottesdienst, ihre Gesetze und ihre Gewohnheiten gern gönneten, auch in diesem Fall jenes Recht der Osterbitte verehret haben würden. Denn wäre es zum Andenken der Erlösung aus Aegypten eingeführt: so würden sich davon ältere Spuren, und wahrscheinlich auch eine mosaische Verordnung finden.

Es ist übrigens kein Volk bekannt, das auf diese Art das Begnadigungsrecht ausgeübt hatte. Burnaby erzählt von Rhode-Island, daß das dortige Volk solches an sich genommen hätte; und von andern Staaten weiß man, daß das Volk sich jedes Urtheil über Leib und Leben vorbehalten, und solchergestalt, was diese beiden Punkte anlangt, die richtende und gesetzgebende Gewalt widernatürlich vereinigt habe; so war es bei den alten Deutschen. Allein das letztere ist auf die Dauer mit gar zu vielen Umständen verknüpft; und die Justizpflege auf Rhode Island ist in schlechtem Rufe. Bloß ein solcher Plan, wie der jüdische war, konnte sich erhalten. Denn das Recht, alle Jahr einen Gefangenen los zu machen, ist ein überaus feiner und glüklicher Mittelweg, fast wie derjenige, welchen die alten Sachsen erwählet hatten, die das Recht der Begnadigung dem Kaiser einräumten, aber dem Begnadigten keinen Aufenthalt im Lande verstatteten.

J. Möser.

3.

Etwas über die Hexenprozesse in Deutschland.

Unser jetziges Zeitalter wird mit Recht das aufgeklärte genannt. Alle Wissenschaften und Künste, sind zu einem solchen Grad der Vollkommenheit gestiegen, daß man in der Geschichte kein Volk aus den ältern Zeiten wird aufstellen können, welches in allen Wissenschaften es so weit gebracht hätte, als wir.

Man werfe mir nicht ein, daß wir noch lange nicht auf dem Punkt sind, wo wir sein sollten; daß die Aufklärung in Deutschland noch lange nicht allgemein ist; daß noch manche Gegenden mit dem undurchdringlichsten Nebel der Unwissenheit und des Aberglaubens bedekt sind; daß alle Wissenschaften, wie unsere Kleider und Sitten, der Abwechselung der Mode unterworfen sind; und daß, wenn ein Irrthum und Vorurtheil überwunden und verdrängt worden, ein anderes, mehrentheils das entgegengesetzte, an seine Stelle tritt. — Alles wahr. Indessen rede ich itzt nur im allgemeinen von dem einsichtsvollesten Theil des deutschen Publikums, und betrachte die itzige Aufklärung Deutschlandes in Beziehung auf das vorhergehende Zeitalter.

Insonderheit ist die Rechtsgelehrsamkeit jetzt auf dem Wege, sich ihrer höchstmöglichen Vollkommenheit zu nähern. Gleich mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts standen Männer auf, welche alle Fächer dieser weitläuftigen Wissenschaft mit philosophischem Scharfsinn bearbeiteten, sie von den Schlakken des Aberglaubens und der Vorurtheile reinigten, die Gerichtshöfe von unnützem Zwang und Formalitäten säuberten, und die Rechtspflege einfacher, und zwekmäßiger zu machen suchten. Und wie weit ist man nicht schon hierinn gekommen!

Im ganzen schadets hierbei nicht, daß man oft aus Neuerungs- oder Nachahmungssucht zu weit gegangen ist, das Kind, wie man zu sagen pflegt, mit dem Bade ausgegossen, und auf mancherlei Weise seines Zweks verfehlt hat. Selbst diese Fehler werden lehrreich; sie führen zu Beobachtungen und Erfahrungen, auf welche man sonst nicht gekommen sein würde.

Die Welt weiß es, mit welchem Ernste jetzt in verschiedenen Staaten Europens an der Abschaffung alter, auf die jetzigen Sitten und Verfassung nicht mehr passender, und an der Einführung neuer, verständlicher, und dem Bedürfniß des Zeitalters angemessener Gesetze gearbeitet wird. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Vortheile und Verbesserungen erzählen wollte, welche die deutsche Gesetzgebung, die Rechtspflege, der Prozeß, und

über-

überhaupt die Rechtsgelehrsamkeit in unsern Tagen vor der ältern gewonnen hat. Ich darf aber nur die Hexenprozesse und die Folter nennen, um einleuchtend und überzeugend darzuthun, daß unsere Zeiten mit Recht aufgeklärt genannt zu werden verdienen.

Wenn man sich der ehemaligen gerichtlichen Verfahrungsart erinnert; wenn man die ungeheure Menge der Todesurtheile lieset, welche wegen der Hexerei, Zauberei, teuflischen Buhlerei, Geisterbannens und Schatzgrabens ergangen sind; so schaudert einem die Haut. Man durfte nur damals seinen Zeitgenossen am Verstande, am Fleiße, an Hülfsmitteln zur Erwerbung eines Vermögens überlegen sein; man durfte nur von einem Neider oder Feinde der Zauberei beschuldigt; oder von einer auf die Folter gespannten Person, entweder in der Betäubung der Schmerzen, oder auf Eingebung eines boshaften Richters oder Nachrichters, genannt werden: so ward man sogleich als ein Hexenmeister vor das Gericht geschleppt, und so lange gepeiniget, bis man Schandthaten und Laster bekannte, an die man gar nicht gedacht hatte, und bis der Scheiterhaufen dem Prozeß ein Ende machte. An vernunftmäßige Beweise eines Verbrechens ward gar nicht gedacht; und die Richter, welche der Trost und Schutz der Bürger sein sollten, legten alles Gefühl der Menschlichkeit und der gesunden Vernunft ab. Man bot alle Kräfte des Verstan-

des

des und Scharfsinns auf, um die Peinigung so quaalvoll zu machen, als nur möglich war. Wenn der Gepeinigte den Tag nach überstandener Tortur, sein erpreßtes Bekänntniß wieder zurüknahm; so wurde die Tortur so oft wiederholet, daß ihm die Lust vergieng, seine Urgicht wiederum abzuändern; und daß er vielmehr die Endigung seines Lebens als die größte Wohlthat betrachtete.

Nun — diese Hexenprozesse haben zwar ziemlich aufgehöret; nach einer Arbeit eines ganzen Jahrhunderts aufgehört. Aber — mit Betrübniß muß ichs sagen — der Aberglaube selbst ist so wenig vertilgt, daß er vielmehr seit den letzten zehn Jahren wieder neue Kräfte bekommen zu haben scheinet, und nur auf Gelegenheit wartet, um sich wieder in seiner scheuslichen Gestalt öffentlich ungestraft sehen lassen zu können. Wir sind wahrlich in Gefahr, in die vorige Barbarei und Unwissenheit zurük zu fallen, und den Ruhm der Aufklärung zu verliehren, wenn wir nicht auf unserer Hut sind. Denn es herrscht noch überall, bei Gelehrten und Ungelehrten — bei Juristen und Theologen — nicht in katholischen Ländern allein, sondern selbst mitten in protestantischen Provinzen — nicht allein in finstern entlegenen Dörfern, sondern auch in den ansehnlichsten Städten — unter dem vornehmen und geringen Pöbel — der dikste, dumaste und schändlichste Aberglaube. Mögten doch Gerichtspersonen nicht so oft von dieser Wahrheit überzeugt werden!

Mög-

Mögte man doch nicht von einer vornehmen, ehemals sehr erleuchteten Stadt, so traurige Nachrichten hören, daß man daselbst seit kurzen wiederum anfange Gespenster zu sehen und Geister zu bannen!

Die Sache gehet wahrlich weiter, als man sich vorstellet. Wenn viele richterliche Personen, auch wohl Prediger aufrichtig reden sollten; so würden sie mit dem berühmten Leiser *) sagen: Die Hexerei und Zauberei selbst ist nicht von dem Erdboden verschwunden, sondern man hört nur deshalb nichts weiter von solchen Geschichten, weil die mehresten unserer jungen Kollegen so leichtsinnig das Wesen der Zauberei verläugnen, und keine weitere Nachfrage darnach gestatten wollen. Wenn es aber nach unserer Einsicht gehen dürfte: so wollten wir bald der Welt überzeugend vor Augen legen, daß es Gespenster, Hexen, Zaubermeister, Ahndungen und Geisterbanner gäbe.

Es kränkt mich, daß ich diese, von kindischer Schwäche zeugende Worte, von einem sonst so großen verdienstvollen Manne lesen muß. Noch mehr aber, daß man in den schätzbaren Beiträgen zur juristischen Litteratur in den preußischen Staaten, in der 3ten Sammlung S. 70 u. f. eine

*) In med. ad Pand. spec. 608. med. 8.

eine Abhandlung findet, in welcher im ganzen Ernſte behauptet wird, daß ein Ermordeter nach dem Tode ſichtbar auf dieſer Welt erſcheinen, ſeinen Mörder den Hinterbliebenen angeben könne, und daß eine ſolche Angabe, in peinlichen Fällen, eine glaubwürdige Anzeige ſei. —

Wie oft kommen nicht die Betrügereien, welche durch vorgeſpiegelte Geiſterbannung und Schatzgrabung unternommen werden, noch immer zur gerichtlichen Unterſuchung? Seit dem Jahre 1780 ſind bei der Königl. Preuß. Quedlinburgſchen Erbvoigtei zwei derſelben von Wichtigkeit vorgefallen. Iſt gleich von Seiten derjenigen, welche die Betrügerei ſpielen, ſelten einer, welcher ſolche Poſſen für wahr hält; ſo ſind doch alle die Elenden, welche auf ſolche Art reich werden wollen, von dieſem Wahn verblendet.

Wenn katholiſche Chriſten ſich von den Thorheiten, welche beim Schatzgraben getrieben werden, verblenden laſſen; ſo iſts ihnen leichter zu verzeihen. Denn der Geiſterbeſchwörer muß, nach der Legende, ein katholiſcher Ordensgeiſtlicher ſein; die Schätze müſſen ferner durch Leſung der Meſſen in katholiſchen Klöſtern, und durch die dafür zu bezahlenden Gelder, gelöſet werden, wie es in der Sprache dieſer Betrüger heißt. Wenn aber ein Proteſtant das Gebet eines katholiſchen Prieſters für kräftiger hält, als das Gebet

eines

eines protestantischen Pfarrers: was sind das für Religionsbegriffe! Welcher Unsinn!

Noch mehr! Ist wohl auf dem ganzen Harze eine Stadt, ein Dorf, ein Bergwerk, in welchem nicht die Erscheinung eines Berggeistes, die Kraft der Wünschelruthe, die Geisterbannung und Hebung unterirrdischer Schätze, die Kobolde, Gespenster und alle dergleichen Dinge, noch itzt von dem größten Theil geglaubt werden? Ist wohl eine protestantische Stadt in ganz Deutschland, in welcher der Aberglaube dieser Art ganz vertilgt wäre?

Zu diesen Betrachtungen veranlaßten mich die bei der hiesigen Königl. Preuß. Erbvogtei noch vorhandenen Hexenakten, aus denen ich einige Auszüge gemacht, um das Lächerliche und Schrekliche des Trotz allen Bemühungen denkender Köpfe dennoch noch nicht ganz vertilgten Aberglaubens desto auffallender und glaubwürdiger darzustellen. Nie war mir die erstaunliche Anzahl der Hexenprozesse, welche sonst die Gerichtshöfe beschäftigten, so auffallend. Voltäre sagt, daß seit der Zeit, da der Pabst Gregor der heilige das unsinnige Gesetz der Römer in die Christenheit eingeführt, daß die Hexen und Zauberer verbrannt werden sollen, Ein hundert tausend Menschen unschuldigerweise als Hexenmeister wären verbrannt worden. Dieß ist noch viel zu wenig gesagt. Wir wollen eine nähere Untersuchung darüber anstellen.

Ich

Ich habe aus dem Zeitraume vom Jahre 1569 bis 1598, also in ungefähr 30 Jahren, einige dreißig Auszüge *) von Hexenprozessen gemacht, welche mit dem Scheiterhaufen geendiget sind. Man denke nicht, daß weiter keine, als die hier genannten Personen in diesem Zeitraume allhier hingerichtet wären. Ich glaube, daß die Anzahl derselben sich mehr als noch einmal so hoch belaufe. Denn in diesem Zeitraume sind in unserm Aktenverzeichniß viele Akten angeführt, die nicht mehr aufzufinden sind. Es sind ferner in den vorhandenen Akten einige Personen genannt, welche der Hexerei wegen allhier hingerichtet sind; und doch sind diese Akten in dem aufgenommenen Aktenverzeichniß nicht zu finden. Die Ursach davon ist bald zu finden. Unser Aktenverzeichniß ist erst im Jahre 1700 verfertigt worden, als die Freischußgerechtigkeit des hiesigen Stifts, und mit derselben die peinliche Gerichtsbarkeit, von Kursachsen an Kurbrandenburg abgetreten wurde. In den vorigen Zeiten hat man die Akten nicht so sorgfältig verwahret, noch ein so genaues Verzeichniß darüber aufgenommen, als in den neuern Zeiten. Vielleicht hat man auch oft in ältern Zeiten von dem ganzen Prozesse gar nichts zu Papier gebracht.

Ich

*) Wir werden im nächsten Stük einige derselben liefern. A. d. H.

Ich will daher nur annehmen, daß in dem genannten Zeitraume von 30 Jahren zum wenigsten 40 Personen durchs Feuer als Hexen hingerichtet sind; ob ich gleich glaube, daß ich, ohne die Sache zu übertreiben, 60 annehmen könnte. Nach diesem Verhältniß würden nun in jedem Jahrhunderte allhier in Quedlinburg ungefähr 133 Personen als Hexen verbrannt worden sein. Denn man kann sicher voraussetzen, daß, je finsterer und unwissender die Zeiten; desto wütender und geschäftiger die Leute gewesen sind, die Teufelskünste aufzusuchen, um sich durch die Hinrichtung der vermeinten Hexen ein erbauliches Schauspiel zu machen. Seit der Zeit also, da Quedlinburg, mit Inbegriff der dazu gehörigen Ländereien, einen eigenen Staat ausgemacht hat, sind allhier in einem Zeitraume von 650 Jahren, wenigstens 866 Menschen um der Hexerei willen, zum Scheiterhaufen geführet.

Um in unserer Untersuchung weiter zu gehen, müssen wir uns zuvor erinnern, daß die Sachsen schon im 6ten Jahrhunderte angefangen haben, die vermeinten Hexen zu verbrennen. Diesen Gebrauch haben sie von den Franken angenommen. *) Die Franken aber haben denselben anstrei-

tig,

*) Leyser. l. c. Sp. 608. med. 14. seq. Vielleicht ist dieser Gebrauch noch weit älter; es fehlet uns nur an schriftlichen Zeugnissen von dieser Sache.

tig, bei der Einführung der christlichen Religion, von den Römern erhalten. Denn daß die Römer auch schon vor der Einführung der christlichen Lehre, Zauberei, oder eine durch Hülfe feindseliger Götter, vermittelst Absingung gewisser Lieder, oder durch andere geheimnißvolle Künste hervorgebrachte Beschädigung der Früchte, Thiere und Menschen geglaubt haben, erhellet schon aus den Gesetzen der 12 Tafeln. Es läßt sich auch erweisen, daß dies Volk schon die Verbrecher von dieser Art mit dem Feuer bestraft habe. *) Indessen ist so viel gewiß, daß der Pabst Gregor der Große oder der Heilige sich in dem 6ten Jahrhunderte damit den Namen des Heiligen erworben hat, daß er seinem heiligen Grimm wider die Teufelskünstler und Hexenmeister Raum gegeben, **) und die Strafe des Scheiterhaufens wider sie verordnet hat. — Ich rede hier von dem Ursprung der Strafe des Verbrennens. Denn der Aberglaube von Hexen und Hexenmeistern ist auch in Deutschland älter, als die christliche Religion. Schon das Salische Gesetz erwähnt im 22ten Titel der Hexerei und Zauberei, und bestimmt darauf eine Geldbuße. Ueberhaupt hat man die Bemerkung gemacht, daß, je wilder und roher die Völkerschaften angetroffen werden: sie desto geneigter sind, unbegreifliche, verborgene Künste

*) l. 3. de LL. et C. de maleficis et mathematicis
**) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. cap. 8. et 10. cfr. Sept. Decr. L. 5. tit. 12. cap. 3 et 5.

Künſte, und folglich auch Hexereien und dergleichen Fratzen zu glauben.

Ich komme auf meine Berechnung zurük. Es iſt gewiß, daß man in dem römiſchen Staate ſchon vor dem 3ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung angefangen hat, die Hexen und Zauberer zu verbrennen; daß aber dieſer Gebrauch ſich erſt mit dem 6ten Jahrhunderte nach Deutſchland gewandt hat. Und von dieſem letztern Zeitpunkt wollen wir unſere Berechnung anheben, und damit bis zum 18ten Jahrhunderte fortgehen. Geſetzt auch, daß in den erſten Jahrhunderten nicht ſo häufig gemordet und gebraten worden; ſo erſetzen doch die in den letzten Zeiten weit häufiger vorkommenden Todesurtheile, als in meiner Berechnung zum Grunde gelegt worden, dasjenige überflüßig, was in jenen etwa fehlen mögte.

Es iſt mehr, als wahrſcheinlich: je näher nach Rom; deſto mehr Hexenprozeſſe. Denn ſeit der Zeit, daß der Pabſt Gregor das heidniſche Geſetz der Römer, die Hexen mit Feuer zu vertilgen, in die chriſtliche Religion aufnahm, und in heiliger Begeiſterung zwei vornehme Senatoren in Rom als Hexenmeiſter verbrennen ließ, bildeten ſich alle Prieſter nach ihrem untrüglichen Oberhaupte, und man ſah nun allenthalben Scheiterhaufen anzünden, um die Hexen darauf zu braten. Die Geiſtlichen hatten die größte Gewalt in Händen, und drangen auf die Vertilgung der Hexen mit deſto

größerm Eifer, je mehr sie sich dadurch einen Einfluß in die Gerichte verschaffen konnten. Die Richter ermangelten auch nicht, auf die Hexen fleißig Jagd zu machen. Außerdem, daß sie sich hiedurch die Gunst der Geistlichen erwarben, und ihnen selbst auch dies Geschäft aus religiösen Bewegungsgründen wichtig war, gewannen sie dadurch die herrlichsten Einkünfte. Die Güter der zum Tode verurtheilten Hexen fielen dem Richter in die Hände; *) und es müßte schlecht gewesen sein, wenn nicht, auch bei dem geringsten Hexenprozeß, die Sporteln hätten bezahlt werden können.

In Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien und England, und überhaupt in dem Theile Europens, welcher seit dem Ausgang des 6ten Jahrhunderts sich zur christlichen Religion bekannt hat, sind wenigstens 71 Millionen Einwohner anzunehmen. Wenn nun in einem so kleinen Bezirk Deutschlandes, welcher kaum 11 bis 12000 Menschen fasset, in Einem Jahrhunderte auf 133 Personen als Hexen hingerichtet sind; so beträgt dieses in der ganzen christlichen Kirche auf jedes Jahrhundert 858,454, und auf den von mir bezeichneten Zeitraum von 11 Jahrhunderten neun Millionen vierhundert zwei und vierzig tausend neunhundert vier und neunzig Menschen.

Wollte ich die unglüklichen Schlachtopfer mitzählen, welche theils vorher, nämlich vom dritten bis

*) Goldast von der Konfiskation der Hexengüter.

bis zum sechsten Jahrhundert, theils nachher, nämlich noch in dem gegenwärtigem Jahrhunderte, theils im übrigen Europa, als Polen, Schweden, Dännemark ꝛc. auf eben diese Weise hingerichtet sind; so könnte ich diese Berechnung noch weit höher treiben.

Man hat sonst dafür gehalten, daß der Pabst Innozenz der 8te der Urheber der Hexenprozesse in Deutschland sei. Es ist zwar richtig, daß dieser lasterhafte und herrschsüchtige Pabst am 5ten Dezember 1484 die berüchtigte Bulle erlassen hat, wodurch Jakob Sprenger, Johann Gremper, und einige Notarien, unter der Aufsicht des Bischofs zu Straßburg den Auftrag erhielten, in Deutschland die Hexenprozesse wider alle Personen, wes Standes und Würden sie sein möchten, aufs eifrigste zu betreiben. Aber keinesweges ist hierdurch der Hexenprozeß zuerst in Deutschland eingeführt worden. Diese Plage der christlichen Völker hat der Pabst Gregor der Heilige erfunden, wie ich schon vorhin angeführt habe. Man werfe nur einen Blik in jene berüchtigte Urkunde, und man wird sogleich daraus ersehen, daß damals in Deutschland schon einiges Licht aufgehen wollte; daß die klügsten unter den Priestern schon angefangen hatten, die Lehre von den Teufeln und ihren unseligen fürchterlichen Wirkungen auf die Körperwelt zu bestreiten; daß sie die Thorheit und Grausamkeit der schon lange vorhandnen Hexenprozesse einsehen lernten; daß die Rich-

ter schon aufhörten, die Hexen und Zauberer so heftig, als zuvor, zu verfolgen, daß man auf dem Wege war, die Rechte der gesunden Vernunft wieder herzustellen, und von den grausamen Ermordungen seiner Brüder abzustehen; daß aber der Pabst Innozenz der achte diese Aufklärung *) sehr übel empfand, und daher wieder die bisherige Nachlässigkeit der Priester und Richter heftig eiferte, die strengste Verfolgung der Hexen, unter Bedrohung des Banns und göttlicher ewiger Strafen, ernstlich anbefahl, und sich unter dem Deknantel der Religion, eine solche tyrannische Gerichtsbarkeit über alle Bewohner Deutschlandes anmaßete, welche auch selbst die mächtigsten Fürsten zittern machte. Denn bei der zunehmenden Einsicht und Aufklärung des deutschen Publikums fand der heilige Vater seine Rechnung nicht.

Zu verwundern ist es allerdings, daß unser guter Luther die unvernünftige und heidnische Grille von Zauberei, von Gespenstern, und der Macht des Satans in sein Glaubensbekäntniß mit aufnahm. Es sind von ihm verschiedene Gespenstergeschichtchen bekannt;

*) Dahin gehören die Worte: tamen nonnulli clerici et laici illarum partium — näml. in Deutschland — *quaerentes plura sapere, quam oporteat* — Deutlicher konnte nun wohl dieser Barbar nicht eingestehen, daß die deutschen Priester und Richter klüger geworden wären, als ihm lieb war, und als sie sein sollten.

bekannt; insonderheit die, wo er zu Eisleben einem Teufel das Tintenfaß nach dem Kopf geworfen hat. Diejenige ist aber am wenigsten zu seinem Ruhme, als ihm ein Pfarrer vom Lande meldete, es sei ein Weib in seinem Dorfe gestorben, welches sich im Grabe selbst auffräße, und davon stürben alle Leute im Dorfe; mit der Anfrage: wie er sich dabei zu verhalten habe? Luther gab ihm zur Antwort: das wäre nichts weiter, als des Teufels Bosheit und Betrügerei, der Teufel wolle kurzum gefürchtet, geehret und angebetet sein, wie Gott; er könne also nicht leiden, daß man ihn verachte; man solle daher nicht glauben, daß es ein Gespenst oder Seele sei, sondern der Teufel selbst; darum solle man in die Kirche zusammen gehen, und Gott bitten, er wolle ihnen ihre Sünde vergeben um Christi willen, und dem Teufel wehren. *) Albern genug! Wenn aber im Jahre 1779 in Westpreußen, und 1783 in Glarus noch Hexenprozesse vorkommen: dies ist freilich noch schändlicher!

Quedlinburg den 19ten Nov. 1783.

G. C. Voigt.

*) Hauber in bibl. mag. Th. 3. S. 794 u. 795.

4.

Ueber Denk- und Drukfreiheit.

An Fürsten, Minister, und Schriftsteller.

Seit einiger Zeit haben die Klagen auf der einen Seite über Mißbrauch, auf der andern über Einschränkung der Drukfreiheit so überhand genommen, daß Betrachtungen, welche diesen Gegenstand betreffen, wohl zu keiner gelegenern Zeit kommen können, als eben jetzt. — Man müßte weit ausholen, wenn man das, was hierüber zu sagen ist, aus seinen ersten Gründen herleiten wollte. Ein Schriftsteller, der dieses unternähme, würde viele Leser, die seinen Scharfsinn bewunderten, aber diese dennoch Auswege finden, auf welchem jeder von ihnen seine besondere Meinung retten könnte. Was mich betrift, so wünschte ich, meine Leser einer Meinung geneigt zu machen, welche zwar aus den ersten Grundsätzen des Naturrechts fließt, und weniger in der Theorie bezweifelt, als bei der Anwendung schikanirt werden kann, die aber eben deswegen mehr durch lebendige Darstellung ihrer Folgen, als durch Entwikkelung ihrer ersten Grundsätze sicher gestellt wird.

Der Preußen Friedrich befindet sich beinahe seit einem halben Jahrhunderte im Besitz, auf seine Zeitgenossen durch seine Schriften, noch mehr aber

durch

durch sein Beispiel zu wirken. Ich überlasse den Geschichtforschern, den Einfluß zu bemerken, den seine Handlungsweise auf das Staatsrecht, die Regierungskunst, die Philosophie, und die Sitten seines Jahrhunderts gehabt hat, und noch haben wird. Zu meinem Zwekke aber kann, wie ich glaube, nichts dienlicher sein, als wenn ich das, was Friedrich über diesen Gegenstand gedacht, und gesagt hat, sammle, und den Lesern vorlege. Ich kann mich freilich nicht rühmen, von ihm besondere Offenbarungen empfangen zu haben. Nur aus seinen Schriften, welche jedermann vor Augen liegen, kann ich das hiehergehörige ausziehn. Eben deswegen werde ich zwar der Verbindung wegen Sätze einschieben, und auch entferntere Gedanken aufnehmen müssen, damit ich sein Sistem gleichsam aus seinem Keimen entwikkeln könne; denn ich bin im Stande, alles, was ich ihm in den Mund legen werde, wo nicht durch Worte des Schriftstellers, doch durch Thaten des Königs zu belegen. Allein so wenig ich den Vorwurf zu besorgen habe, als ob ich meine Gedanken unter Friedrichs Gepräge ausböte, so sehr muß ich fürchten, daß mein Gepräge seine Gedanken unkennbar machen dürfte. — Ich bitte daher die Leser, ihre Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen, und das, was meinem Vortrage an Würde und Leben fehlen möchte, hinzuzudenken. Man stelle sich den jungen Monarchen vor, wie er nach den ersten Augenblikken der angetretenen Re-

gierung in seinem einsamen Kabinet seine Gedanken sammlet, und in folgendes Selbstgespräch ausbricht:

"Ich habe nun den Zügel gefaßt, durch welchen "eine Menge zerstreuter Völker in einem Geleise "fortgeführt werden sollen. Mit der Peitsche eines "Nero könnte ich sie wie Thiere vor mir hertreiben. "Und doch sind es Menschen *) — Menschen, wie "ich — geboren, angenehme Tage zu leben — fähig, Leibnitze und Wolfe hervorzubringen — bestimmt, die Würde der Menschheit zu fühlen — "gewohnt, Macht auf Ordnung gestützt zu ehren — "geneigt, Liebe mit Liebe zu vergelten. Aber bin "ich nicht König? Sind die Könige nicht Hirten "der Völker, und also diese ihre Heerden? Wohl "mir, daß ich meine und ihre Bestimmung besser "kenne! **) Haben wir nicht alle ein gleiches Recht "auf

*) Ainsi tous ces humains, dont la terre fourmille,
Sont fils d'un même pere & font une famille;
Et malgré tout l'orgueil que donne Votre rang
Ils sont nés Vos égaux, ils sont de Votre sang.
Ouvrez toujours le coeur à leur plainte importune,
Et couvrez leur misere avec Votre fortune.
Voulez-Vous en effet paroître aus dessus d'eux,
Montrez Vous plus humains plus doux & vertueux.
(Poesies diverses.)

**) Mais du pouvoir des Rois connoissons l'origine.
Pensez-Vous qu'élévés par une main divine,
Leur peuple, leur état leur ait été commis,
Comme un troupeau stupide à leurs ordres soumis?

Pour faire des heureux Vous occupez l'empire!
(Poes. div.)

"auf Glükſeligkeit? Iſt der Ueberfluß des Reichen nicht ein nothwendiges Opfer, welches er dem Mangel des Armen darbringen muß? Legt mir mein höherer Stand, mein königlich Amt nicht die Pflicht auf, ſanfter, wohlthätiger, tugendhafter, mit einem Worte, menſchlicher zu ſein als ſie? — Man ſagt, die Menſchen wären undankbare Beſtien, ſie kröchen zu unſern Füßen, krümmten und wänden ſich, lekten und ſchmeichelten; und ehe man es ſich verſähe, ſchnappten ſie dem, der ihnen Futter darreiche, nach der Hand. Und was kann man Anders von ihnen erwarten, wenn man ſie vergeſſen lehrt, was ſie ſind, wenn man ſie wie Thiere bändiget, nicht wie Menſchen regiert? Zwar muß der Unwürdige, in welchem der Funken des göttlichen Urſprungs, das ganze Gefühl von der Würde der Menſchheit erſtikt worden, durch Strenge in ſeinen Schranken gehalten werden; aber der Fürſt, der bloß durch Furcht herrſchen will, verwandelt ſeine Unterthanen in niederträchtige Sklaven; vergebens wird er edle Thaten von ihnen erwarten. Alle ihre Handlungen haben das Gepräge ihres niedrigen Charakters an ſich. *) Vergebens wird er durch große Thaten

nach

*) Je ne nie point qu'il n'y ait des hommes ingrats & diſſimulés dans le monde, je ne nie point que la ſévérité ne ſoit dans quelques momens très utile; mais j'avance que tout Roi, dont la Politique n'aura pour but que de ſe faire craindre, regnera ſur des

"nach Ehre streben. Er wird bei aller seiner Mühe
"nur den Ruf eines geschikten Zuchtmeisters davon
"tragen, und kein Genie erwekken, welches fähig
"wäre, die Strahlen seines Thrones wie in einem
"Spiegel zu sammlen, und dem Auge der Nach-
"welt zu zeigen. Was mich betrift, so wünsche ich
"ein edles, kühnes, freidenkendes Volk zu beherr-
"schen, ein Volk, das Macht und Freiheit hätte,
"zu denken und zu handeln, zu schreiben und zu
"sprechen, zu siegen oder zu sterben. Mögen sie
"doch zuweilen die ihnen gegebene Freiheit mißbrau-
"chen, meine besten Thaten zu verkleinern! Ich
"bin desto sichrer vor dem niedrigen Geschmeiß der
"Schmeichler, und lerne die göttliche Kunst zu ver-
"zeihen. Wer diese nicht besitzt, ist des Thrones un-
"würdig. *)

"Men-

des lâches & sur des esclaves, & qu'il ne pourra point s'attendre à de grandes actions de ses sujets. Car tout ce qui s'est fait par crainte & par timidité, en a toujours porté le caractere.

(Anti-Machiavel.)

*) Quel que soit le pouvoir qui Vous tombe en partage,
Que le bien des humains soit toujours Votre ouvrage;
Et plus ils sont ingrats, plus soyez généreux.
C'est un plaisir divin de faire des heureux.
Surtout n'abusez point d'une vaste puissance,
Et n'écoutez jamais la voix de la vengeance.
Qui ne peut se dompter, qui ne peut pardonner,
Est indigne du rang qui l'apelle à regner.

Quoi!

"Menſchen glüklich zu machen, iſt das glükliche "Loos der Gottheit, und ſoll, ſo weit menſchliche "Kräfte es erlauben, auch das meinige werden. "Aber wodurch kann ich mein Volk glüklich, meine "Regierung wohlthätig, meinen Namen unſterb- "lich machen? — Was macht die eigentliche Stär- "ke der Staaten aus? Iſt es der weite Umfang "des Gebiets, zu deſſen Vertheidigung ein zahlrei- "ches Heer erfordert wird? oder der durch Hand- "lung, und Künſte beſtändig anwachſende Reich- "thum; welcher nur alsdann nüzlich wird, wenn "man ihn wohl anzulegen weiß? oder endlich die "Menge der Unterthanen, die ſich ohne Anführer "ſelbſt zu Grunde richten würde? Nein, alle dieſe "Gegenſtände ſind gleichſam nur rohe Materialien, "die nur alsdann Werth und Anſehn erhalten, wenn "ſie von einer klugen und geſchikten Hand bearbei- "tet werden. Die wahre Macht eines Landes be- "ſteht allein in den großen Männern, welche die "Natur daſelbſt zu rechter Zeit geboren werden "läßt. *)

"Alſo

Quoi! je voudrois devoir mon nom & mon merite
Au caprice inconſtant d'une foule ſéduite,
Et n'être vertueux que pour me voir louer?
Que le monde me blâme ou daigne m'avouer!
Je ris de ſon encens qui ſ'envole en fumée,
Et du peuple inſenſé qui fait la renommée.
(Poeſ. div.)

*) Qu'eſt-ce qui fait la force des Etats? Sont-ce des limtes étendues auxquelles il faut des défenſeurs? Sont-

"Also das Genie muß ich wekken, dem For-
"schungsgeist Nahrung und den Talenten freies
"Spiel verschaffen. Noch ahnden meine Völker
"nicht die Hälfte dessen, was aus ihnen werden
"wird. Sie merken wohl, daß sie nicht bloß darum
"empfinden und denken, um weißes und schwarzes
"Brot von einander unterscheiden zu können. Sie
"würden frei denken, wenn sie dürften, sie würden
"Shaftesburys und Lockes unter sich haben, wenn
"sie sich unterständen, es zu sein — vielleicht auch
"Montesquieus und Voltaires, wenn sie es unge-
"straft sein könnten. Sie sollten existiren dürfen,
"und nicht denken? — Athem holen, und ihre Ge-
"danken nicht mittheilen? Warum schmachten die
"Nachkommen der Weltbeherrscher bei den Ruinen
"ihrer Vorfahren in Verachtung und Armuth? Ist
"es nicht darum, weil ihr ohnmächtiger Tyrann
"über Handlungen und Gedanken, Besitzthümer
"und Meinungen, Stand und Gewissen gleich un-
"umschränkt herrschen will?

"Warum

Sont-ce des richesses accumulées par le commerce & l'industrie, qui ne deviennent utiles que par leur bon emploi. Sont-ce des peuples nombreux, qui se détruiroient eux-mêmes s'ils manquoient de conducteurs? Non, ces objets sont des matériaux bruts qui n'acquierent de prix & de consideration qu'autant que la sagesse & l'habileté savent les mettre en oeuvre. La force des Etats consiste dans les grands hommes que la Nature y fait naître à propos. (Eloge du Prince Henri.)

"Warum versinkt jenes zu allen Zeiten berühm-
"te Volk, vor dessen Namen, begleitet durch den
"Donner seines Geschützes, beide Hemisphären er-
"bebten, nach der Eroberung einer halben Welt in
"eine tödtliche Ohnmacht? Warum können die
"Schätze beider Indien, und zwei Meere, auf wel-
"chen sich andere Völker bereichern, seiner täglich
"zunehmenden Armuth nicht abhelfen? — Woher der
"Verfall des an der äussersten Spitze Europens, von
"dem großen Weltmeere bespülten, und durch die
"Verfolgung der Andersdenkenden so berüchtigten
"Reichs? Warum muß auch die wenige Mühe sei-
"ner trägen, aber rechtgläubigen Einwohner jene
"stolzen Ketzer bereichern, welche sich durch Ausbil-
"dung ihrer Talente die halbe Welt zinsbar gemacht
"haben? — Warum wurde den protestantischen Pro-
"vinzen Deutschlands bei einer geringern Frucht-
"barkeit ein größerer Wohlstand zu Theil? — Wo-
"her der Vorzug an Macht, Einfluß, und Ehre,
"welcher Frankreich vor den übrigen katholischen
"Staaten auszeichnet? — — Alles unerklärlich,
"wenn man nicht den Widerstand der Trägheit be-
"rechnet, wodurch Aberglauben, geistlicher Despo-
"tismus und Unduldsamkeit der Entwikkelung der
"Talente, der Erfindsamkeit, und dem natürlichen
"Triebe des Menschen, seine Thätigkeit zu äußern,
"entgegen wirken; wenn man vergißt, mit welchem
"Eifer Frankreichs Parlemente gegen die Hierar-
"chie kämpften, und wenn man nicht weiß, wie

"sehr

"ſehr die Freiheit zu denken Geiſt und Herz erhebt,
"und zu eben ſo großen, als wohl überlegten Un-
"ternehmungen geſchikt macht.

"Auf der einen Seite ſehe ich Völker, welche
"nicht über den Kreis hinwegſehen dürfen, den der
"Zauberſtab ihrer Prieſter um ſie herumgezogen hat;
"ſcheu zittern ſie vor jedem Gedanken zurük, der
"unter dem geiſtlichen Stempel nicht zu gangbarer
"Münze umgeprägt worden. Sie dürfen nicht
"fragen: Was iſt Wahrheit? ſondern nur: Was
"haben unſre Aeltern für Wahrheit gehalten? So
"gewöhnte Menſchen unterſtehen ſich nicht, ihren
"Bogen anders zu ſpannen als ihre Väter, oder
"ihrem Hausrath eine Geſtalt zu geben, welche ſie
"nicht ſchon im großmütterlichen Nachlaß zu bemer-
"ken Gelegenheit gehabt hatten. So verſinken ſie
"aus Dummheit in Trägheit, und überliefern ihre
"Schätze denen, die ſie haſſen, um ſich dafür von
"ihnen verachten zu laſſen. — Umſonſt ermuntert
"man ſie zum Kunſtfleiß, oder ſucht geſchiktere Aus-
"länder der Nation einzuverleiben. Man will ei-
"nen hanfnen Faden wie eine Stahlfeder ſpannen,
"und läßt den eingepfropften Zweig mit dem Stam-
"me verdorren.

"Betrachte ich auf der andern Seite jene glük-
"lichen Völker, deren Geiſt ſich über die Vorur-
"theile finſterer Zeiten erhoben, welche den Ster-
"nen Geſetze vorgeſchrieben, den Geburtsort der
"Winde ausgekundſchaftet, die Luft gewogen, die

"Natur

"Natur gebändigt, und die Erde an beiden Polen "eingedrükt haben; *) so sehe ich sie auch mit rast- "loser Thätigkeit immer neue Erwerbungsmittel er- "finden, und den Reichthum aller Welttheile unter "ihren Händen wuchern. Der gute Geschmak ver- "doppelt den Werth ihrer Arbeiten, und ihre Ideen "herrschen gleich unumschränkt am glänzenden Hofe, "und in der staubigten Schule.

"Auch über meine Unterthanen soll die Morgen- "genröthe der Philosophie, und des guten Ge- "schmakkes aufgehn. Sie sollen die Fesseln des Aber- "glaubens abwerfen. Herrschsüchtige Priester sol- "len ihre Freiheit zu denken, nicht einschränken. "Keine Religion soll herrschen. Alle Glaubensmei- "nungen sollen mit gleicher Freiheit vorgetragen "werden. Wenn es nur eine einzige Religion in "der Welt gäbe, so würde sie stolz und unum- "schränkt gebieten. Jeder Geistliche wäre ein Ty- "rann, welcher eben so viel Strenge gegen die un- "schul-

*) Par un dernier effort la raiſon fit parôitre
Ces ſublimes devins des myſteres des Dieux;
C'eſt par leur ſoin que l'homme aprend à les connôitre.
Ils éclairent la Terre, ils liſent dans les Cieux;
Les Aſtres ſont décrits dans leurs obliques courſes,
Les torrents découverts dans leurs ſubtiles tourees.
Ils ont ſuivi les vents, ils ont péſé les airs;
Ils domptent la nature;
Ils fixent la figure
De ce vaſte Univers. (Poeſ. div.)

„Mehrere Meinungen, die Wahrheit stets mit Verdacht und Haß verfolgt haben. Die Meinung, daß die Aufklärung, die Ideen, gemeinschaftlichen Sinn, Menschenliebe, und die Humanität, unter den Menschen verbreiten, gefährlich sey, und daß sie Unruhen, Empörungen und Revolutionen erregen.

Dadurch, daß man meinen Namen mit meinen, mit Empörung, mit Unruhen, Meinungen und andern Ausdrücken verbindet, die Mißvergnügen und Verachtung erregen, suchte man mich, meine Grundsätze, meine Absicht und meine Person verhaßt zu machen. Ich habe mich bemüht, diesen Verläumdungen durch Ruhe und Gelassenheit zu begegnen, und durch Vorstellungen, die ich mit Wahrheit und Bescheidenheit, ohne mich durch meine Leidenschaften

---

1) Ich habe mich bemüht, diesen Verläumdungen durch Ruhe und Gelassenheit zu begegnen, und durch Vorstellungen, die ich mit Wahrheit und Bescheidenheit, ohne mich durch meine Leidenschaften hinreißen zu lassen, machte, meine Absicht zu rechtfertigen. Ich habe mich bemüht, meine Grundsätze, meine Absicht und meine Person gegen diese Verläumdungen zu vertheid

„Verfahren, nicht als ob er verwerflich, verabscheuungswürdig wäre.

„Wiewohl aber der vorhergehenden Meinungen der Philosophen noch keine Zweydeutigkeit übrig bleibet, so scheinet doch, daß sie in einigen Punkten zu weitläuftig, und also sey man allerdings gehalten, sie zu verkürzen, und zu dem Ende, nach der allgemeinen Regel, die Mittelmäßigkeit zu erwählen.

„Es scheinet demnach, daß man gut thun würde, den Herrn Grafen Wallerstein Beyfall, und das Urtheil der Gesellschaft, über den Herrn Professor B. Ch. Mi. welche Gutachten zum Behufe der Akademie der Künste, und Wissenschaften, über die Frage: ob es nicht rathsam wäre, die Gesellschaft der Freymaurer in Bayern zum Wiederaufleben zu bringen, beliebet hat, anzuhören. Wer anbringen wird, daß diese Gesellschaft so viele, und so schwere Laster, Thaten meine Ehr, die Religion, und den Staat, in Gefahr setzen, und die Gemüther der Regenten, besonders, bey Hofe, so sehr einnehmen, daß sie nicht Ursache sind, daß sie nicht Ursache sind, daß sie nicht Ursache sind

gen Zustand, worein ihr es versetzt, zu erkennen geben möchte. Doch habt ihr dieses so leicht nicht zu besorgen. Denn es geschieht eben so selten, daß gedrükte Völker ihren Tyrannen, als daß lastbare Thiere ihren Reutern Gegenvorstellungen machen. Wenn sich aber das Wunder zuträgt, so ist es gleich wohlthätig für Bileam und seinen Esel, für den Fürsten und sein Volk.

Wenn Ihr freilich eure, und eurer Diener und Lieblinge hohe Person für den Staat haltet; so habt ihr Recht, alle Schriften, worin über eure Maaßregeln geurtheilt wird, als Schriften gegen den Staat zu verwerfen. — Nicht so Friedrich, der auf die Vorstellungen des Geringsten seiner Unterthanen achtet, und Raynals in Schutz nimmt!

Und was kann es auch helfen, die Preßfreiheit einzuschränken? Was ihr in eurem Lande nicht drukken lassen wollt, bereichert einen Verleger in der Nachbarschaft auf eure Kosten. Konfiszirt ihr das Werk, so wird es mit doppeltem Eifer gesucht und gelesen, gedeutet und mißgedeutet.

Dieser Grund ist gültig, wenn ihr auch Bedenken tragt, eure Unterthanen zu Menschen zu machen; selbst alsdenn, wenn diese sich in dem Falle jener Unglüklichen befinden, welche sich in Gegenwart ihres Königs Hunde nennen müssen, um Se. Majestät auch nicht einmal von weitem an die Pflichten der Menschlichkeit zu erinnern. In diesem Falle aber ist auch das Schiksal eurer Völker

unend

unendlich verschieden von dem, in welchem sich die Unterthanen eines Friedrichs befinden, welche auf seinen Befehl belehrt werden, daß er, als Mensch, von ihnen, als Menschen, nur menschliche Ehrenbezeugungen zu fordern habe.

Vielleicht glaubt ihr, daß euren Völkern das Tagelicht nicht zuträglich sei, und daß sie sich besser bei einer Lampe befinden, die eben hell genug brennt, sie ihr Brot finden zu lassen, ohne ihnen die Schwärze desselben zu zeigen. — Und ihr habt Recht, wenn ihr euren Unterthanen alle Rechte der Menschheit rauben, den Trieb der Thätigkeit in ihnen erstikken, die Städte zu Jägerhütten, und die Felder zu Wildrevieren machen wollt; und wenn ihr die Absicht habt, den Rest eurer Unterthanen in Bettler zu verwandeln, um sie gegen diejenigen sicher zu stellen, welche ihr genöthigt habt, Diebe oder Räuber zu werden.

Oder wollt ihr etwa dem reisenden Philosophen durch eure Verfügungen seine Untersuchungen erleichtern? Denn wenn er erst weiß, wie es bei euch mit der Preßfreiheit steht, so kann er mit leichter Mühe auf den Zustand eures Volks und eurer Regierung schließen. Ein elender Reuter, der ein Pferd ohne Muth, und ein schlechter Regent, der sich ein Volk ohne Freimüthigkeit wünscht!

Auch eure Nachbarn werden es gern sehen, wenn eure Censurkollegien furchtbarer sind, als eure Ar-

meen. Denn Freimüthigkeit und Tapferkeit waren von jeher Geschwister.

Von Seiten des preußischen Staats dürft ihr wenigstens nicht hoffen, nachgeahmt zu werden. Dort kämpft man mit demselben Muthe gegen Feind, und Vorurtheile. — Die Freiheit laut zu denken, ist die sicherste Schutzwehr des preußischen Staats. Dort ist man vernünftig genug, die fürchterliche Stille, welche vor dem Ungewitter vorangeht, mehr zu scheuen, als den scharfen Nordwind, der uns zuweilen etwas Schneegestöber in die Augen jagen mag. Dort dient diese Freiheit statt des von Montesquieu gepriesenen Gegengewichts, welches eben so oft den nützlichen, als den schädlichen Aeusserungen der königlichen Gewalt entgegegen wirket.

Auf Subordination beruht die unwiderstehliche Gewalt des preußischen Kriegsheeres. Von der Subordination hängt die Ordnung ab, welche im preußischen Civilstande herrscht. Subordination ist die Seele des ganzen preußischen Staats. — Diese auf der einen Seite so unentbehrliche, auf der andern so lästige Subordination, wird durch die Freiheit laut zu denken gemäßigt, aber nicht gehemmet. Kein Vorgesetzter wird dadurch gehindert, zu thun was er will, sondern, nur zu wollen, was er nicht soll. — Scheu vor dem Urtheile des Publikums kann unter solchen Umständen die Stelle des Patriotismus vertreten. Der Untergebene

wird

wird freilich dadurch von der Pflicht des Gehorsams nicht entbunden, und was geschehen soll, geschieht; aber man wird doch nur gezwungen den Befehl zu befolgen, nicht, zu billigen; zu thun, nicht, zu urtheilen; nachzugeben, nicht, beizustimmen. Der kühne Räsonneur verbeugt sich so tief, und gehorcht eben so hurtig, wie andere; aber man fürchtet die Verwegenheit seines Urtheils, und hütet sich, ihm Blößen zu geben. Man setze den Fall, der Anführer eines Kriegsheers sei mit Officieren umgeben, welche alle seine Maaßregeln auf das strengste beurtheilen. Was ist die Wirkung ihres Räsonnements? Wird dadurch die Vollziehung der gegebenen Befehle aufgehalten? Räsonniren sie erst, ehe sie gehorchen? Nichts von dem allen! Ihre hinten drein folgende Räsonnements haben nur die Folge, daß der Anführer, wenn er ihre Geschiklichkeit kennt, sich ihres Beifalls entweder durch Rathfrage, oder durch eine genaue Ueberlegung aller seiner Schritte zu versichern sucht.

Es scheint freilich, als ob dergleichen Räsonneurs den Fürsten und ihren Dienern die Kunst zu regieren erschweren; und es ist wahr, wenn man darunter die größere Anstrengung versteht, welche erfordert wird, um großen Posten mit Ehren vorzustehen. Ein träges muthloses Volk erträgt die schlechteste, so wie die beste, Regierung auf gleiche Weise. Es murrt über die gute aus Unverstand, und über die schlechte, weil es die Folgen davon empfindet;

aber in beiden Fällen nur heimlich. Unter solchen Umständen ist es freilich leicht, seinem Titel, aber schwer, seinem Amte ein Genüge zu leisten. Denn der Regent wird in dem einen Falle nicht ermuntert, in dem andern nicht gewarnt. Er betreibt sein Geschäft wie ein Handwerker auf dem Dorfe, der es nicht der Mühe werth hält, seine Arbeit besser zu machen, weil seine Kunden doch auch mit der schlechtern zufrieden sind.

Wenn daher Preußens Beherrscher die Schriften gegen den Staat von der Censur unterdrükt wissen will; so versteht er nur solche, welche den Staat selbst angreifen, ihn an seine Feinde verrathen, die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams loßsagen, und bürgerliche Unruhe verursachen; aber nicht bescheidene Urtheile über die von dem Fürsten oder seinen Dienern getroffenen Maaßregeln. Wenn er die Religion schützt, so versteht er darunter nur die allgemeine Religion, ohne Rükſicht auf den besondern Namen, womit sie prahlt, oder wodurch sie verhaßt gemacht wird. Eine solche Drukfreiheit ist das unterscheidende Merkmal einer weisen Regierung. Ihr sanfter Einfluß theilt der unumschränkten Monarchie alle Segnungen der politischen Freiheit mit, ohne sie den zerstörenden Ungewittern bloß zu stellen, welche so oft die Morgenröthe der republikanischen Freiheit verdunkeln, und ihren Mittag beunruhigen.

Aber

Aber wenn die Druckfreiheit ein so unschätzbares Kleinod ist: so müssen wir uns auch hüten, solches durch einen unbehutsamen oder unedlen Gebrauch in Gefahr zu setzen. Wir müssen den Großen sogar den Vorwand benehmen, uns solches als Unwürdigen zu entziehen. Wir müssen nicht gleich muthwilligen Knaben unsere Freiheit mißbrauchen, um die Vorübergehenden zu besudeln. — Schriftsteller! wenn ihr Lehrer der Menschheit sein wollt, so beweist, daß ihr diesen erhabenen Titel verdient. Entfernt allen Verdacht niedriger Absichten, oder übereilter Hitze. Streift nicht die Personen, sondern trefft die Sache. Zeigt nicht nur Witz und Kühnheit, sondern auch Ueberlegung und Edelmuth. Denkt, wenn ihr schreibt, nicht bloß an den Ruhm, den ihr erwerben, sondern vorzüglich an den Nuzzen, den ihr stiften wollt. Nicht jede Wahrheit ist zu allen Zeiten, und unter allen Umständen gleich nüzzlich. Was jezt eben zu sagen oder noch zu verschweigen sei, müßt ihr eben deswegen selbst überlegen, weil es sich durch keine Gesezze oder Beamten des Staats bestimmen läßt. Eure Schrift ist ein Pfeil, dessen Wirkung ihr nicht mehr aufhalten könnt, sobald ihr ihn abgeschnellt habt. Ihr könnt euch nicht mehr vor dem Publikum verbeugen, und die Hand auf den Mund legen, sobald der Verleger sich eures Manuskripts bemächtiget hat. Erscheint daher mit schüchterner Ehrfurcht vor der Versammlung eurer Richter. Und wenn Patrio-

tismus oder Menschenliebe euch begeistern, so laßt die Weisheit eure Schritte leiten. Kämpft muthig gegen die Vorurtheile aller Art; aber nicht mit dem Schwerdte Alexanders, sondern mit der Lanze Minervens.

f.

Ueber die neue preußische Justizverfassung.

(Man s. März, S. 243.)

Zweites Fragment.

Es konnte, wie ich glaube, kein besser Mittel ausgedacht werden, die Rechte eines jeden sicher zu stellen, als die Bestellung der Assistenzräthe. Der Assistenzrath hat als Amtsgenosse der richterlichen Person, welche die Untersuchung führt, nicht Ursache, sich durch schmeichelhafte Nachgiebigkeit um ihre Gunst zu bewerben. Eben so wenig ist er von den Parteien abhängig. Nicht Eigennutz, sondern nur Amtseifer und Pflicht treiben ihn an, die Rechte seines Klienten durch genaue Aufklärung der streitigen Umstände zu entwikkeln. Es ist nichts natürlicher, als seine Vorliebe zu der Partei, welche

che seinem Schutze anvertrauet worden; und doch hat man nicht zu besorgen, daß er dieses auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit thun werde. Armuth und Reichthum des Klienten gilt ihm gleich viel, weil er in jeglichem Falle doch nichts als seinen Gehalt zu fordern hat. Der Reiche hat also nichts mehr vor dem Armen voraus. Dieser darf nicht fürchten, daß jener sich durch sein Geld einen bessern Advokaten verschaffen, oder denselben durch ausserordentliche Belohnungen zu einem größern Eifer reizen werde.

Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, welche mit den Advokaten zugleich eine Stütze der bürgerlichen Freiheit verlohren zu haben glauben. Ich leugne auch nicht, daß sich hin und her Advokaten fanden, welche das Wohl ihrer Klienten, auch der armen, muthig vertheidigten. Aber dieser Muth mußte immer mehr und mehr abnehmen. Denn die Kunst des Richters schränkte sich zuletzt bloß auf den kleinen Dienst, das ist auf die Kenntniß der Stempel- und Präklusions-Edikte ein. Die Hauptsache war, den Advokaten durch Strafdekrete in Athem zu erhalten. Nun möchte ich wohl wissen, wie Freiheitssinn das Urtheil eines Menschen werden könne, der beständig die schwere Hand des Korporals empfinden muß.

Man glaube ja nicht, daß diese Strenge der Richter gegen die Advokaten zufällig war. Vielmehr war sie ganz auf das System der alten Pro-

zeß-

zeßordnung gegründet. Ohne diese Strenge mußte das ganze Gebäude zusammen fallen. Denn alles kam nur darauf an, daß ein gewisser Marsch, den man Prozeß nannte, binnen einer bestimmten Zeit gemacht wurde. Ob die Partei durch Vollendung dieses Marsches ihrem Ziele näher gekommen war, oder nicht; das war eine Sache, um welche sich der Richter nicht zu bekümmern hatte. Oft wurde die Hauptfrage, von welcher eigentlich der Ausgang der Sache abhieng, mehrmals zu einem besondern Prozesse (ad Separatum) verwiesen. Vergebens klagten die Parteien, daß sie schon 12 Jahre ohne Nutzen die Gerichtshöfe belagert gehalten hätten. Ihre Beschwerde wurde als ungegründet verworfen. Denn die rechtlichen Märsche waren vorschriftmäßig gemacht, und der Prozeß jedesmal in der Liste gelöscht worden.

Um dergleichen Märsche gehörig einzuleiten, fortzuführen und zu vollenden, war ein gewisser Geist der Kleinigkeit und eine strenge Zucht der Advokaten nothwendig. Diese wurden dadurch noch abhängiger, daß auch die Größe ihrer Einnahme von der richterlichen Bestimmung abhieng. Denn der Richter setzte ihre Rechnungen fest; und bei ihm stand es, ob er den Advokaten durch einträgliche Kuratelen und Prozesse begünstigen, oder mit beschwerlichen plagen wollte.

Wie nachtheilig muste es also nicht für die Parteien sein, daß sie ihr Anliegen nicht anders als

durch

durch solche abhängige Kreaturen des Richters vortragen konnten! Vergebens waren sie bereit, ihre Sache selbst ins klare zu setzen. Sie wurden nicht gehört. Sie wurden angewiesen, die Sache ordnungsmäßig, d. i. durch Advokaten, einzuleiten. Diese konnten durch Menschenfurcht und auch wohl durch noch schlimmere Bewegungsgründe, oft auch nur durch bloßen Irrthum oder Ungeschiklichkeit, veranlaßt werden, die Sache anders vorzutragen, als es der Absicht und dem Vortheile ihrer Klienten gemäß war. Der Richter hatte sogar das Recht, Schriften, welche er für respekt- oder ordnungswidrig hielt, von den Akten zurükzugeben; da hingegen jetzt alles, worauf die Partei ausdrüklich besteht, ins Protokoll vermerkt werden muß. Der höhere Richter konnte den Beschwerden der Parteien gegen den Unterrichter selten abhelfen. Denn er konnte sie immer nur nach Lage der Akten bescheiden. Was im Zuschnitte versehen worden war, konnte nicht mehr abgeändert werden.

Unter solchen Umständen war es schwer auszumachen, ob die Parteien besser thaten, wenn sie ihre Rechtssache einem Lieblinge oder einem Widersacher des Richters anvertrauten. In dem einen Falle konnte ihnen die Gefälligkeit des Sachwalters gefährlich werden; in dem andern mußten sie vielleicht für seine Thorheiten büßen. Vergebens würde man einwenden, daß ich hier schlechtdenkende Richter, welche doch nicht so häufig sein konnten,

vor-

vorausſetze. Denn die anders denkenden ſind es ja eben, welche dieſen Fall annehmen, um die Gefahr zu zeigen, welche mit der neuen Juſtizeinrichtung verknüpft ſein ſoll.

Es ſind offenbar nur zwei Fälle möglich. Die Richter ſind entweder, wie ſie ſein ſollen, oder ſie ſind es nicht. Im erſtern Falle iſt es ja wohl am beſten, wenn man ſich ihnen ganz anvertrauet; im letztern wird das Uebel durch die Exiſtenz der Advokaten nur vergrößert, nicht verringert. Inzwiſchen iſt doch die Partei nach der jetzigen Einrichtung nicht gezwungen, ſich der Aſſiſtenzräthe zu bedienen. Denn obgleich Deputatus, Aſſiſtenzrath, Decernent und Referent einander hinlänglich kontroliren; ſo können doch die Parteien ſich ſtatt des Aſſiſtenzraths, oder neben demſelben einen rechtsverſtändigen Beiſtand wählen, und in Begleitung deſſelben vor Gericht erſcheinen. Dieſe Erlaubniß hat, wie es ſcheint, nicht ſowohl die Abſicht, die Rechte der Parteien, für welche ohnedas geſorgt iſt, ſicher zu ſtellen, als vielmehr um mißtrauiſche Perſonen zu beruhigen, und die Freiheit, ſelbſt wenn ſie auf einer Schimäre beruht, nicht ohne Noth einzuſchränken.

Uebrigens giebt dieſe Erlaubniß demjenigen, welcher davon Gebrauch machen will und kann, kein Uebergewicht über den unberathenen Theil. Denn für dieſen intereſſirt ſich der Richter eben deswegen, weil

weil er mehr als der andre seinem unmittelbaren Schutze überlassen ist.

So wenig aber auch die Erlaubniß, sich eines Rechtsfreundes zu bedienen, der Partei Vortheil bringen mag; so ist sie doch ein überaus schätzbarer Beweis, wie sehr die preußische Regierung die bürgerliche Freiheit schätze. So sehr sie überzeugt ist, daß die Zuziehung eines selbst gewählten Beistandes durch die von ihm getroffenen Verfügungen überflüßig gemacht worden; so dringt sie doch ihre Ueberzeugungen niemanden auf, und erlaubt den Parteien, Vorkehrungen zu treffen, wodurch nach ihrer irrigen Meinung für die Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame besser gesorgt wird. So was wird man doch nicht Despotismus nennen wollen?

6.

Auch eine Hypothese über die Schöpfungsgeschichte Mosis.

Aus den frühesten Jahren unsrer Kindheit, so lange die Sprache den schwankenden Vorstellungen in unsrer Seele noch nicht Dauer und Festigkeit gab, können wir uns von dem, was wir gesehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern. Wir hatten noch keine Merkmahle, woran wir unsre eig-

nen

nen Vorstellungen von einander unterscheiden konnten; diese flossen daher entweder in eins zusammen, verdrängten sich einander, oder verwirrten sich untereinander.

Wir konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterscheiden, an dem sie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befestigt war. Die Vorstellungen von den Tönen flossen mit den Vorstellungen von den Farben zusammen, und verwirrten sich auf mancherlei Art, so daß es beinahe so gut war, als ob wir gar nichts gesehen oder gehört hätten.

Mit den ersten Tönen aber, die unser Mund stammlen lernte, fing es auch an, in unsrer Seele Licht zu werden. Als wir zuerst die süßen Namen: Vater und Mutter, lallten; da konnten wir in ihnen schon unsre zärtlichsten Freunde, sowohl von der todten und leblosen Wand, als von allen übrigen Menschen unterscheiden. Nun war schon ein festes Bild in unsrer Seele, wo sich mehrere anschließen konnten, die demselben eines nach dem andern folgten; und so entstand allmälig das wunderbare, starke Gewebe unsrer Gedanken, welches nun durch die Zeit so fest ineinander gewürkt ist, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Jene süße Erinnerung an unsre verflossnen Tage, was wäre sie ohne die Sprache? Ein ödes Labyrinth halbverwischter Eindrükke durch tausend

Lükken

Lükken unterbrochen, worin sich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache ist der unzerstörbare Knäuel, von welchem wir den Faden abwikkeln, der uns aus diesem Labyrinth unsrer Vorstellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es, wie ein Wandrer, der in einem dichten unwegsamen Gehölze den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurükfinden will, und sich einen Merkstab nach dem andern hinstellt, wornach er sich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas sehen oder hören, befestigen wir durch das tönende Wort einen solchen Merkstab in unsrer Seele; und wenn wir uns desjenigen, was wir gesehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, so dürfen wir uns nur nach diesen Merkstäben, als getreuen Wegweisern richten. Thäten wir das nicht, so würden wir mit unsrer Erinnerung nicht gerade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, sondern würden mit ungewissen Schritten bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Flek treffen.

Ist es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen ein untrügliches Merkmahl aufdrükken, an welchen wir sie wieder kennen, wir mögen sie antreffen, wo und in welcher Mischung wir wollen? Ist sie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfassen, und denn wieder das kleinste Sonnenstäubchen in derselben

ben auf das genaueſte bezeichnen läßt? Iſt es nicht das Wort, welches der Vorſtellung die Grenzen vorſchreibt, die ſie nicht überſchreiten ſoll, indem es den Umfang des Gegenſtandes, den wir betrachten wollen, es ſei nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet? — Dadurch, daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblik; und ſo oft wir ſie wieder ſehen, freuen wir uns, wie über das Antlitz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menſchen unterſcheiden lernen. — Freilich liegt dieſer Unterſchied ſchon in den Dingen ſelber, wovon ein jedes die Linien ſeines Umfanges gleichſam um ſich her zieht. Auch macht uns die Durchſichtigkeit der Luft den Unterſchied der Dinge auffallender, in dem beſtändig Lükken zwiſchen denſelben zu ſein ſcheinen. Aber dieſen Unterſchied ſelbſt muß doch die Sprache erſt bezeichnen, wenn er uns nicht in demſelben Augenblik, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwiſchen ſoll. Der auffallendſte Unterſchied der Dinge in unſrer Vorſtellung mußte zwar zuerſt das Wort hervorpreſſen, aber eben durch das Wort mußte nachher der Unterſchied ſelbſt wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer beſtimmter gezogen werden.

Unterſcheiden und benennen ſcheint alſo unzertrennlich mit einander verknüpft zu ſein. — Nun leſe

lese ich die Schöpfungsgeschichte Mosis, und finde die Begriffe von Unterscheidung und Benennung, allemal unmittelbar aufeinander folgend, dieser ehrwürdigen Erzählung eingewebt. Gott unterschied, Gott nannte, heißt es bei der Schöpfung des Lichts, des Firmaments, und der Erde. Wir sehen, wie in der schönsten Stuffenfolge erstlich die größten und auffallendsten, und dann allmälig die kleinern Unterschiede bezeichnet werden.

Was für einen auffallendern Unterschied giebt es in der ganzen Natur, als zwischen Licht und Finsterniß! Dieser wird zuerst bezeichnet, indem es heißt: Gott scheidete oder unterschied das Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.

Auf den Unterschied zwischen Licht und Finsterniß folgte der zweite große Unterschied zwischen Himmel und Erde. Gott scheidete das Wasser unter der Vesten von dem Wasser über der Vesten, und nannte die Veste Himmel.

Dann folgt der dritte große Unterschied zwischen Erde und Wasser. Gott sprach: es sammle sich das Wasser an sondre Oerter, daß man das Trokne sehe, und Gott nannte das Trokne Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer.

Nun kommen erst die kleinern Unterschiede zwischen den Arten der Bäume und Pflanzen, die auf der Erde, und dem großen und kleinen Lichte, wie auch den Sternen, die am Himmel befindlich

ſind. Zuletzt die Unterſchiede zwiſchen den Arten der Fiſche und Vögel, die im Waſſer, und unter dem Himmel, und den Arten der Thiere, die auf der Erde leben und ſich bewegen.

Was iſt nun wohl natürlicher, als daß wir ein Ganzes, wovon wir uns eine deutliche Vorſtellung machen wollen, erſtlich nur ins Große unterſcheiden, und dann immer weiter ins Kleine ordnen und klaſſificiren? Nun mußte aber Gott von der Welt, die er ſchaffen wollte, eine deutliche Vorſtellung haben; und was war wiederum natürlicher, als daß der Menſch ihm ſeine Vorſtellungsart, erſt ins Große und dann allmälig ins Kleinere zu unterſcheiden, mittheilen mußte, wenn er ſich einen Begriff von der Schöpfung der Welt machen wollte? Dergleichen Vorſtellungen von Gott, wo man ihn aus und nach ſich ſelber bildete, waren der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts insbeſondre angemeſſen; dürfen wir uns alſo wohl wundern, wenn ihm bei der Schöpfung das Unterſcheiden und Benennen, als die Sprache, gleichſam als ein Hülfsmittel zugeeignet wird, um die große Maſſe, welche er vor ſich hatte, gehörig zu ordnen, und einzutheilen?

Wenn der Menſch, mit der Macht eines Gottes begabt, eine Welt erſchaffen wollte; ſo hätte er es ohngefähr ſo anfangen müſſen, wie es hier beſchrieben wird. Er würde nur geſagt haben, es werde Licht! und es wäre Licht geworden; dann würde er

das Licht von der Finsterniß unterschieden, und ihm einen Namen gegeben haben, damit es nicht nur an sich selber, sondern auch in seiner Vorstellung unterschieden gewesen wäre; dann hätte er sein Werk angesehen und sich darüber gefreuet: denn es war sehr gut. — Aus eben dem Grunde sind auch dieser Erzählung die simpelsten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, die für uns ein so nothwendiges Bedürfniß sind, wenn wir unsre Vorstellungen, in Ansehung ihrer Folge aufeinander, in unsrer Seele ordnen wollen. Daher heißt es durchgängig; so ward aus Abend und Morgen der erste, zweite Tag, u. s. w.

Auf die Weise scheinet sich diese Erzählung, wie es mit der Schöpfung oder Entstehung dieses Weltalls wohl zugegangen sein möge, ihrem Verfasser, in einer glüklichen Stunde der Begeisterung, gleichsam aufgedrängt zu haben. Indem er aber die Entstehung der Welt an sich selber schildern wollte, so schilderte er doch im Grunde weiter nichts, als die Entstehung oder Schöpfung derselben in der Vorstellung der Menschen, wie es diesem gelang, sich durch Unterscheiden und Benennen, oder welches einerlei ist, durch die Sprache, allmälig einen immer deutlichern Begriff davon zu bilden. Und in dieser Rükſicht, wie er die stuffenweise Entstehung der menschlichen Begriffe, vermittelst der Sprache, beschreibt, wäre denn Moses sowohl Philosoph als Dichter gewesen; obgleich das erste

mehr zufälliger Weise, weil er nicht sowohl zur Absicht gehabt zu haben scheint, von dieser wirklichen Entstehung der menschlichen Begriffe zu reden, als vielmehr eine wahrscheinliche Fiktion von der Schöpfung des Weltalls zu entwerfen.

So wie nun oft die Begeisterung den Dichter zum Philosophen erhebt, indem seine reiche Phantasie die Stelle der Beurtheilungskraft ersetzt; so liefert uns auch Moses, ohne daß er dieß vielleicht eigentlich zur Absicht hatte, in der Schöpfungsgeschichte eine sehr philosophische Darstellung des wahrscheinlichen Ursprungs der Sprache und des menschlichen Denkens.

So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen sein, worinn er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und Dunkel und Finsterniß herrschte.

Allein der Mensch konnte nicht lange ohne Sprache bleiben, weil der Schöpfer dieselbe, als ein so nothwendiges Bedürfniß des menschlichen Denkens, schon von Anfang an in die ganze Schöpfung mit eingewebt, und einen so auffallenden Unterschied in die Dinge gelegt hatte, welche den Menschen umgaben, daß dadurch das Wort, womit er diesen Unterschied bezeichnen sollte, gleichsam aus seinem Munde gepreßt wurde. — Nun scheinet es, als ob der betrachtende Mensch erst die großen Unterschiede zwischen

Licht

Licht und Finsterniß, Himmel und Erde, Erde und Wasser, hinlänglich bemerken und bezeichnen mußte; ehe noch seine Aufmerksamkeit auf die kleinern Unterschiede der Pflanzen, Gestirne, und lebendigen Thiere fallen konnte.

Das erste einsilbige Freudengeschrei, womit er das anbrechende Licht begrüßte, und die erste furchtsame kindische Klage bei der wieder einbrechenden Finsterniß, waren vielleicht die ersten Namen, wodurch er das Licht von der Finsterniß unterschied, und Tag und Nacht bezeichnete.

Nachdem er sich vielleicht schon oft über die größte Erscheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und die dämmernde Nacht, laut gewundert hatte; so hatte nun seine Aufmerksamkeit Muße, auf einen neuen Unterschied zu fallen. Er blikte über sich, und dann wieder vor sich nieder; sah oben das glänzende durchsichtige Blau des Himmels, und zu seinen Füßen die schwarze feste Erde. Dieser angenehme Anblik eines heitern Himmels, der sich in seinem Auge spiegelte, gegen die dunkle Erde zu seinen Füßen, preßte einen neuen frohen Laut aus seinem Munde, der die kleine Anzahl seiner Begriffe bereicherte.

Als nun dieser Unterschied wiederum seine Sinne genug beschäftiget hatte, so fing er an zu seinen Füßen einen neuen Unterschied zwischen der undurchsichtigen Erde und dem spiegelhellen Wasser zu bemerken und zu bezeichnen.

Und nun entdekte er auf der Erde, worauf sonst noch alles ohne Figur und Gestalt vor seinen Blikken schwankte, allmälig die kleinern Gegenstände, die ihm sonst noch alle in eins zu fließen schienen. Zuerst hielt sich seine Aufmerksamkeit an den leblosen Gegenständen fest, weil diese seiner Vorstellung nicht so schnell entwischen konnten. Aufmerksam betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte sich Bild und Namen von den mancherlei Arten der Bäume und Pflanzen ein, die auf ihr wachsen. — Er blikte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond, und die Sterne, von dem Himmel, an dem sie glänzten, unterscheiden, und benennen. — Endlich gelang es ihm auch, sich ein festes Bild von den lebenden und webenden Geschöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fischen im Wasser, und von den Thieren auf Erden, einzuprägen. — Und in Ansehung der lebenden Geschöpfe heißt es noch im folgenden Kapitel, daß, durch besondere Fügung des Schöpfers, die Thiere den Menschen gleichsam nahe gebracht wurden, damit er sie nach ihren besondern Arten unterscheiden und benennen lernen sollte.

Nachdem der Mensch auf die Weise die ganze Natur außer sich unterscheiden gelernt hatte; so war er auch zugleich zu dem völligen süßen Bewußtsein seiner selbst gelangt, wodurch er sich von allem, was ihn umgab, unterschied. Und dieß war gleichsam seine eigene edelste Schöpfung.

Da also die Sprache mit ihren ersten Tönen die schlummernde Vorstellungskraft erwekte, da fieng es in der Seele an zu tagen, und die Morgendämmerung brach hervor. — Die Schöpfung, welche der Mensch vorher, als eine unförmliche und ungebildete Masse betrachtet hatte, bekam nun allmälig in seiner Vorstellung Bildung und Form. — Das blaue Gewölbe des Himmels zog sich über ihm in die Höhe, und vor ihm senkte sich die Erde. — Die Wasser sammleten sich in Meere und Flüsse, und vor seinen Blikken ragte das trokne Land empor. — Die Ceder und der Grashalm gewonnen in seiner Vorstellung Umfang uud Gestalt. — Die Sonne am Himmel ründete sich in seinem Auge. — Jedes Thier erhielt seine Form, und stand in seiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Mensch, vermittelst der Sprache, allmälig das Einzelne im Ganzen unterscheiden. — Wie ein Schiffer in trüber Dämmerung, der nichts als Himmel und Wasser siehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdekt, das sich erst unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Gestalt und Form gewinnt, daß der spähende Blik nach und nach Berge, Thäler und Flüsse, und endlich gar Bäume und Hütten und wandelnde Menschen darauf unterscheiden kann, und nun die ganze schöne Landschaft, geschmükt mit Wäldern und

Wiesen, und von Bächen und Flüssen durchschnitten, im Glanz der Morgensonne vor ihm da liegt.

Moritz.

7.

Ein Brief aus und über Bamberg.

(Aus den Briefen eines Reisenden.)

Bamberg, am — Mai 178—

Wir kamen heute noch einige Stunden vor Mittag in dieser Stadt an. Erst gestern fühlten wir auf dem Wege zwischen Koburg und Bamberg die alles durchdringende Frühlingsluft, die gleich dem Hauche der Gottheit die schlummernde Natur erwekt, und in jedes lebende und empfindende Wesen neue Triebe und Kräfte eingießt. Dieser warme Wind war es gewiß, der den ersten blühenden Pfirsichbaum, den wir dieses Jahr sahen, entfaltete, und der die Stimme der Nachtigall löste, die eben so muthig und entzükkend auf den nakten Aesten schlug, als wenn sie von jungem Laube, oder von duftenden Blüthen umschattet gewesen wäre.

Sonst

Quell fanden wir auf dem ganzen Wege nicht mehr beisammen, als die Frauen von einem Brunnen, der zwei Stunden hinter Gedrosien, ist noch etwas Wasser, und dann wieder in Gedrosien selbst. Es sind Brunnen, deren Tiefe 15 Klafter aus den Zeichnungen meines Vaters ist. In den Brunnen war meistens Wasser, welches sich nicht so gut als das unsere trinken ließ, und dessen Farbe ganz weiß war. Diese Brunnen sind in einer Entfernung von einander, und mit einem Gebäude, wie die Karawanserais, versehen, wo sich die Reisenden ausruhen können. Die Karawanserais sind von Stein, und haben einen Hof, in welchem sich die Kameele, Pferde und Menschen befinden. Diese Gebäude sind nur abwechselnd Brunnenhäuser, wenn man nämlich, bei allgemeiner Dürre, das Wasser nicht mehr in den Brunnen, sondern in besonderen Behältnissen findet. Diese sind alle gemauert und in den Hof, an einer

rühmten Schatz zu sehen, den ich aber nicht so reich fand, als ich mir eingebildet hatte. Er enthielt nur wenige Heiligthümer von Gold und Silber, weil die meisten weggenommen worden sind. Das kostbarste Kleinod ist die goldene Einfassung eines Stükkes aus dem heiligen Kreuze, das mit mehrern Reihen großer Brillanten und anderer Edelsteine von ausserordentlicher Größe eingefaßt ist. Ich bin zwar sonst ein eifriger Vertheidiger eines gewissen Luxus der Andacht, und setze mich immer mit Vergnügen in die Zeiten zurük, wo man edle Metalle und andere Kostbarkeiten nicht zu eitlem Putz und zur Verzierung von Privathäusern, sondern zur Verherrlichung des Dienstes des allmächtigen Gottes, zur Verschönerung seiner Tempel, und zur Erhebung der Würde seiner Diener anwandte; allein es thut mir doch weh, wenn ich Gold, Perlen und edle Steine nicht an heilige Gefäße, sondern an verdächtige Reliquien verschwendet, und eben dadurch die Ausrottung schädlicher Arten des Aberglaubens erschwert sehe. Der Domkustos zeigte uns unter manchen andern Reliquien auch ein Stük von einem Nagel, womit der Sage nach unser Erlöser ans Kreuz geheftet worden ist. Er nannte es ein trostreiches Zeichen unserer Erlösung, und versicherte, daß es täglich wundervolle Wirkungen hervorbringe. Selbst an dem Tage, als wir ankamen, war es von einigen hundert Menschen geküßt worden,

den; und man konnte deutlich merken, daß die häufigen Küsse den oberen Theil des Nagels abgeglättet hatten. Mit vieler Aufmerksamkeit betrachteten wir die Kronen von Heinrich dem IIten und der heiligen Kunigunde, die Prachtkleider von beiden, und besonders ein Meßbuch des Kaisers, in welchem Handschrift, Zeichnungen, und die grobe Einfaßung der ungeschliffenen Edelsteine, womit es besetzt war, für ein hohes Alterthum zeugten. Auch an den Kronen waren die Edelgesteine gleichsam nur in unpolirte Goldplatten hineingelegt, und mit einigen groben, die Steine mit umfassenden Heften befestiget. Die eine Krone enthielt unter andern auch zween geschnittene Steine, wovon der eine ein Griechischer, der andere ein Römischer Kopf zu sein schien. Aus dem Gewölbe des Domschatzes führte uns unser Begleiter ungebeten, aber doch mit höherer Erlaubniß, auf die Dombibliothek; eine Gefälligkeit, die ich mit warmen Danke annahm, aber nicht gleich so schätzte, als nachher, da ich hörte, daß man sie einem berühmten deutschen Gelehrten abgeschlagen, oder zu erweisen unter allerlei Vorwänden sich geweigert habe. Die Bibliothek besteht größtentheils aus Handschriften, und zwar aus den kostbarsten Handschriften, die mehrere Liebhaber viele Jahre lang beschäftigen könnten. Hier sind nicht bloß Manuskripte von Bibeln, oder Meßbüchern, oder vom Valerius Maximus, Boethius, und andern unbedeutenden Autoren, die im Mittel-

alter viel häufiger, als die Werke der größten Männer abgeschrieben wurden; sondern auch von fast allen Kirchenvätern, vom Livius, von einzelnen Stükken des Aristoteles, Cicero u. s. w. Als ich diesen Schatz von 250 wichtigen Manuskripten um mich her sah; fragte ich, ob noch kein Verzeichniß davon gedrukt worden wäre, und man gab mir zur Antwort, daß dieses noch nicht geschehen sei. In der Folge erfuhr ich, daß man dieses bisher bedenklich gefunden, und daß man es sogar einem Gelehrten sehr schwer gemacht habe, eine oder einige Bibeln genau zu untersuchen, und zu beschreiben. Von der Bibliothek giengen wir sogleich in das Benediktiner Kloster auf dem Michaelsberge, an und um dessen Fuß die Stadt Bamberg erbaut ist. Die Aussicht von dem Garten des Klosters ist mehr weitläuftig, als schön. Man erblikt zwar die Stadt Bamberg zu seinen Füßen, und eine unermeßliche fruchtbare Fläche um sich her; allein diese Fläche ist zu einförmig, und hat zu wenig Ruhepunkte, auf welchen das Auge mit einigem Vergnügen verweilen könnte. Ich wenigstens ergözte mich weit mehr am Garten des Klosters, als an der Aussicht in die weiten Gefilde, mehr an dem, was mir nahe, als was in der Ferne war. Fast der ganze Hügel, auf welchem das Kloster liegt, ist in einen herrlichen Garten verwandelt worden, in welchem Blumen, Gemüse, Reben und Bäume von allerlei Art, die eben in voller Blüthe standen, in reizender Mannichfaltig-

keit mit einander abwechseln. Mit innigem Entzükken steigt das Auge von einer Terrasse zur andern herab. Die Anlage dieses Gartens hat aber das Kloster in große Schulden gestürzt, weßwegen man auch die sonst so kostbare Gastfreiheit wenigstens für eine Zeitlang aufgehoben, und dem Schöpfer des Gartens, dem jetzigen Prior, einen sparsamern Stellvertreter an die Seite gesetzt hat. In einem der schönen Gänge kamen wir mit einem helldenkenden Pater in's Gespräch, der mich abermals zu der Bemerkung veranlaßte, daß nicht allenthalben Finsterniß sei, wo man in der Ferne kein Licht sieht. — Ich bin u. s. w.

8.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe März S. 268.)

Vierzehnter Brief.

Auch unter den Protestanten hat die große Abtheilung Statt, die sich fast allenthalben findet: Orthodoxen und Heterodoxen. Die letztern sind aufgeklärter, freidenkender, größtentheils auch toleranter, und fast immer sanftmüthiger und milder, ob-

obgleich auch wohl hin und wieder etwas sehr leichtsinnig; die erstern, unter denen aber auch treffliche Menschen sind, rauher, strenger, verfolgend, etwas engen Herzens und eingeschränkten Kopfes. Was die Ausbildung des Geistes betrift, so findet man gemeiniglich bei den Heterodoxen mehr Feinheit im Geschmak, richtiges Gefühl, kritischen Scharfsinn, und bei weitem mehr Kenntniß in den schönen Wissenschaften; daher ihr Stil auch so sehr viel angenehmer ist. Alles dies verachtet die strenge Matrone Orthodoxie, als unanständige Schminke. Doch muß man gestehen, daß ihre Anhänger in der eigentlichen Gelehrsamkeit einen Vorzug zu haben pflegen. Oft aber ist eben Gemächlichkeit im Nachforschen, und vorzüglich im Selbstdenken, die wahre Mutter der treuen Anhänglichkeit an das alte Sistem. Man schläft auf dem Pfühl des angeerbten Herkommens so bequem; und, fühlt man sich zu gut, oder zu lebhaft, um ein solcher Siebenschläfer zu sein, so läßt sich darauf doch so ganz nach Herzenslust träumen. Wir sehen's ja, daß alle Schwärmer im Grunde Orthodoxen sind, wie alle Poeten. So auch die Geistlichen, die sich mit Nebenwissenschaften abgeben. Um außer den Mauren ihrer Sphäre ihrer Liebhaberei obliegen zu können, nehmen sie an, daß zu Hause alles gut stehe, und lassen dort die Sache beim Alten. Wenn Maden und Insekten in ihren verborgensten, ekelhaftesten Schlupfwinkeln vor ihnen nicht sicher sind, so ist es

das

das alte Sistem desto mehr; und nie wird man hören, daß Einerlei Mann zugleich ein neues Infusionsthierchen, und eine neue Lesart in einer Beweisstelle entdekt hätte. Welcher Geistliche den Wasserbau, oder das Artilleriewesen versteht, der greift gewiß die Orthodoxie nicht an, sondern berechnet lieber das Schöpfungs- und Sündfluthenwasser, baut Noahs Arche nach dem verjüngten Maaßstabe, oder streitet für das Feuerwerk der ewigen Höllenquaal. — Unter den Laien hat die Sache eine Seite, die gar nicht lächerlich ist. Da ist ein großer Haufen treu orthodox, nicht bloß um sich das Selbstdenken zu ersparen, sondern auch das eigene gute Selbsthandeln. Man findet selbst unter den vornehmsten Einwohnern, vorzüglich auch beim Frauenzimmer viele, die — sehr natürlich, aber auch sehr verzeihlich! — über die Religion weder mit Anstrengung, noch mit Gelehrsamkeit nachgedacht haben; die aber eben daher — welches nicht so ganz verzeihlich ist — sich in ihrer stolzen Ruhe für bessere Menschen halten, als den treuen Wahrheitsfreund, der emsig forscht, und lieber vorsichtig zweifelt, als dreist entscheidet. Einen solchen Selbstdenker können jene sonst oft ganz gutmüthige Leute mit wahrer Intoleranz, und bitterer Verachtung behandeln. Den einfältigsten, niedrigstdenkenden Geistlichen hingegen können sie hoch halten, und wie einen Engel verehren, zumal, wenn er sonst durch einige Scheineigenschaften im Aeußern sich

noch zu heben weiß. Mancher der gemeinen Bürger hängt aus noch schlechtern Gründen an dem System. Er ist so ächt lutherisch, daß er sich bloß an den Glauben hält, und sich ja nicht mit den guten Werken beflekken will, die er den irrgläubigen Katholiken überläßt. Ihm heißt jeder aufgeklärte Prediger, der auf Besserung des Herzens und auf tugendhaften Wandel dringt, ein Neuerer, der nicht das Kreuz Christi, sondern heidnische Moral predigt. Nur Gebet, Ceremonien und unverständige Wörter verlangt er für seine Religion, womit sich denn ganz bequem jede Leidenschaft und Lieblingsneigung seines Herzens vereinigen läßt, die er sich nicht die Mühe nehmen will, zu bekämpfen. Und so findet man gerade unter den Hartherzigen, Wollüstlingen, Unthätigen, Schwachköpfigen die meisten Rechtgläubigen.

Ihre Anzahl ist auch hier noch unglaublich groß. Theils der Wahrheit zur Steuer, theils um unsre armen Landsleute nicht mit Unrecht zu tief zurükzusetzen, theils um zu zeigen, was selbst in aufgeklärten Gegenden noch zu thun übrig sei, sollte man oft und laut darüber reden. Und darum, lieber N — schikke ich Ihnen hier beigehendes Paket, welches Beläge zu diesem Briefe enthält.

1.) Die Gesangbuchsstreitigkeiten. Sie finden hier das Alte Gesangbuch selbst, nebst den mehrsten über dessen Abschaffung gewechselten Streit-

Streitschriften. Durchblättern sie das erste, guter R — und erstaunen! Was sagen Sie zu solchem Unsinn?

Dreieinigkeit, der Gottheit wahrer Spiegel,
O Licht vom Licht! (Nr. 2.)

Also außer der Gottheit noch eine Dreieinigkeit? Ist alles was unverständlich ist, denn gleich dadurch rechtgläubig?

Abgrund der allervollkommensten Lust (Nr. 12) ist ein Beinamen Gottes.

Das Ochslein und das Eselein
Erkannten Gott den Herren sein (Nr. 27).

(Nr. 38.) Vergönne mir o Jesulein,
Daß ich dein Mündlein küsse,
Das Mündlein, das den süßen Wein
Auch Milch- und Honigflüsse
Weit übertrift in seiner Kraft;
Es ist voll Labsal, Stärk und Säft
Der Mark und Bein erquikket.

(Nr. 41.) Kleinster Knabe großer Gott,
Schönste Blume weiß und roth. —
Nimm mich an, verliebtes Kind,
Und befiehle mir geschwind
Rege deine süssen Lippen!

Das erste Lied vom Leiden Christi hebt an (Nr. 69):

Ach alles, was Himmel und Erden umschließet,
Sei von mir viel tausendmal schönstens gegrüßet;

Was hören kann, höre! Ich will sonst nichts wissen,
Als meinen gekreuzigten Jesum zu küssen.

(N. 77.) Bis gegrüßt, du Königskammer,
Gasthaus der Barmherzigkeit,
Aufenthalt in allem Jammer,
Freistadt in der bösen Zeit,
Allerliebstes Jesusherze!

(N. 114.) O große Noth,
Gott selbst liegt todt!

(Nr. 330.) Dich such ich im Bett des Nachts bis am Morgen,
Wenn ich mich im Zimmer des Herzens verborgen.
So heimlich als öffentlich unter dem Haufen
Sieht man mich vor Liebe dir Jesu nachlaufen.
Ich geh' mit Maria im eifrigen Trabe —

(Nr. 654.) Der Tag hat sich geneiget
Der Abend dringt herein.
Herr Christ, wir thun dirs klagen
Denn du weißt unsre Noth.
Der Feind will uns erjagen
Im Finstern er regieret.

Welche Begriffe von der Natur! — Welche Moralität in solchen Bewegungsgründen, als:

(Nr. 657.) Dein Rosinfarben Blut
Macht alle Rechnung gut,

oder wie es Nr. 660 sehr witzig heißt:

Seine

Seine theuren Blut-Goldgulden
Zahlen meine rothen Schulden.

So ein unglaublich ſchlechtes, und oft völlig unverſtändliches Deutſch, als man in dieſem hieſigen Geſangbuche antrift, ließe ſich wohl kein Menſch träumen. Sehen Sie unter andern Nr. 109 und 445. — Aber das Beſte habe ich Ihnen zuletzt aufgeſpart: Was ſagen Sie zu jenem Liede, wo die Allegorie des Hundes unterm Tiſche ſeines Herrn als Vergleich der bußfertigen Seele gegen Gott, ſo ganz durchgeführt iſt? (Nr. 731.)

Herr ich will ja gerne bleiben,
Wie ich bin, dein armer Hund. —
Hündiſch iſt mein Zorn und Eifer,
Hündiſch iſt mein Neid, und Haß, u. ſ. w.
Ja, wenn ich mich recht beſchau,
Halt ich mich in vielen Sachen
Aerger, als die Hund' es machen.
Ich will auch nicht mehr begehren
Als mir zukömmt, und gebührt;
Wollſt mir nur des Rechts gewähren,
Das ein Hund im Hauſe führt. —
Ich will, wenn ich nur kann liegen
Unterm Tiſch, mir laſſen gnügen.
Ich will ins Verborgne kriechen,
Und hin nach der Erde riechen,
Suchen, was den Hunger ſtillt.

Will mich freuen über allen
Was die Herren lassen fallen —
Murren will ich auch und bellen —
Dennoch will ohn alles Heucheln
Ich dir auch hinwieder schmeicheln — u. s. w.

Wie kann Bewusstseln von Würde der Menschheit, Begrif von Verhältniß gegen den Schöpfer, durchdringendes Gefühl von dessen Güte, und darauf gegründetes Vertrauen bestehen, wenn man solche hündische Vorstellungen nährt! — Aber was werden Sie zu jenen Liedern sagen, wo die Seele zu Christus spricht, wie eine Buhlerinn zu ihrem Liebsten, und mit lauter sinnlichen Bildern körperlicher Wollust gespielt wird. Es ist deren eine unglaubliche Menge, und eine Rubrik heißt sogar: Von der geistlichen Vermählung. Ein Wechselgesang zwischen Christus und der Seele (Nr. 62) hat denselben Gang der Ideen, wie Prior's nußbraunes Mädchen. Hier haben Sie vom Uebrigen nur Einiges, damit Sie neuglerig genug werden selbst nachzuschlagen:

(Nr. 394.) Die sanfte Bewegung, die liebliche Kraft,
Die bei mir sich reget
Und die mich beweget,
Hat Jesus mein Holder, mein Treuer geschaft.
Der hat mich berührt,
Den hab ich verspürt;
Sein freundlicher Scherz
Erquikket mein Herz.

(Nr.

(Str. 226.) Dein, mein Gut ist deine Liebe,
Eine unvergleichen ist mein Lieb!
Mir ist sie in Freuden, Leiden
Tausenden deinen Gutes Stand!
Gut, das, so deine Liebe, erwarmet
Dein treues Herze Liebe-brunst!
Meine Gut ist es, bei der allein
Die süsse Tränenen Lust, sind
Die Gut ist es, die einen Ein.
Mein, mein Schatz und meinen Sinn!
(Str. 227.) O Einigkeit, du reiche Fülle, o süsse,
Ernestlich du Gut, Lieb, Leben und Blut,
Mein Trost, mein Hort, mein Gut und Leben, mein Muth,
In deiner grundlosen Tiefe verlohren ich
(Str. [illegible]) O wer sah je ein solches
Meine Seele, mein einziges
Ich bin der mir, meine Braut!
Ich bin mein und will mein
(Str. 228.) Deiner Vollmacht, kraft du mich
Du bist meine Gerechtigkeit!
Ich verbrauche vor Freude,
Der mein Herze hat in mir,
Ich werde vor Verlangen
Ich bin, was ich besitze,
Ich bin, was ich geniesse,
Ich bin, was ich empfinde,

Denke, daß dirs will gebühren,
Deine Braut zur Ruh zu führen.
(Nr. 235.) Eile, wie Verlobte, pflegen
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopft an deines Herzens Kammer.
Oeffn' ihm bald des Geistes Pforten,
Red' ihn an mit schönen Worten:
Komm, mein Liebster, laß dich küssen,
Laß mich deiner nicht mehr missen.
(Nr. 407.) Mein Jesu der du mich
Zum Lustspiel ewiglich
Dir hast erwählet!

Es sind noch viel anstößigere Stellen; aber ich höre auf abzuschreiben, und brauche Sie wohl nicht erst zu warnen, ja das Berlinische orthodoxe Gesangbuch nicht so hinzulegen, daß Ihre liebe unschuldige Henriette es in die Hände bekommen kann.

Und dies ist das Gesangbuch, das in Berlin! in diesen ja bekanntlich so aufgeklärten Jahren! man sich nicht wollte nehmen lassen. Es ist nicht die Rede von den Verlegern des alten Gesangbuchs, nicht vom Pöbel, der sich freilich allenthalben gleich ist. Auch Geistliche, bis zu den Vornehmsten hinauf, auch angesehene Einwohner Berlins bis zu wichtigen Staatsmännern, stritten für diesen — wie soll

man

man es gelinde genug nennen? — für diesen Schandflek der hiesigen lutherischen Kirchen. Es ist itzt erwiesen, daß jede der hämischen Beschuldigungen gegen das neue Gesangbuch, wozu sich die orthodoxe Partei erniedrigte, ungegründet war. Es giebt keinen einzigen Punkt des kirchlichen Systems, der sich nicht im N. Gesangbuche berührt fände: Die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit, die Genugthuung u. s. w. Aber: Verläumde nur dreist, etwas wird doch immer geglaubt! So kam alles in Aufruhr; eine Menge Menschen, die das neue Gesangbuch nicht angesehn hatten, und die überhaupt kein Buch zu beurtheilen im Stande sind, schrien dagegen mit einer Wuth, die wahrer Raserei glich. Man rottete sich zusammen, man lästerte die edelmüthigsten, lange Jahre als treue und verdiente Geistliche erkannten Männer; man gebrauchte Pasquille und fromme Seufzer, Aufhetzungen in Tabagien und von heiliger Stätte; man bestürmte den König, bis dieser endlich die bekannte Entscheidung gab, die eine Folge der vortreflichsten Grundsätze ist. Manche Gemeinen sind seitdem wieder zurükgetreten, und können nun wieder nach Herzenslust als Hunde, oder als Buhldirnen singen. Aber eingeführt wird das neue Gesangbuch itzt fast in keiner einzigen Gemeinde mehr; glüklich genug, wenn es nur seinen Besitzstand behauptet, den es hier nur in drei Kirchen hat! Und nun, dünkt mich, wäre doch die Pflicht jedes rechtschaffenen Patrioten, mit Klug-

heit zu helfen, daß der Gebrauch dieses so sehr bes-
sern gottesdienstlichen Buches immer weiter ver-
breitet würde.

Aber was werden Sie zu den meisten dabei lie-
genden Blättern sagen? und zu deren Verfassern,
den unberufenen Vertheidigern der Orthodoxie?
Ist nicht Unwissenheit, Intoleranz, Verläumdungs-
sucht, auf das lächerlichste und schändlichste, bei ih-
nen gepaart? Solche Schriftchen verbreiteten den
Geist der Unzufriedenheit gegen das neue Gesang-
buch, waran gerade recht für die Fähigkeit des Hau-
fens, der dadurch sollte aufgewiegelt werden, und
konnten sicher die plumpsten Lügen gegen ein Buch
enthalten, das der hundertste dieses Haufens nicht
ansah. Wie viel übrigens der orthodoxe Janhagel
sich auf die Halbgelehrten seines Gelichters einbil-
dete, die er als wahre Rüstzeuge der Glaubens-
reinigkeit bewunderte, da sie nun nicht mehr bloß
in Bierschenken und Konventikeln lehrten, sondern
auch gedrukt hervortraten, eben so gut, wie die be-
rühmten geistlichen Herren, und gar gegen diese
berühmten Herren; uud was selbst diese Schmieren
von sich dachten, deren Ansehn nun täglich mehr
wuchs: das werden Sie selbst sich leicht vorstellen
können.

2) Da haben Sie auch den ganzen Brast, der über
das hiesige Predigerwesen gedrukt verhandelt wor-
den ist: Predigtenkritiken, und Musterungen
der Kritiken, und Briefe eines Landgeistlichen und

eines Laien, und Widerlegungen, und Antworten, und wie das Zeug weiter heißt, wovon ich die Titel nicht einmal mehr ansehn mag. Schauspieler und Geistliche schrieben gegen einander und für einander, und jeder, der einen halben Bogen mit gedruktem Deutsch anfüllen konnte, mischte sich darein; bis endlich die Regierung dem Katzenkriege ein Ende machte. In den ersten Blättern findet man doch Fakta angeführt, nehmlich Stellen aus wirklich hier gehaltenen schlechten Predigten; und darum schikke ich sie Ihnen vorzüglich. Auch mögen Sie daraus ersehen, was ich Ihnen nicht aus eigner Erfahrung berichten kann. Denn wahrlich, das Pensum wäre zu hart, wenn ich in allen Kirchen herumlaufen sollte, wo ich dergleichen Brokken zu hören vermuthen könnte (die Anzahl solcher Kirchen ist nicht ganz klein). Die Neugier hat mich freilich zu ein Paar solcher Gänge getrieben; ich habe Herrn * und ** und *** gehört. Aber, damit sei es auch genug! Der wichtigen Gegenstände sind hier zu viel zu besehen, wenn man auch — welches eben mein Fall nicht ist — Geduld genug haben sollte, langweiligen Unsinn anzuhören. Aber, Freund, was sagen Sie zu den schönen Sachen, die Sie hier finden? Zu dem Beweise von der Herrschaft Christi, weil er die göttliche Macht habe zu verwüsten? Zu der Großmuth, mit der man sich über die Leiden die uns Gott schikt, hinwegsetzen müsse? Zu dem Nonsense, den groben Widersprüchen, den pöbelhaften Ausdrükken, u. s. w. O man hört

hier

hier dergleichen mehr. Mystisches Geschwätz, strenge Polemik, seelenlose Dogmatik, mit unter auch Histörchen, die einen kauderwelschen Vortrag angenehm machen sollen, all dergleichen erschallet noch von mehrern Berlinischen Kanzeln. Dagegen haben andere wieder einen faden süßlichen Vortrag, langtönende Wörter, und schallende Phrases. Mann und Predigt, beides ist gleich geziert, gleich stutzermäßig; aber, wer sie hören will, muß zwei Stunden früher hineingehn, als der Gottesdienst anfängt, sonst findet er die ganze Kirche schon voll besetzt. Die Aufwärterinn in meinem Hause versäumt nie die Predigt eines laut aber höchst unverständlich schreienden Orthodoxen, und kömmt immer mit rothgeweinten Augen nach Hause. Neulich fragte ich sie etwas genauer nach der Predigt, die ihr wieder diese Rührung verschaft hatte; sie gestand denn zwar, gar nichts verstanden, und nur äußerst wenig gehört zu haben; aber doch behauptete sie, der Mann habe gar zu rührend gepredigt, und sie erinnere sich, daß er das Wort dennoch öfter mit großem Nachdruk ausgesprochen habe. — Bessere Zuhörer versammeln sich um die bessern Kanzelredner, die hier schon seit mehrern Jahren sind, die ganz Deutschland kennt und schätzt, und die ich stets mit großem Nuzzen und wahrem Vergnügen höre. Ihr Beispiel hat auf manche brave junge Männer gewirkt, die auf dem einzig nüzlichen Wege des Predigens

ißt

itzt auch schon große Fortschritte machen. Wie sehr macht es der Regierung Ehre, daß jene Männer zugleich die angesehensten Stellen in geistlichen Aemtern bekleiden! Und sicherlich wird man auch künftig nur nach ähnlichen Grundsätzen wählen, wie strömend auch immer der Zulauf in die Kirchen der frömmelnden Mystiker, oder der schönlallenden Schwätzer sein mag.

3) Abschrift von dem Plan, uud den Protokollen einer Gesellschaft, die sich der Religion wegen verbunden hat, und nicht bloß hier arbeitet, sondern auch mit ähnlichen Gesellschaften inner- und selbst außerhalb Deutschland in Verbindung steht. Ihr Name ist: Deutsche Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit. Sie entstand, aber nicht hier, im Jahre 1779. Das Direktorium ist, so viel ich weiß, anitzt in Basel; davon abhängende Gesellschaften sind im Brandenburgischen nicht bloß in Berlin, sondern auch in Prenzlau, und an andern Orten. Die Zwekke dieser Gesellschaft sind weitaussehend genug. Sie klagt, wie Sie aus den beigehenden Papieren sehen werden, über den einreißenden Socinianismus, Arianismus, und andere Ketzereien; über die unchristliche neue Erziehungsmethode; über die Dreistigkeit, klüger, als die Schrift sein zu wollen; vorzüglich aber über die recht babylonische, überall wo wir hinsehen, herrschende Verwirrung, "wobei "das schlimmste ist: daß nicht alle Fürsten, ja Staaten

"ten zusammen treten wollen, um dienliche Maaß"regeln zu nehmen, diesem Uebel entgegen zu ge"hen." Die Sache ist so schlimm geworden, daß "auf eine Million Böse nur tausend Rechtschaffene "kommen." (also auf 1000 Böse nur 1 Guter! O des hartherzigen Rechenmeisters!) Allen diesen Schäden will nun die Gesellschaft abhelfen; also wohl den weltlichen Arm, den leider einige Fürsten und Staaten nicht mehr hergeben wollen, selbst gebrauchen; wenigstens eine zahme Uebereinstimmung einführen, wobei das eigene Nachdenken und die Gewissensfreiheit der wenigen tausend Guten freilich wohl etwas kann gefährdet werden, indeß doch die Unfehlbarkeit irgend einer Glaubensmeinung bestehen wird, und die Bequemlichkeit der zehn Geistlichen ja offenbar gewinnt. Dieser Geist der Antipathie gegen die Verschiedenheit der Denkungsart erhebt dies Institut zu einer wahren protestantischen Jesuitergesellschaft. Davon ist auch etwas in der Form sichtbar. Es sollen nemlich "theils die "einzelnen Glieder, theils jede kleineren Gesellschaf"ten sich in gewissen dirigirenden Mittelpunk"ten, und diese wieder in einem einigen Haupt"mittelpunkte freiwillig vereinigen, an solche Mit"telpunkte die Nachrichten ihrer Unternehmungen, "Rathschläge, Anfragen, Gedanken, auch Bei"träge ordentlich einsenden, von diesen dirigi"renden Mittelpunkten aber auch, zumal vom er"sten unter denselben alles dasjenige mitgetheilt be"kom-

"kommen, was ihnen angenehm und nützlich sein "kann, und die gute Ordnung des Ganzen und "dessen Wachsthum zu befördern im Stande ist." — Man ist hier so tolerant, daß man auf diese still aufwachsende und sich verbreitende Einrichtung, die doch gewiß nächstens beträchtliche Wirkungen äussern muß, gar nicht einmal Aufmerksamkeit wendet. Kaum hatte man gehört, daß so etwas im mittlern Deutschlande existire; an der hiesigen Verbindung zweifelte man völlig, bis ich meine schon dort erhaltene Abschriften der von hier aus dahin geschikten Protokolle vorzeigte, wo man mit Erstaunen die Namen der Mitglieder sah, unter denen einer der ersten hiesigen Geistlichen ist. — — Sind alles dies nur die letzten Zukkungen der sterbenden Orthodoxie? Oder sind es tiefe, langsam treibende Wurzeln, die einst Bäume seltsamer Art hervorbringen werden? Sind es Anstalten, die vielleicht bald eine ganz andere und wohl noch thätigere Gesellschaft benutzen, mit in ihr Spiel ziehen, und so desto sicherer das feste Seil der Einheit (das gegen alle babylonische Verwirrung sichern soll) allen über den Kopf werfen wird? — Aber seltsam genug, wird mancher auswärts denken, daß Zweige dieses Instituts sich auch hier befinden; und wahrlich Zweige, die weder gering, noch unthätig sind!

4.) Sie fragen mich nach hiesigen verbesserten **Liturgien**, die ich Ihnen in Abschrift oder gedrukt schikken soll. Aber das kann ich nicht thun; denn der-

dergleichen giebt es hier nicht. Wahrlich es ist auch hier noch viel zu thun übrig. Indeß einige warme Köpfe glauben, man stände schon auf dem höchsten Gipfel; einige Schwache vor Furcht schwindlicht werden über alle Neuerungen, die man nach ihrer Meinung schon soll gemacht haben; und Viele gleichgültig dastehn, und die ganze Sache der Rede nicht werth halten: sieht der denkende Menschenfreund wohl, daß in dieser wichtigen Sache des Menschengeschlechts noch viel Verbesserungen müssen vorgenommen werden, ehe sie leisten kann, was sie soll. Auch hat man von Seiten der Regierung schon lange an eine Verbesserung der Liturgie gedacht, und endlich wäre es wohl zu wünschen, daß sie zu Stande käme. Denn die alte ist ganz erbärmlich elend. So mancher seufzt darüber, daß der öffentliche Gottesdienst keine große Wirkung thut; aber untersucht nicht, woran der Fehler liegt. Er würde finden, daß nicht die natürliche Blindheit und das angeborne Verderben der Menschen (ich schäme mich, solche entehrende Begriffe auch nur im Scherze nachzuschreiben) Schuld haben. — Die Gesänge sind itzt im Preußischen verbessert, wenn man sich nur nicht hin und wieder dagegen sträubte; auch sind einige recht gute Gebete angehängt. Aber die Vertheilung des Gesanges zwischen den Reden, die ganze Form der Reden selbst, die bestimmten Texte zu den Predigten, die abzulesenden Gebete — kurz alles, alles bedarf einer großen Umschaffung.

O Salzmann, wann werden deine vortreflichen Ideen und dein lehrreiches Beispiel, vom Philanthropin zu Dessau aus, auf die Kirchen der übrigen Christen sich wirksam beweisen! Ja, lieber R — nie schlug mir das Herz so stark, als in den Salzmannischen Gottesverehrungen; und ich kann noch itzt nie ohne Entzükken daran denken. Aber wann ist hier dergleichen zu erwarten? Natürlich schrekt die Gesangbuchsgeschichte ab, und man will nicht die Gefahr eines zweiten solchen Sturmes laufen. Indeß wäre hierbei das Volk vielleicht ruhiger, als bei den Gesängen. Denn fast jeder Geistliche nimmt sich schon seit lange die Freiheit, einige Formulare nach Belieben abzuändern; so sehr schlecht und so sehr alt ist nun einmal die gedrukte Kirchenagende, die auch bald unter die völlig seltnen Bücher gehören wird, da sie nicht einmal mehr öffentlich zu kaufen ist. Daher kömmt es, daß fast keine hiesige lutherische Kirche hier ganz mit der andern übereinstimmt. Manche Formulare sind ungemein gut und vernünftig, wofür Ihnen schon der Name vieler hiesigen Theologen bürgen wird. Aber freilich nimmt sich nun auch mancher Schwachkopf unter den Geistlichen dieselbe Freiheit, und so fehlts auch nicht an Abgeschmaktheiten. Ich bin nicht im Stande gewesen, mehrere solche handschriftliche Liturgien zusammen zu treiben. Alles dies, wie gesagt, hat das Volk schon immer ruhig gelitten, und würde also nicht gegen eine Auswahl des Be-

sen waren, wenn nicht mehrere einer gröſsern Gesellschaft zu gleichgültig, zu faul dazu wären, und weil man wüßte, wenn sie eine Kirchengemeine per se ausmachten, so — — —

pflichten, so viel ich weiß, noch durch keine Gesetze bestimmt worden. Ich will also nur einige allgemeine Grundsätze, und auch diese nur kurz anführen. Wer sie in ausgedehnter Art zu wissen verlangt, der kann sie in meinen Grundsätzen des Rechts in Ruhe nachlesen, wo er ausführlich darüber handelt. Aus den Begriffen, aus den einzelnen Rechten eines allerdings mit seinen Gliedern in Verbindung stehenden Staates, aus den Begriffen von den Verhältnissen, in denen Menschen zu einander stehen, aus den Begriffen von einer allgemeinen Gesetzgebung, und aus dem, was ich oben dahin gesagt, um den Inhalt gemeiner Bescheide zu erläutern, — in einem, und einem jeden gegebenen Falle, allerdings über wesentlicher Natur, das Verhältniß und Gutachten in den streitenden Rechten und in meinen Bescheidungen erläutern, muss man sich nicht wundern, wenn ich mich nicht auf den Text meiner Rechte berufe, und wenn ich sie nicht ausdrücklich benenne, indem dieß, in meinen Augen, keine nöthige und nützliche Arbeit ist.

Gesetzlose ist es mir nicht, was ich vor allen in denen Theilen meiner Schriften, welche Gesetzbücher, Gesetze, Verordnungen, Bescheide, Urtheile, Rechtsgutachten, Rechtsfälle, Rechtsbücher, Rechtsschriften, Rechtsgelehrte, worauf gesagt ist, und dergleichen, angehen, gesagt habe, und sage noch, und werde nur die Kürze, angenehmer halten.

Was sagen Sie zu diesem ungeheuren Briefe, der selbst, wie die Beläge dazu, ein Paket geworden ist? Ich weiß, daß Ihnen der Hauptinhalt desselben wichtig ist; ich weiß, Sie hören mich gerne schwatzen; und — ich wenigstens schwatze gern mit Ihnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

8.

Auszug aus dem Testament des sel. Arletius.

(Rektor, Professor, Bibliothekar, und Schuleninspektor zu Breslau, gestorben im Januar 1784.)

Es ist schon öfter bemerkt worden, daß Testamente zu den lebhaftesten Abdrükken des Verstandes und Herzens der Menschen gehören, aus welchem man die eigenthümlichsten Charakterzüge kann kennen lernen; so daß es wiederum Geschäftsmänner sind, und nicht junge Poeten oder in Welthändeln unerfahrne Verfasser grauliche Trauerspiele, bei denen man Welt- und Menschenkenntniß suchen muß. Das Testament des braven und gelehrten Mannes, welches ich itzt vor mir habe, enthält gleichfalls sehr merkwürdige Züge, die ein künftiger

Bio-

Mitgetheilt, und der Lehrer und der Schueler der Elementar-gemeinde zu Bamen, nebst andern, die sich hier nicht weiter dabey in Anfuehrung und Angabe bringen, als die Gemeinde, welche sich in diesen beyden Schulen unterrichten, und wovon, und in welcher Sprache unsere Lehrer predigen, und was sie sonst mit gutem Recht anfuehren, um diesen Einrichtungen jenen Beifall zu ertheilen. Diese sind, wie das alle Einrichtungen sind, welche von Zeit zu Zeit getroffen werden, um den Forderungen der Zeit, und den Bedürfnissen der Menschen, welche diesen anvertrauet werden, zu genügen, und dem Ziele der Vollkommenheit, der Einheit und Harmonie immer näher zu kommen.

Hier haben sich die zu den neuen Schulen und Zirkeln und Spitälern versetzten und, um den guten Willen, und den Eifer, welche sie in den Schulen zeigten, und den Fortschritten, welche sie machten, und den Segen, welchen sie verbreiteten, und vorzüglich um ihre Treue, und Anhänglichkeit, die Zierde in den Amtsverhältnissen, und die Kraft in den Amtsgeschäften. Jeder, der solches sah und hörte in den Schulen, und Zirkeln, und Spitälern, und in den Gemeinden, glaubten gewiss, dass sie ihre Pflichten, und ihre Geschäfte, und ihre Amtsverhältnisse, und ihre Amtsgeschäfte, und ihre Amtsverhältnisse, und ihre Amtsgeschäfte

„Eine von Sr. Majestät gnädigsten Absicht, [illegible] und durch die Hochgleiche vermehrten Vermögen besonders [illegible] den Stadt convenien."

Die Bestimmungen sind sind folgender [illegible]

[illegible] Artikel. Kapital. — Voraus die Zahl Studierenden sei dem [illegible] [illegible] [illegible]

...nen Stein. Sankt es einen Hügel, so ...
...ben Grunde. Das Gebirge ist ...
...Kalk, Granit, ...
...Man findet ...
...Steinbrüche ...
...Gebirge ...
...Gebirge ...
...Gebirge

— Von der Bibliothek ist folgendes aufgenommen, was nicht mit verkauft werden, sondern auf die von Seiner Majestät für Bibliothek und Münzkabinett bestimmte Stelle gebracht werden soll: — Einige Bibl. mehrere) Bücher und Manuskripte; unter den letztern: D. von Dalberg's Manuskripte und die Sammlung Handschreiben an Seine, vom Grafen D. Bibliothekar zu Mainz Hochdenselben vom verstorbenen K. Kaiserlichen Majestät. — Alle, sowohl gedruckte als geschriebene Bücher von Antiquarien, Opern, Liebhabereien, und Kunst, auch alle Kupfern verstehen. "/" — Unsinn und Possirliche habe ich mir noch eine Sammlung von Monstrositäten und Seltenheiten, Bildern und Thaumaturgien angekauft, von denen es aber nicht Personen sind, welche Seiner Majestät dem jetzt regierenden Kaiser Ferdinand, am ganzen Hofstaat, am ganzen Thronsaal, in die meiste Lachen zu setzen wissen. Nur, wie es erst neulich ein ganz geschickter Zeichner

*) Der geschickte Mann benutzte Jedoch diese Gelegenheit, verewigend sichtbar, Gutes zu thun. Kaiser einer andern so vielfältigen Sprache von Seinen treuen Staaten, und hatte so viel erfahren, daß Dolmetschen Vorsicht zu gebrauchen, war einer, wie er mir erzählte, durch unzeitigen Gebrauch des Wortes Gnade, in Gefahr, Seine Majestät um Brod und um seinen Kopf zu bitten. Er wünschte also, daß der Bibliothek Zeitschrift so genannt werde. Der Anfang einer Liste: Bibliothek, Münzkabinett, Gemälde, Naturalien und Kunstsachen, Antiquitäten, Bücher und Manuskripte, und so fort, bis zu Ende, wo noch Platz für Jedes noch Neue und Ungesehene ist.

Was Wunder, wenn solcher Geister Streit so grimmig
wird, wenn sie, wie unter Thomas Aquinas und
Scotus, Jahrhunderte lang sich bekämpfen! Wenn
Thomas sagt: Gott ist Wesen, Scotus: Gott ist Sein,
Thomas sagt: Gott ist Ich, Scotus: Gott ist Du,
wenn die ersten Kenner beyzupflichten scheinen, wenn
Thomas sogar Scotus Lehrer und Scotus sein Schüler
genannt wird, wenn Scotus Thomas Meinungen
seinen Scharfsinn, seinen Witz und sein Ich
(Ego) beygesellt, so entsteht aber wieder ein Ich,
ein Du, ein Wesen, ein Sein, ein Gott, ein Mensch,
wer sich diese Namen nicht nehmen will, muß Gott
selbst in Thomas Gemeinschaft mit Scotus
suchen und finden. Wo ist Ich, Gott, Gottes
Wesen, Gottes Sein, Gottes Ebenbild, Wesen
Christi und Christi Ich? Christus ist Gottes Ich
und Du, Gottes Wesen und Sein, Gottes Ebenbild
und Gleichheit, Gottes Sein und Wesen, Gottes
Ich und Du, Gottes Ebenbild und Gleichheit.
Wer sich also in seinen Christus findet, der findet
sich selbst, findet seinen Gott, seinen Vater, seinen
Bruder, seinen Lehrer, seinen Meister und seinen
Schüler. Wer sich als sein Ich, als sein Du, als
sein Wesen, als sein Sein, als sein Gott, als sein
Vater, als seinen Bruder, als seinen Lehrer, als
seinen Meister und Schüler, als seinen Ich, als
seinen Gott, als seinen Vater, als seinen Bruder,
als seinen Lehrer, als seinen Meister und Schüler,

"daß noch ein Räumlein für dieselben vorhanden "sein wird, und mein Nachfolger wird ihnen der- "gleichen anzuweisen wissen. Allenfalls könnten "die großen Globi fortgeschaft, und an deren Statt "ein Repositorium zu meinen Büchern und Hand- "schriften gemacht werden."

6) Seine Sammlung von schlesischen Münzen an die Rhedigerische Bibliothek; dazu 100 Rthlr. Kapital.

7) 600 Rthlr. Kapital zu Büchern an die Rhe- digerische Bibliothek, und 100 Rthlr. an die Bi- bliothek des Marien Magdalenen Gymnasiums.

8) Sein letztes und wichtigstes Legat sind sechs tausend Thaler zur Vergrößerung des Gehaltes der Lehrer am Elisabethanum. — Erst setzte er 4000 Rthlr. aus, von deren Interessen vier neue Lehrer sollten angestellt werden: ein Zeichen-, Re- chen-, Schreib- und polnischer Sprachmeister. "Die armen Kinder und Jünglinge sollen diesen "Unterricht umsonst genießen; indessen sowohl als "besonders die wohlhabenden Bürgersöhne ihren "Lehrern zum Neujahr und Geburts- und Namens- "tage einige Erkenntlichkeit, nach dem löblichen "Schulgebrauche, jährlich entrichten." — Er machte dabei den merkwürdigen Zusatz: "Wenn ich "noch ein paar tausend Thaler mehr hätte, oder noch "einige Jahre zu leben mir versprechen könnte, wel- "ches aber bei meinem 72jährigen Alter (er schrieb "es Anno 1779) und allerhand Zufällen und

Schwach-

Bedeutungen sind Worte! Worte! Es wären 10 Worte eine Wortfolge oder ein Satz? Wie wäre es, wenn die Worte, wenn jene 10 Worte Sätze wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Verbindungen wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Begriffe wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Urtheile wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Schlüsse wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Sätze wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Sätze wären? Wie wäre es, wenn jene 10 Worte Sätze

Gattung andere Art Kinder, Thorheit anbetreffend
Ich habe in meinem Leben nur einen Menschen
Gelegenheit zu Beobachtung gehabt, der
Mann eine Frau-Zimmer-Gesellschaft
Gesellschaft, worinn ich mich befand, ein Mann
Mann, welcher sogenannter massen, weniger
Mann, welcher sogenannter massen, weniger
Mann, welcher sogenannter massen, weniger

9.

Ueber den allgemeinen europäischen Staatskalender eines Franzosen.

Wir sind es schon so sehr gewohnt, unter der Feder unserer Nachbarn jenseit des Rheins unsere Litteratur, Politik, und selbst unsere Namen verstellt zu sehen; daß wir itzt nur noch — darüber lachen. Aber dieses sollten wir denn auch niemals unterlassen, zumal wenn uns die Sache sogar nahe gelegt wird. Nun hat, meinem Bedünken nach, kein Franzose den Deutschen neulich so viel Stoff zu dieser heilsamen Gemüths- und Leibeserschütterung gegeben, als *M. Poncelin de la Roche-Tilhac*, Ecuyer, Conseiller du Roi à la Table de Marbre, in seinem Etat des Cours de l'Europe & des Provinces de France pour l'année 1784; und ich fühle daher einen Beruf in mir, den Fall unsern Lesern vorzutragen. Das genannte Werk macht einen dikken Oktavband von 618 Seiten aus, welcher in Paris brochirt 5 Livres kostet, und dem Titelblatt zufolge, außer den 12 dort genannten Städten, bei den vornehmsten Buchhändlern in Europa zu haben ist. Im J. 1783 ist es zum erstenmal erschienen. — Die Idee ein solches Werk zu schreiben, ist nichts weniger als schlecht; nur müßte man erst von jeder Hauptstadt eines Landes solche Nachrichten haben, wie sie z. B. Nikolai (in seinem bekannten Werke) von Berlin, oder wenigstens wie er sie im 3. und 4ten Bande seiner Reisebeschreibung von Wien geliefert hat. Wie wenig haben wir noch dergleichen! und welch ein mühsames Sammeln, häufiges Hin- und Herschreiben, unverdrossenes Nachfragen, u. s. w. gehört

hört nicht dazu, um diesen Mangel zu ersetzen! Nun vollends über ganz Europa!! Ein Deutscher würde mit allem seinem Fleiße ohngefähr 5 Jahre dazu brauchen; ein Franzose müßte schon, wegen des Mangels an ausgebreiteter Sprachkenntniß, 10 Jahr dazu haben; aber gerade ein Franzose verwendet sicherlich nicht über ein Jahr darauf.

Das Werk hat eine französische, eine spanische, eine italiänische, eine deutsche, und eine englische Vorrede. — Doch wer könnte sich mit dem ungeheuren Ganzen abgeben? Jeder mag zu seiner Erbauung den Artikel seines Landes nachschlagen; die Berlinische Monatsschrift beschäftigt sich natürlich nur mit Preussen. Hier ist das Neue, was Herr Poncelin de la Roche Tilhac davon zu sagen weiß.

Voran kömmt jedesmal ein geographisch-statistischer Aufsatz. "Das Königreich Preussen, heißt es hier, theilt sich in Ostpreussen, wovon der König den größten Theil besitzt, und Westpreussen, das er durch die 1773 in Polen geschehene Revolution seinen Staaten einverleibt hat. — Berlin liegt an der Spree, die in die Elbe fällt. — Die Provinzen, aus welchen dies Königreich besteht, sind nicht mehr, wie ehemals, Wüsteneien. Jetzt sind sie ziemlich bevölkert; und das haben sie größtentheils den Salzburger Emigranten zu verdanken."

Auch etwas von den Gesetzen. "Der Diebstahl wird im Preussischen nicht mit dem Tode bestraft; und man hört fast niemals davon, daß ein Mensch bestohlen worden. — Im Preussischen können mißvergnügte Eheleute ihre Ehen trennen; aber sie dürfen dann nicht im ledigen Stande bleiben. Sobald sie die Bande zerbrochen, wodurch sie unglüklich waren, müssen sie

neue

neue knüpfen. Sie fürchten sich natürlich, daß diese ihnen eben so unerträglich werden können, als jene es waren; und daher findet man äusserst selten bei den Preussen gerichtliche Ehescheidungen." Das heiß ich mir noch einen Politiker, der Einrichtungen, Gesetze, Fakta, und Raisonnements darüber, alles zusammen mit einemmale sich selbst schaft!

Nun zum eigentlichen Staatskalender. — "Das Kabinetsministerium: bei welchem, unter den Augen des Königs, alle Sachen verhandelt werden, die sich auf den Staat beziehen können. Mitglieder: H. Graf von Finkenstein; H. Graf von Herzberg; H. Geh. R. von Stuk (Stek); u. s. w. — Geheimer Staatsrath: Hier nun wieder, der Freiherr von Herzberg. Ferner, unter andern: Freiherr von Plumenthal, Direktor des Lehnhofes, Präsident des Obertribunals, und Kanzler von Magdeburg. (Das letzte vielleicht aus Kanonikus entstanden?) Herr von Stoym, in Schlesien. Freiherr von Schulenburg, Generalkapitän der Infanterie, Chef des Kriegsdepartements. Herr von Görn, Kanzler von Magdeburg. Graf von Schulenburg, Hofmarschall. — Finanzdepartement: Der König, Präsident. Freiherr von Plumenthal, Vicepräsident. Dann folgen die Direktoren: Freiherr von Schulenburg, von Görne, von Gaudi, von Heinitz, und der Generalkapitän von Schulenburg. Räthe: Werder, Grothe, Stuver; diese drei Räthe führen per interim das zweite Departement der Churmark und der Salzcompagnie. Dann wieder Direktoren: Freiherr von Goldbech, dirigirt per interim das Postwesen; Freiherr von Tarrach; Geh. Finanzrath Wlomes, diesem Minister kömmt es zu, dem Kollegium in den verschiednen Departements,

woraus es beſteht, die Sachen vorzutragen (eine unglükliche Ueberſetzung der Stelle unſers Adreßkalenders: H. Geh. Fin. Rath Wlömer hat in Juſtizſachen bei allen Departements den Vortrag); Geh. Fin. Rath Beger (Beyer). — Juſtizdepartement: Herr von Münchlauſen, Kanzler von Magdeburg, Präſident. Herr von Carmer. Freiherr von Zedlitz. Freiherr von Dörnberg. Zwölf andere Räthe. — Obertribunal: H. Feridman von Münchlauſen. — Kammergericht: Freiherr von Dörnberg, Chef der drei Senate; Kesler, Präſident des erſten; Rebeur, erſter Direktor des Königl. Kollegii (ohne Zweifel des Oberkollegii Medici); Desmines (wer kann den errathen?) Präſident des zweiten Senats; Freiherr von Dörnberg, Präſident des dritten."

Die höchſte Blüthe der Lächerlichkeit findet ſich am Ende. Wie auch in den nächſten zehn Jahren die Ueberſetzungsfabriken in Leipzig ihre franzöſiſchen Originale verſudeln mögen; Frankreich wird doch kaum quit gegen uns werden, denn ſolche Fehler begeht auch der ſchlechteſte unſerer Verdeutſcher nicht. Ich übergehe mehrere Kleinigkeiten, und die höchſt entſtellten Namen, als: die beiden Herren M. Arend und M. Kopken, welche Niemand anders ſind, als der eine H. Geh. R. Arend Köpken; M. Naguſch, le Baron de Taubenhein, M. de Rebener (Rebeur), de Sigrotte, de Mauſwitz, de Thos (Voß), u. ſ. w. Aber, was ſagen die Leſer zu folgendem?

Directoire des ARME'ES.

Meſſieurs Le Baron de Zedlitz, directeur.

Le Préſident de Hayen, ſous-directeur.

Dieſes Kriegsheerdirektorium iſt alſo — nichts anders als das Armendirektorium! Die Wittwenanſtalt heißt: Commiſſion établie dans la Marche de Brandebourg pour le ſoulagement des Veuves. Das Pupillenkollegium: Commiſſion établie pour le ſoulagement des Orphelins. — Die folgenden drei Gouvernements beſchließen den ganzen Aufſatz:

Gouverneur de Brandebourg.

M. d'Arnin, doyen du chapitre de Brandebourg.

Gouverneur de Berlin.

Le général de Mollendorf.

Gouverneur de la Marche Electorale.

M. de Hayen, préſident du grand conſiſtoire de cette province.

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Fünftes Stük. Mai.

I.

An das Römische Volk.

Horazens siebente Ode des fünften Buchs.

Wohin, wohin, ihr Frevler? Warum zückt die Faust
Das kaum versteckte Schwert so rasch?
Floß über Land und Meer zu wenig Römerblut?
Und nicht, des eifersüchtigen
Karthago stolze Burg in Asch' und Staub gelegt,
Und den noch ungebändigten
Britannier in Fesseln durch die Straßen Roms
Zum Kerker hingeführt zu sehn;
Nein, nach der Parther Wunsch die mütterliche Stadt
Durch eignen Arm verheert zu sehn.
Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie,
Die fremder Art nur schrecklich sind.

Iſts blinde Wuth, iſts höhere Gewalt, iſts Schuld,
Was euch dahin reißt? saget an!
Sie schweigen; Todtenbläſſe deckt ihr Angeſicht,
Und das betroffne Herz erſtarrt.
Ja, ja, so iſts! ein ſchweres Schickſal liegt auf Rom:
Des Brudermordes Miſſethat,
Als dieſer Boden Remus unſchuldvolles Blut,
Ein Fluch dem Enkel, in ſich trank.

Anmerkungen.

Horaz mag dieſe Jamben entweder in ſeiner Jugend entworfen haben, noch ehe er ſelbſt durch den Markus Brutus zur Armee der Pompejaner gezogen ward, zu der Zeit als der junge Oktavian wider den Antonius, welcher Mutina belagert hatte, den erſten Feldzug that; oder er mag ſie, nach der gemeinſten Meinung, vor der Schlacht bey Aktium verfertigt haben, als die Feindſeligkeiten zwiſchen dem Oktavian und Antonius aufs neue angingen: ſo hat er in beiden Fällen für gut gefunden, ſie zu unterdrücken. Sie ſtehen daher in dem fünften Buche ſeiner Oden, welches wahrſcheinlicher Weiſe lange nach ſeinem und des Auguſtus Tode herausgekommen iſt.

V. 5—8. Nicht, des eiferſüchtigen Karthago ſtolze Burg ꝛc.) Statt allgemeiner Ausdrück-

drücke, die weniger sinnlich sind, stellen uns die Dichter gern einen besondern Fall vor Augen. Der allgemeine Ausdruck würde geheißen haben: Nicht feindselige Städte zu zerstören, oder unbezwungene Völker zu demüthigen; der besondere Fall heißt: Nicht, Karthago zu zerstören, nicht die unbezwungenen Britannier zu demüthigen. Daß Karthago schon längst zerstöret war, und die Britannier noch nicht besiegt waren, thut hier nichts zur Sache.

V. 9. Nein, nach der Parther Wunsch.) Die Parther, die das Heer des Krassus geschlagen hatten, furchten sich vor der Rache der Römer; sie mußten es also nothwendig gern sehen, wenn diese sich selbst aufrieben.

V. 11. Dieß war der Wölfe Sitte nie, der Löwen nie.) Daß die Wölfe oder Löwen zuweilen einander selbst anfallen, darf man nicht wider den Horaz anführen: ihr eigentlicher Krieg ist doch nur wider andere Thiere gerichtet, die ihnen zur Nahrung dienen.

V. 19. 20. Remus unschuldvolles Blut, ein Fluch dem Enkel.) Sich selbst zu entschuldigen, haben fast alle Völker geglaubt, daß die Gottheit die Missethaten ihrer Väter an ihnen räche. Dieses Glaubens bedient sich hier der behutsame Dichter, um nicht die nähere und wahre Ursache anzugeben.

Ramler.

2.

Ueber den Unterschied einer christlichen und bürgerlichen Ehe.

Vor Zeiten gab es nur Eine Art von Ehen *); und man verstund darunter eine solche Verbindung, die einer nach den Gesetzen der Kirche und des Staats, dessen Mitglied er war, vollzogen hatte. Nachher aber hat man dem Vortrage zu gefallen, oder aus Mangel eines andern Ausdruks, dieses Wort weitläuftiger gemacht, und nicht allein diejenige Verbindung, welche bloß nach den Gesetzen der Kirche und nicht nach den Gesetzen des Staats vollzogen war, eine Ehe genannt, sondern auch in dem Rechte der Natur von Ehen gesprochen, und die besondere Verbindung, worinn die Kinder bloß der Mutter Namen und Vermögen erben, oder wie unsre Vorfahren sprachen, na der Morgan, (nach der Mutter gehen) woraus die Lateiner das Matrimonium ad Morganaticam gemacht haben, eine Ehe zur linken Hand genannt. Diese Vermischung rührt vornehmlich daher, daß der Staat alle diejenigen Ehen, welche unter gewissen Vorschriften in der

christ-

*) Das Wort Ehe kommt von dem altdeutschen Worte Eh oder Ewa Gesetz, und faßt den Begrif der Gesetzmäßigkeit in sich.

christlichen Kirche vollzogen werden, entweder ausdrüklich oder stillschweigend für bürgerlich gültig erkennet, und der Kürze halber dem dazu bestelleten ordentlichen Pfarrer die Macht überlassen hat, zwo Personen nicht allein kirchlich oder christlich, sondern auch mit bürgerlicher Würkung zu verbinden.

Hieraus sind aber verschiedene Verwirrungen entstanden, die wohl verdienen auseinander gesetzet zu werden. Die kirchliche Ehe ist immer noch von der bürgerlichen unterschieden; und jene führt bei weitem nicht in allen Fällen alle die Folgen mit sich, welche beide zusammen würken. Man wird solches am besten aus folgenden Beispielen beurtheilen.

Wenn zwo Personen sich, wie es oft geschieht, als Vagabunden oder pro vagis kopuliren lassen: so sind sie unstreitig christlich verbunden, und leben in einer kirchlich rechtmäßigen Ehe. Allein sie können nun nicht aus dem Stande der Vagabunden, welchen sie erwählet haben, zurüktreten, ohne von irgend einer Landesobrigkeit als Unterthanen aufgenommen zu werden. Geschieht dieses, so erhält dadurch die kirchliche Ehe das Siegel der bürgerlichen Gültigkeit. Geschieht es nicht: so bleiben sie Wildfänge, der überlebende Theil kann sich so wenig auf ein kaiserliches Recht als auf ein Landrecht beziehen; und die Kinder können ihre Eltern nicht beerben. Die kirchliche Ehe ist folglich hier ohne alle bürgerliche Wirkung.

Eben so verhält es sich mit denen, die sich zwar nicht als Vagabunden, aber doch auch nicht von dem von der Obrigkeit dazu gesetzten Pfarrer, oder mit dessen oder der Obrigkeit Erlaubniß von einem andern kopuliren lassen. Dem fremden Pfarrer hat die Obrigkeit nie das Recht übergeben, zween Eheleuten alle bürgerlichen Rechte mitzutheilen; und so kann dieser ihnen nur die kirchlichen geben. Ihre Beiwohnung ist Pflicht und ohne Sünde, ihre Kinder sind kirchlich echt; aber in Ansehung des Witthums und der Erbfolge kömmt ihnen weder Land- noch Stadtrecht zu statten, und wo sie nicht irgendwo als Unterthanen aufgenommen werden, leben sie im Stande der Verbiesterung. *) Die Obrigkeit, worunter sie leben, kann sie als Wildfänge beerbtheilen.

Unsre Eigenbehörigen leben bis auf diese Stunde bloß in der kirchlichen und nicht in einer bürgerlichen Ehe. Ihre Kinder erben von ihnen nichts, und

*) Verbiestern ist soviel als herrenlos werden, und sonach als ein bonum vacans dem Landesherrn heimfallen. Man sagt es von Menschen und von Vieh, wie auch von Deichen und Häusern, die der Eigenthümer verlassen hat. Ein verbiesterter Mensch ist daher zugleich ein Wildfang, albanus oder aubain. Der albanus unterscheidet sich von dem forbanus, forban, darinn: daß dieser des Bannes oder Schutzes verlustig erkläret ist, jener hingegen, des Schutzes zu dem Preise genießt, daß ihn die Landesherrschaft nach seinem Tode beerbt.

und die Leibzucht *) des Mannes oder der Frau ist keine bürgerliche Würkung der Ehe, sondern der dem Gutsherrn bezahlten Auffahrt. **) Die Freien, welche in einer Hode ***) stehen, sind in gleichen Umständen; ihr Recht hängt von dem durch die Schutzurkunde ****) abgelöseten Sterbfall ab, und man kann es nicht als eine bürgerliche Würkung ihrer Ehe ansehen, daß ihre Kinder von ihnen erben, und ihre Witwen ein gewisses in jeder Hode bestimmtes Recht haben. Sobald sie die Schutzurkunde versäumen, würkt die kirchliche Ehe jenes nicht. Alle dergleichen bloß kirchlich oder christlich verbundene Leute hinterlassen keine Witwen, sondern nur Relikten. Denn um Witwe zu werden, mußte man bei den Römern und bei den Deutschen in einer nach kirchlichem und bürgerlichem Rechte vollkommenen Ehe gelebt haben. Wie aber das Wort Ehe allgemeiner ward, hieß man ihre Relikten auch Witwen. Aber nun nahm auch der Adel den Titel von Douarieren an; und die Notarien erfanden christ-adeliche Ehen, um damit das Wort Ehe, welches zu weitläuftig geworden war, zu einer neuen Bestimmung zu stempeln. Eben so hatte er sich lange vorher echte Hausfrauen zugelegt,

*) Leibzucht usus fructus vitalitius.
**) Auffahrt landemium.
***) Hode, Hut, Obhut, oder Schutz: protectio vel advocaria specialis.
****) Schutzurkunde recognitio hujus protectionis.

weil es auch Hausfrauen gab, die nicht echt waren, das heißt, die bloß in einer kirchlichen Ehe ohne bürgerliche Würkung lebten.

So deutlich hieraus hervorgeht, daß der Unterschied zwischen einer kirchlichen und bürgerlichen Ehe sehr gegründet sei: so sehr ist es zu verwundern, daß man in den Lehrbüchern hierauf fast gar nicht mehr fußet, und immer die christliche Ehe mit der bürgerlichen vermengt, da es doch klar vor Augen liegt, daß der Gesetzgeber sich jenes Unterschiedes nützlich bedienen, und damit den unerlaubten Kopulationen ein ewiges Ziel setzen könnte. Denn die Kirche mag dann immerhin ihr Recht, daß dasjenige, was sie einmal verbunden habe, auf ewig verbunden sei, behaupten. Der Staat darf den kirchlich Verbundenen nur die bürgerliche Würkung der Ehe weigern: so müssen diese entweder das Land räumen und sich anderwärts als Unterthanen aufnehmen lassen, um die bürgerliche Würkung ihrer Ehen zu erhalten, oder wo sie geduldet werden, als Wildfänge, die von ihm beerbet werden, ihr Vergehen büßen.

Unstreitig hat es auch in der Verfassung unsrer Leibeigenschaft manchen Fehlschluß veranlasset, daß wir die christlichen Ehen der Leibeignen als vollkommene Ehen angesehen haben. Unter leibeignen Eltern und Kindern ist zwar eine christliche Verwandschaft, aber keine bürgerliche, wenigstens hatten sie vordem nicht den geringsten Vortheil von der letz-

ten; Eltern und Kinder, Schwestern und Brüder beerbten sich im eigentlichen Verstande nicht. Sie zeugen keine Genossen des Staats; und ihre Kinder sind Wildfänge, so bald sie frei gelassen sind, und keinen neuen Schutz nehmen. Sie haben keine Pflichttheile von ihren Eltern zu fordern, und der Vater hat sie nicht als echter Hausvater in seiner Gewalt. Wenn auch der alte leibeigne Leibzüchter eine freie Person heirathet: so hat diese, was die bürgerliche Würkung betrift, nichts mehr als eine Konkubine zu fordern, und die aus dieser Ehe erzeugten Kinder sind den übrigen von ihrem Vater bürgerlich unverwandt. Gleichwohl schließen wir bei ihnen oft aus den Rechten, welche nur für christ-bürgerliche Ehen eingeführet sind, und verwechseln aus Menschenliebe den Menschen mit dem Bürger; woraus denn nichts wie Ungewißheit der Rechte entsteht.

Legten wir aber bei einer neuen Gesetzgebung wegen der Ehen, jenen Unterschied zum Grunde: so glaube ich, daß wir vielen Schwürigkeiten, welche bisher die Sache verwikkelt haben, ausweichen könnten. Traurig ist es zu hören, daß es noch Eheprozesse in der Welt giebt. Man sollte denken, diesen einzelnen Zweig hätten die vielen Bemühungen der philosophischen Gesetzgeber doch endlich so weit bringen müssen, daß gar kein zweifelhafter Fall darinn mehr vorkommen könnte. Allein die Verlassung jenes Unterschiedes, wodurch die Kirche unnö-

thiger Weise mit dem Staate in Kollision gebracht wird, und die wenige Hoffnung, welche die weltliche Obrigkeit gehabt hat, hier eine Vereinigung zu treffen, hat es in den mehrsten Staaten immer verhindert, die Ehegesetze vollständig zu machen. Läßt sie aber der Kirche, was der Kirche ist, und geht bloß auf die bürgerliche Würkung der Ehe: so ist es allemal in ihrer Macht durch eine Nichtduldung oder Landesverweisung diejenige Ordnung zu erhalten, welche das gemeine Beste erfordert.

Möser.

3.

Von den Militärehen der Engländer.

Die Engländer dulden in ihren Armeen keine ledige Weibspersonen; dagegen aber können sich ihre Soldaten ein Weib vor der Trommel geben lassen, und sich auch so wieder von ihnen scheiden. Diese besondre Art der Militärehen hat unstreitig sehr viel gutes, in Vergleichung mit dem sonst gewöhnlichen größern Uebel. Der Soldat schützt sein Weib, mit der ihn der Tambour kopulirt hat, gegen jeden andern; und man hat weniger Beispiele von solchen als von andern gebrochenen Ehen. Ja es haben

mich

mich mehrmals die englischen Offiziere versichert, daß es hier mehr Eifersucht gebe, als in einer christlichen Ehe; vielleicht aus eben dem Grunde, warum mancher die Untreue seiner Maitresse höher empfindet als die von seiner echten Frau. Das englische Soldatenweib kann mit ihres Mannes Kameraden in einem Zelte liegen, und keiner wagt es, ihr etwas anzumuthen. Der Mann macht sich ein eignes point d' honneur daraus, dieses durchaus nicht zu gestatten; und wer es versuchen wollte, würde dafür seinen, oder wenn er klagte, des Hauptmanns Zorn empfinden.

Wenn er ihrer müde ist: so verkauft er sie, jedoch mit ihrem guten Willen, einem andern; und dieser schützt sie eben so wie der vorige, so daß sie niemals verwildern kann, sondern immer ihren Vertheidiger hat. Sobald sie niemand will, muß sie die Armee verlassen. Uebrigens ist der Engländer gern Vater, und liebt sein Kind; daher es nicht leicht geschieht, daß er ein schwangeres Weib von sich läßt, oder für sein Kind nicht sorgt.

Ledige Weibspersonen, die sich einem jeden ohne Unterschied überlassen, sind vielfältig von der bösen Seuche angestekt, und bringen manchen guten Kerl ins Hospital. Dieses hat man aber von jenen Weibern, die von einer guten Hand in die andere gehen, nicht so leicht zu besorgen; und dieses ist wahrscheinlich der Grund, welcher die Engländer

genöthiget hat, diese Art der Ehen vor jedem andern Nothmittel vorzuziehen.

Vermuthlich sind sie bei ihren weiten Seereisen darauf verfallen, die echten Weiber der Soldaten mögten ihren Männern darauf nicht folgen, und diese auch dieselben allen Gefahren und allen Versuchungen nicht bloß stellen wollen. Andre Nationen haben hingegen mehr in ihrem Lande oder auf dessen Grenze gefochten, und sie konnten ihre Weiber eher mitnehmen; daher sie nicht wie der Engländer aus zween Uebeln zu wählen hatten. Mir ist es wenigstens nicht bekannt, daß irgend eine andre Nation dergleichen Militärehen öffentlich dulde, und wenn es erfordert wird, schütze. Sie sind aber allemal eine feinere Erfindung, als die öffentlichen Häuser, die in andern Ländern geduldet und geschützet werden.

Möser.

4.

Die Bildsäule.

„Wie traurig, rief ein junger Schüler Bonnets, daß ich immer nur die Eigenschaften der Seele erforschen, immer nur in der Entwikkelung ihrer Kräfte fortfahren, aber nie bis zur Erkenntniß ihres eigent-

gentlichen Wesens gelangen soll! Die ausdrükliche Erklärung meines Lehrers benimmt mir dazu alle Hofnung; die Mystiker, die mir ein näheres Licht versprechen, führen mich in ein noch tieferes Dunkel; und alle meine eignen Bemühungen, bis zum Grundwesen meiner Seele hindurch zu dringen, sind fruchtlos. — Der Mensch, sagt man, ist nicht für diese Erkenntniß gemacht. — Das fühl ich leider! Aber woher denn in mir dieser lebendige, ungeduldige Trieb, sie zu haben? Woher in einer sonst so weislich eingerichteten Natur, wie die meinige, dieser Durst, wenn nirgends eine Quelle fließt, die ihn löschen könnte? Mag mir doch die Antwort ausbleiben, wie lange sie wolle; ich werde nicht aufhören können, mich selbst zu fragen: Wer bin ich? Ich empfindende, denkende, wollende Seele; was für ein Wesen habe ich? Was ist in mir das Unbekannte, dem jene mir bekannten Eigenschaften beiwohnen? dem sie anhangen? in dem sie sind?" —

Einst im Morgenschlummer bemächtigte sich bei unserm jungen Denker die Phantasie dieser Grübeleien seiner Vernunft, und webte aus dem luftigen Gespinnst derselben eine ganze Folge von Phänomenen. Er sah die philosophische Dichtung seines Lehrers realisirt: eine belebte menschliche Bildsäule, die also mehr als Bildsäule, die ein Mittelding zwischen der vollkommensten Pflanze und dem unvollkommensten Thier war. Ihre Sinne waren noch alle gebunden; sie erwarteten noch alle die erste Rührung,

rung, den ersten Eindruk eines Objekts: sonst waren die Nerven gespannt, die Säfte in Umlauf; der Puls schlug, und sämmtliche Verrichtungen des animalischen Lebens gingen von Statten. — Man weiß, zu welchem Entzwek Bonnet und sein Vorgänger Condillac eine solche Bildsäule erdichteten. Sie glaubten dadurch die Untersuchung zu simplificiren und zu erleichtern: wie bei Gelegenheit der sinnlichen Eindrükke sich nach und nach die Kräfte unsrer Seele entwikkeln.

Die lebhafte Freude des jungen Mannes, der auf einmal Hofnung zur Beantwortung der tiefsinnigsten Fragen der Weltweisheit faßte, läßt sich nur denken. Auch jene berühmte Frage des Molyneux, die Aehnlichkeit zwischen Gefühls- und Gesichtseindrükken betreffend, sah er nun im Geist schon entschieden. — "O, rief er aus, wenn ich doch von der Göttin der Weisheit eine ähnliche Gnade erbitten könnte, wie sich einst Pygmalion von der Göttinn der Liebe erbat! Wenn sie doch die verschlossenen gefesselten Sinne dieser wunderbaren Bildsäule entbisen wollte! — Aber nur ja nicht zu schnell oder zugleich, theure Göttinn, damit ich Raum zum Beobachten hätte! Erst müßten die gröbern, dann die feinern Sinne, und nur allmählig, nur langsam, immer einer nach dem andern, entbunden werden." — Kaum war der Wunsch vollendet, so hörte er schon den schnaubenden Athem der Bildsäule, und sah entzükt, wie sie beide Ma-

sensitiv-

fenflügel bewegte. Er ſprang mit der höchſten Ungeduld eines Beobachters ins Fenſter, und pflükte aus einem kleinen dort aufgeſtellten Blumengarten eine Roſe, die noch ſpät neben einer frühzeitigen Nelke blühte.

Er bot der Bildſäule die Roſe, und ſie zog mit ſichtbarem Vergnügen den ſanften Wohlgeruch ein. Er bot ihr die Nelke, und mit noch ſichtbarerm Vergnügen ſchlürfte ſie den erquikkenden aromatiſchen Aushauch in ſich. — "Himmel! wenn ſie doch auch nur ſpräche! rief er. Denn was hilfts mir, daß ich ihre innern Veränderungen nur ſo im Allgemeinen erkenne? Das ganz Eigne der Empfindungen, der Modificationen ihrer Seele mögt ich erfahren. — Aber wie ſie wohl alle Gebehrden vorſtellen mögte, wenn ich plözlich ihre Empfindungen abänderte, und widrigen Duft auf Wohlgeruch folgen ließe?" — In demſelbigen Nu ſprang er wieder ins Fenſter, um eine Todtenblume, die er ihrer Geſtalt wegen gepflegt hatte, zu brechen. Die Bildſäule, die in Erwartung neuen Vergnügens noch immer den Athem an ſich zog, fand ſich treflich betrogen. Sie ward nicht ſobald den widrigen Eindruk inne, als ſie mit gekräuſter Naſe zurükfuhr, und aus aller Kraft ihrer Lungen den Duft hinwegblieſ.

Der junge Mann war jezt in der ungeduldigſten Erwartung, ob nicht bald ein neuer Sinn ſich entwikkeln würde. Aber welch ein weit größeres

und

und unerwartetes Vergnügen ſtand ihm bevor! Die Bildſäule warf plötzlich ernſthafte Falten, wie von einem tiefen Nachdenken, auf die Stirne, und ſiehe! ſie konnte reden und räſonniren. — "Das waren zwei Eindrükke, rief ſie, von ganz verſchiedner Natur. Die eine Blume duftete lieblich, die andere widrig; aber ich, die ich beide entgegengeſetzte Eindrükke empfand, ich die Riechende, bin von beiden verſchieden, und Eins. Wär es ſonſt möglich, daß ich dieſe Eindrükke verglichen, ſie einander entgegengeſetzt, geurtheilt hätte? Wenn ich denn aber etwas Andres, etwas für mich Beſtehendes bin; was bin ich? Was für ein Weſen hab ich? — Wie jene Blumen dufteten, weiß ich; aber wie mag wohl ich, die empfindende, die genießende Blume, duften?" —

Die Frage war eben ſo drollig als unerwartet, und unſer Träumer lachte laut auf. — "Gute Bildſäule, dacht er, laß nur erſt deine feinern Sinne ins Spiel kommen, und du wirſt das Alberne deiner Frage ſchon inne werden. Genie haſt du wirklich, und das recht viel: denn in ſo kurzer Zeit und über bloße Gegenſtände des Geruchs eine ſo metaphyſiſche Frage zu thun; — beym Plato! das iſt mehr, als ich hoffen durfte. Aber ſich die Seele, wie eine Blume, ihr Weſen, wie einen Duft, zu denken; das iſt denn doch immer ſehr lächerlich! ſehr poſſirlich! das ſchmeckt noch gar ſehr nach der Bildſäule!" — Während, daß er noch ſprach, fing eine

Nacht-

Nachtigall, die schon seit Wochen geschwiegen hatte, noch einmal zu schlagen an; und ihre Töne waren so süß, so hinreißend, so schmelzend. Die Bildsäule horchte hoch auf; denn nun hatte sich in ihr auch der Sinn des Gehörs entwikkelt. Alle ihre Minen zeigten Ausdruk des innigsten Wohlgefallens, und sie rief einmal über das andere dem kleinen Virtuosen ein Bravo! Die Nachtigall schwieg; und nun kam ein Rabe mit gelähmtem Flügel, den unser Philosoph zu seinem Vergnügen unterhielt, krächzend herbeigehüpft, als ob er sich auch ein Bravo hätte verdienen wollen. Die Bildsäule schüttelte mißfällig den Kopf, und schien zu wünschen, daß der heisere widerwärtige Schreier ein Ende machte. Dann warf sie wieder eine ernste tiefe Falte auf ihre Stirne, und fing von neuem an zu vernünfteln. — "Das waren neue und abermals sehr verschiedne Eindrükke, sprach sie; aber ich, die ich sie hatte, ich blieb dieselbige, und bin noch jetzt dieselbige, welche die verschiednen Gerüche einsog. Auch bin ich Empfindende von dem Empfundenen verschieden, bin ein Wesen für mich, und bin Eins. Aber was ich bin, und was für eine Natur ich habe? das ist mir noch immer ein Räthsel. Sollt ich vielleicht ganz unrecht gefragt haben: wie duft ich? und sollte vielleicht die Frage so müssen gefaßt werden: wie tön ich?" —

"Herrlich verbessert! rief unser junge Weltweise spöttisch. Wenn sich Abgeschmaktheit gegen Ab-

geschmaktheit messen ließe; so mögt ich sagen: daß diese hier noch ärger als jene wäre. Denn Duft ist bei alle dem doch noch etwas Reelles, etwas für sich Bestehendes; aber ein Ton! Was ist der mehr, als bloße Veränderung, bloße Bewegung?" — In diesem Augenblikke fing die Bildsäule an, auch die Finger zu rühren, den Arm zu bewegen, mit der Hand um sich her zu greifen. Sie konnte nunmehr auch fühlen. Der Philosoph, der — ich weiß nicht, ob im Cicero oder selbst im Platon gelesen hatte, daß unter allen Figuren die Sphäre die schönste sei, legte schnell in die ofne Hand der Bildsäule eine kleine elfenbeinerne Kugel; und es schien, als ob sie die sanften Umrisse mit Wohlgefallen betastete. Er sah sich eben nach einem ekichten unregelmäßigen Körper um, der dem Gefühle unangenehm wäre, als er für diesmal den zweiten widrigen Eindruk unnöthig fand; denn die Bildsäule, ohne denselben abzuwarten, fing von neuem ihr Räsonnement an. Sie lachte nun selbst der Albernheit ihrer vorigen Fragen. —" Nicht, wie ich dufte oder wie ich töne? sagte sie, muß ich fragen: denn das sind nur Eigenschaften, nicht Wesen. Jezt endlich bin ich so glüklich, daß ich Wesen erkenne; und die einzige Frage, sehe ich wohl, die ich mit Verstande über mich aufwerfen kann, ist die: welche Figur ich habe? Meine Eigenschaft ist weder Duften noch Tönen, sondern Empfinden: aber welchem Wesen, von welcher Figur wohnt diese Eigenschaft bei?" —

Hier

Hier erwachte der Träumer, noch ehe er das Vergnügen genossen hatte, Gesichts- mit Gefühlseindrükken vergleichen zu hören. Er wußte erst nicht, da er seinem Traume nachdachte, ob er mehr lachen oder sich ärgern sollte. "Wie muthwillig, sagte er endlich, spielt doch im Traume die Phantasie mit der Vernunft! Wie eine schale Dichterin ist sie, wenn sie nicht von der letztern geführt wird, und wie eine noch schalere Philosaphin! — Sprache, noch vor geöfnetem Ohr! Bewußtsein, gleich auf die erste Rührung eines der dunkelsten Sinne! Fertigkeit in Räsonnement und Rede, noch ehe die mindeste Uebung da war! Bildliche Ausdrükke von Sinnen her, die noch aller Empfindung verschlossen waren! Diese Metaphysik über ein paar verworrne armselige Geruchsideen; — welch ein Haufen von Abgeschmaktheiten, wovon gleich die erste mich hätte wekken sollen! Und kann ich denn die eben so große Abgeschmaktheit der Fragen vergessen, die sie über sich selbst, über ihre Natur, ihr Wesen aufwarf? Eine Seele, die sich fühlen, betasten läßt; eine Seele, die eine Figur hat; wie widersinnig! — obgleich immer noch weniger widersinnig, als eine Seele, die sich hören, die sich durch den Geruch erkennen läßt, die tönt und duftet! Denn Figur" — — Hier hielt er inne, bis er nach langem Nachsinnen fortfuhr: "nun? und was ist denn Figur? Was hat die Frage von der Figur der Seele für einen begreiflichen Vorzug vor der

Frage von dem Ton oder dem Duft der Seele? In jeder derselben liegt die Abgeschmaktheit, das Unsinnliche sinnlich erkennen, das, was nur durch inneres Bewußtsein gefaßt werden kann, der äussern Empfindung unterwerfen zu wollen. Ist weiter unter jenen Fragen ein Unterschied, als daß in der einen geforscht wird, wie die Seele den feinern; in der andern, wie sie den gröbern Sinnen erscheinen würde? Und ist das eine zu fragen, im Grunde nicht eben so abgeschmakt, als das andre zu fragen? —

Aber woher rührte es denn, daß es mir gleichwohl auf den ersten flüchtigen Anblik weniger abgeschmakt schien? — Daher vermuthlich: weil wir unter den sinnlichen Empfindungen immer die der dunklern Sinne auf die der klärern zurükzuführen, jene an diese zu knüpfen, sie nur in diesen, als ihnen einwohnend, als von ihnen abhängig, zu denken pflegen. An Figur und Solidität, diese Phänomene für Gefühl und Auge, schließt sich nach unsrer Vorstellungsart alles Andere an, was wir von Körpern kennen. Was tönt? Was duftet? Was schmekt? So fragt alle Welt; und alle Welt glaubt diese Fragen beantwortet, wenn eben da, wo das Ohr hört, die Nase riecht, die Zunge schmekt, auch die Augen sehn und die Finger tasten können. An die sichtbare Erscheinung des Honigs binden wir seinen Duft, seinen Geschmak; und die sanfte Ründe seiner Bestandtheile, die mit so leichter Berüh-

rung

rung über die Nervenspitzen des Gaumens hinwegrollen, muß für Erklärung seiner Süßigkeit gelten. Der Sehende will alles auf Gesichts-, der Blinde auf Gefühlsideen zurükbringen; uud war es denn von meiner Bildsäule so abgeschmakt, wenn sie, mit noch verschloßnem Auge und noch fühlloser Hand, auf den klärsten Sinn, womit sie bis dahin empfunden hatte, auf den Sinn des Gehörs zurükging? —

Dennoch; daß sie die innern Modificationen ihres eigentlichen Selbst, Denken und Empfinden, an die Idee eines Tons knüpfen wollte — nun freilich! wenn diese Ungereimtheit ihr zu verzeihen war, so ist und bleibt sie doch Ungereimtheit. Inessen keine größre, als die: jene Modificationen an eine Figur knüpfen, sie als dieser einwohnend und von ihr unzertrennlich denken zu wollen. Wenn es schon in der Region äußerer Empfindungen Täuschung ist, die Ideen des einen Sinns so an die des andern zu hängen, und die einen als mehr substantiell, mehr für sich bestehend, wie die andern, zu denken; so ist es vollends grobe Täuschung, die innern Wahrnehmungen des unsinnlichen Selbst auf ähnliche Art an irgend eine äußre Wahrnehmung gleichsam anhängen, sie in diese, als in ihr Grundwesen, gleichsam hineinbilden zu wollen. — —

Wornach aber frage denn ich, wenn ich, nach erkannten Eigenschaften und Kräften der Seele, noch immer fortfahre, nach ihrem Wesen zu forschen?

schen? Nicht nach ihrer Figur; das wäre zu unphilosophisch, zu abgeschmakt; sondern" — — Hier hielt er abermals inne, schärfte den innern Blik, was er konnte, und erstaunte am Ende, sich mit einer Antwort gemartert zu haben, eh er sich noch der Frage bewußt war. — "Sollt es denn möglich sein, rief er, daß ich im Grunde eben so abgeschmakt und noch ein wenig abgeschmakter, als meine Bildsäule, erschiene? Denn diese, so wunderlich ihre Fragen auch klingen mogten, wußte denn doch, was sie wollte. Sollt ich wirklich mit diesem mir angebohrnen Triebe, alle meine andern Empfindungen auf die klärsten zurükzuführen, sie an diese zu knüpfen und von ihnen abhängig zu machen; sollt ich mit diesem Triebe, ohne mirs zu gestehen und ohne vielleicht es zu muthmaßen, auch die Erscheinungen meines innern Selbst, Denken, Wollen, Empfinden, an die klärste meiner Vorstellungsarten, an die des Gesichts und Gefühls, haben anknüpfen wollen? Sollt ich eben so unphilosophisch sinnlich, als irgend einer aus dem gemeinen Haufen, gleichsam gefragt haben: wie wohl meine Seele, wenn sie sichtbar wäre, dem Auge erscheinen würde? — Fast muß ich fürchten, so ists! Denn setzte ich nicht die Erkenntniß des Wesens meiner Seele der Erkenntniß ihrer Eigenschaften und Kräfte entgegen? Und was für Ursache dazu? Was trieb mich, ausser dieser letztern Erkenntniß noch jene andre zu suchen? Warum ließ ich die

ganze Summe aller ihrer Eigenschaften und Kräfte nicht für die ganze Seele gelten? — Wahrlich, ich fürchte: meine träumende Phantasie hat meine wachende Vernunft beschämt; aber dann hätte sie ihr zugleich einen Dienst gethan; sie hätte sie vor einem schimpflichen Irrwege gewarnet.

Doch ich will mich nicht übereilen. Für künftige Muße will ich es aufsparen, die Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen. Was mir jetzt wahr scheint, ist dies: So weit ich in der Entwikkelung der Kräfte und Eigenschaften der Seele kam; eben so weit kam ich in der Erkenntniß von ihrem Wesen. Ich kenne noch nicht ihr Wesen; was heißt das? Ich habe von jener Entwikkelung nur noch einen so dürftigen Anfang gemacht. Schaute ich alle ihre Eigenschaften und Kräfte in ihrem innigsten Zusammenhange durch und durch, so würde ich eben damit ihr Wesen kennen; denn die eine Erkenntniß ist auch die andre; also will ich fleißig in der Erforschung von jenen fortfahren, und eben damit werd ich zu einer hellern Erkenntniß von diesem kommen."

Engel.

5.

Betrachtungen über die Hinrichtung mit dem Schwerdte.

Man hat oft nicht ohne Ursache darüber gelacht, daß Gelehrte von menschlichen Verfassungen und Einrichtungen die höchste Vollkommenheit erwarteten, oder die wirkliche Welt so geschwind umschaffen und verbessern wollten, als sie ihre fromme Wünsche oder Träume niederschrieben. Auch haben Männer von Geschäften mit Recht darüber gespottet, wenn unberufene Schriftsteller sich zu Gesetzgebern von idealischen Staaten aufwerfen, und diese Staaten von lauter weisen Königen oder Häuptern, von unbestechlichen Richtern, und eben so erfahrnen als tapfern Heerführern regieren und vertheidigen ließen. Allein mit eben so vielem Rechte dürfen Gelehrte sich darüber wundern, daß noch immer schädliche oder gar grausame Mißbräuche, die in den Zeiten der Barbarei oder der höchsten Verderbniß der menschlichen Natur entstanden sind, und deren Beibehaltung mit keinem Vortheile, weder für den Fürsten, noch für dessen Diener verbunden, an deren Abschaffung aber dem menschlichen Geschlecht sehr vieles gelegen ist, wenn solche

Miß-

Mißbräuche noch immer in den Zeiten der Aufklärung und Verfeinerung fortdauren. Zu diesen Mißbräuchen rechne ich die in Deutschland und mehrern Europäischen Ländern übliche Hinrichtung der Delinquenten mit dem Schwerdte. Schon lange hofte ich, daß ein Rechtsgelehrter oder Staatsmann von Ansehen diesen Mißbrauch öffentlich, und mit Nachdruk rügen würde. Da mich aber meine Hofnungen noch immer täuschen, und ich selbst in der Gegend, worin ich wohne, seit kurzer Zeit, zwei neue Beispiele von unglüklichen Hinrichtungen erlebt habe; so halte ich es für meine Pflicht, nicht länger über einen Gegenstand zu schweigen, der einem jeden gefühlvollen Menschen wichtig sein muß, und über den ein jeder nachdenkender Mann zu reden das Recht hat. Ich schmeichle mir zwar nicht, daß meine Bemerkungen den Erdengöttern in die Hände fallen werden, von deren Winken die Schiksale und das Leben der Menschen abhängen; allein das darf ich doch wahrscheinlich hoffen, daß einer oder der andere von denen, die in dem Rathe der Fürsten sitzen, meine Gedanken lesen werde. Diese, wie alle wahre Menschenfreunde, fordere ich im Namen der leidenden Menschheit auf, meine Betrachtungen zu beherzigen, und wenn sie denselben ihren Beifall nicht versagen können, aus allen Kräften den Unglüklichen zu Hülfe zu eilen, die mitten unter den Schrekken des Todes, von der ganzen Welt, selbst von ihren Eltern, Weibern,

Kindern, Brüdern und Freunden verlassen werden, die aber auch in den letzten Augenblikken ihres Lebens noch immer unter dem Schutze und der Aufsicht der Gesetze, und ihrer Urheber und Ausüber bleiben sollten.

Unter allen natürlichen und gewaltsamen Todesarten ist keine leichter, als die Enthauptung, wenn diese Strafe anders nach den Absichten der Gesetzgeber und Richter vollzogen wird. Es finden sich gewiß sowohl unter denen, die auf dem Bette der Ehren sterben, als die von Krankheiten aufgerieben werden, nur sehr wenige, die so schnell, so ganz ohne Todeskampf, und mit so geringen augenblicklichen Schmerzen aus dem Leben weggerükt würden, als diejenigen, welchen ein einziger Streich Kopf und Leben nimmt. Glükliches Enthaupten ist aber nicht bloß die leichteste und kürzeste, sondern auch zugleich eine der weisesten und zwekmäßigsten Strafen, die man nur je auf schwere Verbrechen gesetzt hat. Indem sie dem Leidenden die möglichst kleinen Marter verursacht, macht sie doch zugleich auf die Umstehenden die stärksten und daurendsten Eindrükke. Das unvergeßliche Geräusch, das von dem tödtlichen durch den Hals fahrenden Eisen hervorgebracht wird, das fürchterliche Rauschen und Spritzen des kochenden Bluts, die plötzliche Entseelung eines Körpers, der sich noch vor wenigen Augenblikken gleich andern bewegte, die scheusliche Todesbläſſe, die sich auf dem verbluteten

Ge-

Gesichte zeigt, endlich die gräßliche Verstümmelung des entseelten Leichnams prägen sich tiefer und unauslöschlicher ein, als die Bilder von andern langsamern und qualvollern Todesarten. Hiezu kömmt noch, daß das Enthaupten eben so vieler, oder noch mehrerer Stuffen und Vermannichfaltigung, als eine jede andere Todesstrafe fähig ist, ohne daß dadurch den Qualen der Delinquenten irgend etwas, oder etwas beträchtliches hinzugesetzt würde.

Allein eben diese menschliche und weise Strafe wird eine der unsichersten und grausamsten, wenn sie nicht mit dem Beil, sondern mit dem Schwerdte vollzogen wird. Das Hinrichten mit dem Schwerdte entstand nur in solchen Zeiten und unter solchen Völkern, in und unter welchen entweder wilde Zwietracht, oder ein noch wilderer Despotismus alle zärtern Gefühle erstikte, alle Rechte der Menschheit unterdrükte, und die Würde unserer Natur entweder gänzlich vergessen machte, oder auf die frevelhafteste Art schändete. Unter den Römern waren die grausamen Sieger in den bürgerlichen Kriegen die ersten, die ihre Feinde durch das Schwerdt von Henkern erwürgen ließen, welchem Beispiele bald nachher die römischen Kaiser folgten. *) Unter allen diesen Wütrichen dachte keiner

*) Daß in Rom ursprünglich nicht bloß Unterthanen, sondern auch Bürger mit dem Beile hingerichtet worden, scheint mir allein aus den Beilen unleugbar,

ner, so wenig als jetzo die asiatischen Despoten, daran: daß man auch gegen Feinde, Sklaven und Verbrecher Pflichten der Menschlichkeit zu erfüllen habe;

bar, welche die Liktoren als Zeichen der Oberstrichterlichen Gewalt schon in den Zeiten vor den ersten Magistratspersonen hertrugen, da sie noch über keine Bundesgenossen und weitläuftige Provinzen zu gebieten hatten. Als aber in der Folge alle römische Bürger der Todesstrafe entzogen, und nur allein Bundesgenossen, Insassen, Fremdlinge, und Sklaven mit dem Beile abgethan wurden, entstand, vielleicht noch vor dem Umsturze der Republik, die Meinung, daß die Enthauptung mit dem Beile eine freier Bürger unwürdige Strafe sei. Wenigstens brauchten die Triumviri, so viel ich mich besinne, gegen ihre Feinde nie das Beil, sondern immer das Schwerdt; und auch der Senat ließ die vornehmen Mitverschwornen des Katilina nicht mit dem Beile enthaupten, sondern im Gefängnisse erdrosseln. Weil auch in der Folge die römischen Kaiser die Personen, die ihnen verhaßt oder verdächtig waren, gemeiniglich mit dem Schwerdte hinrichten ließen; so wurde die Enthauptung mit dem Schwerdte allmälig für ehrenvoller als andere Todesstrafen gehalten, und diesen selbst in den Gesetzen vorgezogen. Herr Prof. Meister, dem ich auch die nachfolgenden Citaten schuldig bin, hat mir folgendes vom Ulpian abgefaßtes Gesetz angezeigt. L. 8. §. 1. Dig. de poen. sed gladio animadverti oportet, non securi, aut telo, vel fusti, vel laqueo, vel quo alio modo. Doch gab es auch noch unter den Kaisern Beispiele, daß vornehme Personen, dergleichen Papinian war, mit dem Beile enthauptet worden. Spart. in Carac. c. 4. Der Kaiser mißbilligte diese Todesart, allein die Rechtsgelehrten sind nicht

Lehr- und Wehrstand, Bürger- und Bauernstand, Adel- und Priesterstand, Herr- und Knechtstand, Arm- und Reichenstand, Jung- und Altenstand, Mann- und Weibsstand, Kind- und Gesindestand, Ehe- und Ledigenstand, Witwen- und Waisenstand, Gesund- und Krankenstand, Lebend- und Todtenstand, Gut- und Bösenstand, Himmel- und Höllenstand, Zeit- und Ewigkeitsstand, Gnaden- und Verdammnißstand, Sünden- und Heiligungsstand, Glaubens- und Unglaubensstand, Liebe- und Feindschaftsstand, Hoffnungs- und Verzweiflungsstand, Geduld- und Ungeduldsstand, Sanftmuth- und Rachgierigkeitsstand, Demuth- und Hochmuthsstand, Keuschheit- und Unkeuschheitsstand, Mäßigkeit- und Unmäßigkeitsstand, Barmherzigkeit- und Unbarmherzigkeitsstand, Gerechtigkeit- und Ungerechtigkeitsstand, Wahrheit- und Lügenstand, Treue- und Untreuestand, Gehorsam- und Ungehorsamsstand, Dankbarkeit- und Undankbarkeitsstand, Gebet- und Gebetlosigkeitsstand, Gottesfurcht- und Gottesverachtungsstand, Gottesdienst- und Gottesdienstlosigkeitsstand, Gottesliebe- und Gottesfeindschaftsstand, Gottesvertrauen- und Gottesmißtrauensstand, Gottesgehorsam- und Gottesungehorsamsstand, Gottesdankbarkeit- und Gottesundankbarkeitsstand, Gottesanbetung- und Gottesentehrungsstand, Gottesverherrlichung- und Gottesschändungsstand, Gottesheiligung- und Gottesentheiligungsstand, Gottesruhm- und Gottesspottsstand, Gottesehre- und Gottesunehrsstand, Gottesfreude- und Gottesleidsstand, Gottesfriede- und Gottesunfriedsstand, Gottesseligkeit- und Gottesunseligkeitsstand, Gottesgnade- und Gottesungnadsstand, Gottesbarmherzigkeit- und Gottesunbarmherzigkeitsstand, Gottesgerechtigkeit- und Gottesungerechtigkeitsstand, Gottesgüte- und Gottesbosheitsstand, Gottesweisheit- und Gottesthorheitsstand, Gottesallmacht- und Gottesohnmachtsstand, Gottesewigkeit- und Gottesnichtsstand, Gottesallgegenwart- und Gottesallabwesenheitsstand, Gottesallwissenheit- und Gottesallunwissenheitsstand, Gottesunveränderlichkeit- und Gottesveränderlichkeitsstand, Gottesallgenugsamkeit- und Gottesallmangelhaftigkeitsstand, Gottesallseligkeit- und Gottesallunseligkeitsstand, Gottesallvollkommenheit- und Gottesallunvollkommenheitsstand, Gottesallheiligkeit- und Gottesallunheiligkeitsstand, Gottesallgerechtigkeit- und Gottesallungerechtigkeitsstand, Gottesallgüte- und Gottesallbosheitsstand, Gottesallweisheit- und Gottesallthorheitsstand, Gottesallmacht- und Gottesallohnmachtsstand, Gottesallewigkeit- und Gottesall

Die Regierungsrat und Bürgermeister, 1. Mai 1848, die Verfassung, die auf dem Land und in der Stadt Bern gilt, ist durch die Volksabstimmung vom 6. Juli 1893 [illegible]

aber doch Soldaten und selbst vornehmen Kriegsbedienten auf; und dies Geschäft war eben so wenig schimpflich, als es ablehnbar war. Nothwendig mußte die menschliche Natur in einer Verfassung verwildern, wo keiner sicher war, daß ihm nicht von dem ersten, der ihm begegnete, Kopf und Leben abgefordert, oder daß er selbst durch die Laune eines Tyrannen gezwungen wurde, seinen besten Freund umzubringen. Von einem solchen Volke nun, das durch den ungeheuersten Despotismus auf das tiefste erniedrigt war, nahmen unsere Vorfahren zu einer Zeit, da sie zwar nicht so verdorben, aber eben so wenig menschlich, als die entnervten Römer waren, nicht blos Gesetze, sondern auch Tortur und Todesstrafen an. Noch neulich hat einer unserer lehrreichsten Geschichtschreiber *) angemerkt, daß im Mittelalter in einigen Reichsstädten die jüngsten Rathsherrn, in andern die jüngsten Bürger, so wie in den Klöstern gewisse Geistliche die gesetzmäßigen Büttel waren; ja daß sogar mehrere Gerechtigkeitsliebende Fürsten mit eigener hoher Hand die

che, ou meſme à leur frere, pour temoigner par là le zele, qu'ils ont au ſervice du Roi. Voyages p. 60. Eben ſo iſt die Denkungsart der Sklaven aller übrigen aſiatiſchen Deſpoten beſchaffen. — Sogar die Elephanten des Königs von Ceilan, und anderer Monarchen ſind darauf abgerichtet, daß ſie die Verurtheilten geſchwind und langſam, wie man es wünſcht, abthun können.

*) Herr Möhſen in ſeiner Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg.

die Straßenräuber ihres Landes henkten oder enthaupteten. Wenn nicht der gänzliche Mangel von menschlichem Gefühl, den solche Sitten und Einrichtungen verrathen, den Abgang von Geschicklichkeit ersetzte; so musten diese ungeübten Henker viele von den Elenden, die in ihre Hände fielen, auf eine fürchterliche Art martern. Es war daher eine wichtige Verbesserung, und ein Vorbothe milderer Zeiten, daß man allenthalben besoldete und privilegirte Nachrichter annahm. Dieser neue Stand trieb seine Handthierung nicht nur kunstmäßig, sondern machte auch durch beständige Uebung seine Faust in eben dem Verhältnisse sicher, in welchem er sein Herz zu verhärten genöthigt wurde. Noch während des ganzen letzten Jahrhunderts, und selbst im Anfange des gegenwärtigen, waren die Erziehungs- und Polizeianstalten in dem größten Theile von Europa so schlecht, daß in den meisten Ländern unsers Erdtheils alle Wälder mit Räuberbanden besetzt, alle Wege unsicher, und selbst die Einwohner großer Städte gegen die Gewaltthätigkeiten von Mördern und Dieben nicht genug geschützt waren. Man wüthete daher fast unaufhörlich gegen diese Störer der öffentlichen Sicherheit mit Rad und Schwerdt, und die Executionen waren so häufig, daß manche Scharfrichter mehrere Hunderte von Delinquenten hinrichteten. Ich selbst habe in dem Zeughause einer berühmten Stadt fünf Schwerdter gesehen, mit deren jedem hundert Verbrecher abgethan

than waren, und die von denen, welche sie zum Schrekken der Missethäter geführt hatten, als Denkmäler ihrer Kunst und ihres Ruhms neben den glorreichsten Spolien überwundener Feinde waren aufgehängt, und der Göttin der Gerechtigkeit geheiligt worden. In solchen rohen Zeiten, wo die Verbrechen und Exekutionen so häufig, und die Henker so geübt und gefühllos waren, mußten die Beispiele von unglüklichen Hinrichtungen sehr selten sein. Man schlachtete Menschen ohne die geringste Rührung, und traf die Linie an dem Halse eines lebenden Menschen eben so sicher, als wenn man nach dem Halse einer todten Larve gezielt hätte. Unsere Vorfahren dachten also auch gar nicht daran, eine Strafe abzuschaffen, die fast niemals mißlang, und die meistens den Absichten des Richters entsprach.

Eben die Strafe aber, die unter den jetzo angeführten Umständen nur selten mit großen Nachtheilen verbunden war, sollte billig allenthalben mit der Vertilgung großer Räuberbanden aufgehoben worden sein. Schon die Erfahrungen eines oder einiger Menschenalter haben gelehrt, daß die Hinrichtungen mit dem Schwerdte öfter, wie vormals in scheußliche Metzeleien ausgeartet sind; und wir müssen fürchten, daß eben dieses in der Zukunft noch häufiger geschehen werde. Je mehr unsere Verfassungen und Polizeianstalten sich vervollkommnen, je aufgeklärter und gesitteter die Menschen, und je

seltener also große Verbrecher werden; desto ungeübter und menschlicher müssen selbst die Henker werden, und desto weniger werden sie im Stande sein, die Regungen der Menschlichkeit zu unterdrükken, und das Zittern ihrer würgenden Faust zurükzuhalten. Wenn man also die Schwerdtstrafe nicht aufhebt, so setzt man Delinquenten immer mehr der Gefahr aus, anstatt eines schnellen einfachen Todes, den die Gesetze ihnen zuerkannt hatten, eines vielfachen grausamen Todes zu sterben. Man vervielfältigt die Schrekken des Todes der Unglüklichen; man ängstigt alle empfindliche Personen in der Gegend, wo eine Exekution vorgenommen werden soll, schon lange vorher mit dem Gedanken, daß der Verurtheilte vielleicht, wie viele andere, auf eine entsetzliche Art werde zerfleischt werden. Man quält die Zuschauer, die meistens von einer sehr verzeihlichen Neugierde und ohne die ihnen bevorstehenden Eindrükke zu ahnden, herbeigezogen werden, mit dem gräßlichen Schauspiel von Martern, womit die Augen und Gemüther kultivirter Menschen ewig verschont bleiben sollten; man peinigt endlich den Scharfrichter selbst mit der unsäglichen Angst, daß er vielleicht fehlen und sich dadurch den Unwillen seiner Obern und die Verwünschungen seiner Mitbürger zuziehen werde. Man straft also nicht nur diejenigen, die Strafe verdienten, viel stärker, als die Gesetze wollten; sondern man peinigt auch

auch unzählige unschuldige Menschen, welche man zu strafen kein Recht hat.

Alle diese nachtheiligen Folgen vermeidet man, wenn man zur Vollstrekkung der Gesetze statt des Schwerdts das Beil wählt. Das letztere Werkzeug des Todes ist viel sicherer, als das erstere, sowohl wegen der grössern Schwere desselben, als wegen der perpendicullaren Richtung, worin es gebraucht wird. Das Schwerdt hingegen, wenn es auch von dem nervigten Arm eines nicht zagenden Mannes geführt wird, muß nothwendig oft fehlen: nicht nur weil es zu leicht ist, als daß es den Halsknochen eines starken Mannes, da wo er am dikksten ist, mit einem Streiche durchhauen könnte, sondern weil es auch in einer Richtung geführt wird, in welcher wir unsern Arm nur selten brauchen, und also auch nie so sicher und mit so viel Kraft als nach andern Direktionen würken und treffen können. Zu den großen Vorzügen des Beils vor dem Schwerdte muß man auch noch diesen rechnen, daß der Scharfrichter, der das erstere braucht, das Antlitz des liegenden Delinquenten, also gerade den Theil des Körpers nicht sieht, dem die meisten Merkmale der menschlichen Natur eingeprägt sind, und auf welchem sich auch die Schrekken des Todes am allerdeutlichsten ausdrükken.

So groß und unläugbar aber die Vorzüge des Beils vor dem Schwerdte sind; so glaube ich doch, daß die gewöhnliche Art mit dem Beil hinzurich-

ten, noch einer großen und unserer Aufklärung und Menschlichkeit würdigen Verbesserung fähig sei. Es kömmt mir immer noch grausam vor, daß man Menschen ohne Noth zwingt, sich mit dem Blut ihrer Nebenmenschen zu beflekken. Ueberdis glaube ich, daß man Delinquenten auch der Möglichkeit der Gefahr entziehen müsse, eines martervollen nicht bloß einfachen Todes zu sterben. Ungeachtet das gewöhnliche Enthaupten mit dem Beil unendlich sicherer ist, als das mit dem Schwerdte; so soll es doch Beispiele geben, daß ein einziger Streich nicht hinreicht, das Haupt von dem übrigen Körper zu trennen. *) Dieser Gefahr und der Nothwendigkeit, Menschenhände zum Würgen zu brauchen,

würde

*) Einen andern Fall, daß der Henker den Delinquenten mit einem Streiche nicht hinrichten wolle, nehme ich in unsern Zeiten als kaum möglich an. Der Lictor des Verres in Sicilien, Sestius, ließ sich dafür bezahlen, daß er selbst unschuldig Verurtheilte mit einem Hiebe tödtete; und er war in diesem Zeitalter gewiß nicht der einzige, der mit seiner Henkerskunst einen verabscheuungswürdigen Wucher trieb. Aderat, sagt Cicero in Verrem V. 45. janitor carceris, carnifex praetoris, mors terrorque sociorum et civium, lictor Sestius, cui ex omni gemitu doloreque certa merces comparabatur. Ut adeas, tantum dabis: ut cibum tibi intro ferre liceat, tantum. Nemo recusabat. Quid ut uno ictu securis afferam mortem filio tuo, quid dabis? ne diu crucietur? ne saepius feriatur? ne cum sensu doloris aliquo aut cruciatu spiritus auferatur? Etiam ob hanc causam pecunia lictori dabatur.

würde man entgehen, wenn man das rächende Beil von einem unfehlbaren und gefühllosen Gewichte oder Maschine treiben liesse. Diesen Wunsch hatte ich schon lange gehegt, als mein gelehrter Freund, Herr Professor Beckmann mir sagte, daß es in Italien gewöhnlich sei, durch eine Maschine enthäupten zu lassen, und daß ich diese Maschine in den Reisen des Pere Labat beschrieben finden würde. Ich will die Worte des Schriftstellers selbst aus dem ersten Kapitel des siebenten Bandes hersetzen, wenn ich vorher werde bemerkt haben, daß diese Maschine in Italien nur bei Edelleuten und Geistlichen gebraucht wird. L'instrument, sagt Labat, appellé Mannaya, est un chassis de quatre à cinq pieds de hauteur, d'environ quinze pouces de largeur dans oeuvre; il est composé de deux montans d'environ trois pouces en quarré avec des rainures en dedans, pour donner passage à une traverse en couliſſe, dont nous dirons l'usage ci-après. Les deux montans sont joints l'un avec l'autre par trois traverses à tenons et à mortoises, une à chaque extremité, & une environ à quinze pouces audessus de celle, qui ferme le chassis;

 c'est

tur. O magnum, ruft der Redner aus, atque intolerandum dolorem! o gravem acerbamque fortunam! Non vitam liberum, sed mortis celeritatem pretio redimere cogebantur parentes. Atque ipsi etiam adolescentes cum Sestio de eadem plaga, et de uno illo ictu loquebantur. &c.

c'eſt ſur cette traverſe, que le patient à genoux poſe ſon cou; au deſſus de cette traverſe eſt la traverſe mobile en couliſſe, qui ſe meut dans les rainures des montans. Sa partie inferieure eſt garnie d'un large couperet de 9 à 10. pouces de longueur, et de 6. pouces de largeur, bien tranchant, et bien aiguiſé. La partie ſuperieure eſt chargée d'un poids de plomb de ſoixante à quatre-vingt Livres, fortement attaché à la traverſe; on leve cette traverſe meurtriere juſqu'à un pouce ou deux près de la traverſe en haut, à la quelle on l'attache avec une petite corde. Lorsque le Farigel fait ſigne à l'exécuteur, il ne fait que couper cette corde, et la couliſſe tombant à plomb ſur le cou du patient le lui coupe tout net, et ſans danger de manquer ſon coup.

Meiners.

6.

Nachricht von der Ruppiniſchen Garniſonſchule.

Vor einigen Tagen, lieber Bleſter, ward ich zu der Prüfung der Schulkinder der hieſigen Garniſonſchule eingeladen; und dies war die Veranlaſſung, die mich an mein Ihnen gegebenes Verſprechen,

chen, die Nachrichten von den Militairschulen im Preußischen fortzusetzen, erinnerte. Da mir die hiesige in ihrer Einrichtung am besten bekannt ist, und sie vielleicht auch vor vielen andern beträchtliche Vorzüge hat; so will ich mit derselben den Anfang machen. Das hier in Garnison stehende Prinz-Ferdinandische Regiment hat von seiner Stiftung an einen eigenen Küster, der zugleich Schulmeister war, gehalten und selbst besoldet. Diese beiden Aemter sind bei den meisten Regimentern, so wie in den meisten Städten und Dörfern, verbunden. Es entspringen aber aus dieser Verbindung einige wesentliche Unbequemlichkeiten, da die Küstergeschäfte vor denen des Schullehrers immer den Vorzug haben, und daher diese von jenen immer gestört und unterbrochen werden. Z. B. fallen Taufen, Trauungen, Leichen u. d. gl. vor, so muß der Mann die Schule verlassen, und die Kinder seiner Frau oder einem ältern Schüler zur Aufsicht anvertrauen; und daraus entstehen dann gewöhnlich allerlei Unordnungen. Inzwischen sehe ich gar nicht, wie die Sache zu ändern ist; da beide Aemter vereinigt kaum so viel eintragen, daß ein Mensch nothdürftig davon leben kann.

Um wieder auf unsere Garnisonschule zu kommen, so hatte vordem dieser Küster und Schulmeister monatlich etwa 6 bis 7 Rthlr. Einnahme, wovon die Hälfte Fixum und das andere zufällig

war. Davon konnte denn, wie sich von selbst versteht, der Mann, da er ohnehin nicht einmahl freiwohnte, gar nicht leben; und er nahm, um sich zu erhalten, Bürgerkinder, die den Unterricht bezahlten, in seine Schule auf. Die Soldatenkinder wurden dadurch verdrängt, und es bekümmerte sich niemand darum, ob sie in die Schule gingen oder nicht. Da aber die Regiments Jugend immer stärker anwuchs, und der Geist der Schulverbesserung zugleich rege ward; so nutzte der zeitige Feldprediger den Zeitpunkt, da der damalige Feldküster wegen Alter und Schwachheit seinem Amte nicht mehr vorstehen konnte, und bat den Kommandeur und die Regimentschefs um Unterstützung zum Besten der Schule.

Er bat nicht vergebens. Die Herrn Kompagniechefs verstanden sich zu einer Verdoppelung ihrer monatlichen Beiträge, und zur Bewilligung einiger andern Einkünfte zum Besten der Schule. Es wurde eine Schulkasse errichtet, und einer der Hrn. Kompagniechefs verwaltete dieselbe, und nahm sich dabei der Schule mit einem so einzigen unablässigen Eifer an, daß man ihn allen seinwollenden und seinsollenden Schulpatronen zum Muster vorstellen könnte. Der alte abgelebte Küster wurde mit Beibehaltung seines Gehalts in Ruhe gesetzt. Man zog einen jungen Mann, einen leiblichen Sohn der Madame Karschin her, und man hatte das Glük einen eifrigen lebhaften, und insonderheit für den

Unter-

Unterricht in mechanischen Dingen vorzüglich brauchbaren Lehrer in ihm zu erhalten. Es wurde nunmehr den Soldaten zur Pflicht gemacht, ihre Kinder ordentlich in die Schule zu schikken, und es fanden sich auch bald einige hundert Kinder ein. Allen diesen Kindern wurden aus der Schulkasse die nöthigen Bücher und Schreibmaterialien gegeben. Die ganze Anzahl ward in mehrere Klassen getheilt. Man fand aber bald, daß Ein Lehrer nicht im Stande sei, einen so großen Haufen Kinder von so verschiedenem Alter zwekmäßig zu unterrichten; und man dachte daran noch einen anzusetzen.

Da man auch diesen nach Wunsch erhalten hatte, so wurden 4 Klassen gemacht, von denen der erste Lehrer die zwei ersten, und der zweite die zwei andern unterrichtet. Der Feldprediger giebt der ersten Klasse wöchentlich 4 Stunden Unterricht in der Religion, in der Naturgeschichte, und in der Erdbeschreibung.

Die Kinder jeder Klasse sind nur täglich 3 Stunden, entweder Vormittags oder Nachmittags, in der Schule; und da der Unterricht wegen der Klasseneinrichtung ihrem Alter und ihren Fähigkeiten angemessen sein kann, so lernen sie gewiß mehr, als wenn sie den ganzen Tag in vermischten Haufen in der Schule sitzen müssen.

Der Unterricht selbst ist in Ansehung des Materiellen im Ganzen ziemlich so eingerichtet, wie bei der Potsdammschen Garnisonschule, und ich be-

ziehe mich daher auf die Nachricht von derselben. *) — Nur scheint mir das, was zur eigentlichen Verstandesentwikkelung und Bildung gehört, hier nicht mit so viel pädagogischer Kunst und in dem vortreflichen Rochowschen Geiste betrieben zu werden, als in Potsdam. Es ist dies auch wohl nicht möglich, da beide Lehrer selbst nicht in einer Schule dieser Art gebildet sind, und nicht Gelegenheit gehabt haben, durch Beobachtung und Versuche unter Anleitung eines Meisters die vollkommne Methode zu studiren. In der Berlinischen Realschule, wo der erste Lehrer sich gebildet hat, und von der er gute mechanische Fertigkeiten und Methoden, z. B im Schreiben und Rechnen mitgebracht hat, scheinet in Ansehung der eigentlichen Aufklärung und Verstandesbildung nicht die beste Anleitung gegeben zu werden. Da die Lehrer der Potsdamschen Garnisonschule den rechten Weg einschlagen, und Gelegenheit und Aufmunterungen haben, sich immer mehr zu vervollkommnen: so wäre es vortreflich, wenn daselbst eine Art von Seminarium für die Garnisonschulmeister angelegt werden könnte. Der Eifer und die Einsicht des Herrn Feldprobst Kletschke verspräche einer solchen Anstalt, die unter seiner Aufsicht stehen müßte, eine ungemeine Nutzbarkeit. Ohne eine solche Anstalt läßt sich für die durchgängige Verbesserung der Soldatenschulen eben so wenig etwas rechts hoffen, als für alle andere Arten von Schulen. Die Lehrer müssen zuvor gebildet werden,

*) Man s. September vorig. J. der Monatsschr.

werden; ehe die Schulen können verbessert werden. Das ist und bleibt ein gar zu natürlicher unumstößlicher Grundsatz. Wenn auch jetzt die Chefs eines Regiments und das Korps der Kompagniechefs gern alles zur Verbesserung ihrer Regimentsschulen thun wollten, wo sollten sie brauchbare Männer hernehmen? Gesetzt sie finden auch einen jungen Mann von viel natürlichem Verstande und Geschik; so läßt sich doch nicht denken und hoffen, daß der von selbst überall die rechten Methoden treffen und nicht auf mancherlei Abwege gerathen sollte. Vom Feldprediger zu verlangen, daß er einen solchen Mann, wenn er schon einmahl im Amte ist, bilden sollte, ist in jeder Rüksicht zu viel verlangt. — Aber wer soll eine solche Anstalt, ein solches Seminarium, errichten? Ja, das weiß ich nicht; und wenn ichs auch wüste, was hilfts, daß ichs sage? Vor der Hand wäre es wohl das beste, wenn die Regimenter noch bei Lebzeiten des alten Küsters einen jungen Menschen mit Anlagen nach Rekahn oder Potsdam schikten, und ihn auf ihre Kosten sich ein halbes oder ganzes Jahr da aufhalten ließen.

Um die weitere Vervollkommung unserer Garnisonschule hat sich der hiesige Magistrat noch ein wichtiges Verdienst erworben. Es hat derselbe nämlich auf Ersuchen des Regiments eine alte Kaserne zum Schul- und Wohnungshause für die Lehrer bewilligt und ausgebaut. In diesem Hause sind drei große

Schul-

Schulzimmer zu den Lehrstunden, und drei bequeme Wohnungen. Die Erlangung dieses Hauses ist zur Erreichung eines wichtigen Zweks sehr behülflich gewesen. Man hat nämlich eine in weiblichen Arbeiten geschikte Unteroffizierfrau daselbst aufgenommen, und ihr und ihrer Familie freie Wohnung und frei Holz gegeben. Dafür und für noch einen Groschen monatliches Schulgeld für jedes Kind, welches aber die meisten Kompagniechefs bezahlen, unterrichtet sie alle Mädchen im Nähen und Strikken, und im letztern auch die Knaben. Die Kinder, die des Vormittags bei den Lehrern Unterricht haben, sind des Nachmittags in der Strik- und Wäschschule, und so umgekehrt. Wie nüzlich und gewinnreich ist diese Veranstaltung, und wie wenig Kosten und Aufwand verursacht sie? Gegen 60 Mädchen werden von ihrer frühen Jugend an nüzlich beschäftigt, zum Fleiße gewöhnt, und erlangen Geschiklichkeiten, wodurch sie sich zu ernähren und der Welt nüzlich zu werden im Stande sind; sie werden brauchbarere Dienstmädchen und tauglichere Hausmütter; und das alles kostet die Kompagniechefs monatlich einige Groschen. Man darf nicht glauben, daß die Kinder diese Geschiklichkeiten vielleicht ohne jene öffentliche Anleitung erlernen würden. Gewiß nicht. Wenige Soldatenfrauen verstehen sie selbst gehörig; und wäre das auch, so haben sie doch nicht Zeit, Geduld, und Gabe sie ihren Kindern mitzutheilen.

Sie

Sie sehen also, daß im Ganzen die hiesige Garnisonschule sehr viel vorzügliches hat, und gewiß mit zu den besten gehört. Die Kinder zeigten auch bei der neulichen öffentlichen Prüfung viel Fertigkeit im Lesen, Rechnen und Schreiben, und hatten manches Nützliche aus der Geographie und Naturgeschichte behalten.

Der Eifer, mit dem sich der Kommandeur und die Kompagniechefs der Schule annehmen, gereicht ihnen bei jedem Verständigen zur Ehre und zum Verdienst. Außerdem, was sie in der Regel zum Besten derselben thun, bringen sie bei der öffentlichen Prüfung ein ansehnliches Geschenk für die Lehrer zusammen, und ermuntern den Fleiß derselben durch Beifall und Zufriedenheit. Mehrere der Kompagniechefs kleiden die Kinder der ersten Klasse von ihrer Kompagnie vom Haupt bis zu Fuß; auch werden den Kindern zuweilen kleine Geschenke im baaren Gelde gemacht. Es ist recht Schade, daß Ihre Königl. Hoheiten der Prinz und die Prinzessin Ferdinand sich nicht mehr wie vordem einige Zeit des Jahres in Ruppin aufhalten; sonst, bin ich überzeugt, würden Sie sich der Schule auf eine Ihrer würdige Art besonders annehmen.

Ich schriebe gern noch mehr, insonderheit über die Nothwendigkeit von Seiten des Staats für die physische Erziehung oder vielmehr für die Ernährung und den Unterhalt der Soldatenkinder etwas zu thun; — aber mein Brief ist wohl schon zu lang.

Gefällts Ihnen, so soll es ein andermal geschehen, und dann will ich Ihnen wenigstens noch von einer Garnisonschule, die ich selbst besucht habe, Nachricht geben. Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren

Stude.

7.

Auszüge aus einigen Hexenakten, bei der Königl. Preuß. Erbvoigtei zu Quedlinburg.

Zuvor muß ich erinnern, daß ich aus ältern Akten keine Auszüge liefern kann. Theils sind es nur einzelne, unleserliche Erkenntnisse, ohne Benennung des Jahres und Tages, ohne Rüge, Protokolle, Beweise, Bekenntniß, und Urtelsfrage; theils lassen sich die Akten nicht auffinden, wenn sie auch gleich in dem Aktenverzeichniß aufgeführt sind.

Erstes Stük.

Am 11ten Junius 1569 sind einige verdächtige Bettler mit ihren Familien eingezogen, und werden am Ende der Mordbrennerei und Zauberei

über-

überführt. Diese Akten sind ziemlich ordentlich und vollständig geführet. Ich bin aber erstaunet, daß der Richter, so lange es auf die Untersuchung der übrigen Verbrechen ankam, regelmäßig verfuhr, nicht jede Beschuldigung für wahr annahm, sondern sich nach Beweisen umsah, und solche gehörig prüfte; sobald es aber auf die Zauberei und Hexerei ankam, ohne alle redliche Anzeige, mit der Folter hervorschritt. — Und in dieser Peinigung gestand:

1) Gese, Jakob Henkels Hausfrau, sie habe 6 Jahr mit dem Teufel gebuhlet, und denselben von einem Weibe, Hans Tedters Ehefrau überkommen. Dieser Teufel sei ein schöner Kerl gewesen, habe eine rothe Schnur um den Huth, und Pikkelsfedern darauf getragen. Das erstemal habe er länger als eine halbe Stunde mit ihr zu schaffen gehabt. Dieser Liebhaber habe sich jedesmal auf den Donnerstag bei ihr eingefunden und 1 Groschen baares Geld, ein Pfund Butter und ein Mandel Käse zum Geschenk mitgebracht. Er nenne sich Fledermisch. Einstmals habe er sie zu Paalberge geschlagen und übel behandelt, weil sie ihn, auf sein Verlangen nicht sogleich mit Milch speisen können. In der Nacht zum Walpurgistag wäre dieser ihr Schatz zum Tanz unter einer großen Buche bei Bulsteringen auf einem Ziegenbok angeritten gekommen. Beim Tanz habe ihr Galan einen Kuhfuß und einen Menschenfuß. Der Vortänzer hieße

We-

Wegetritt. Ihre Tochter habe soviel Bescheids noch nicht gelernet, wie sie sich ausdrükt, daß sie sich zu diesem Balle unter der Buche mit eingefunden. Ihren Buhler habe sie nun ihrer Tochter völlig abgetreten. — Bei dieser Gelegenheit wird folgendes Rezept, wodurch sie Menschen und Vieh vergeben und vergiftet hätte, von ihr bekannt gemacht: Kröten und Menschenknochen zu Pulver gebrannt; Menschen und Viehhaare dazwischen gemischt; dieses den Leuten unter die Schwelle des Hauses gegraben, oder vor die Thür geschüttet!

2) Deren Tochter, Klare, ein Mädchen von 12 Jahren, erzählte unter der Peinigung, daß es allerdings wahr sei, daß ihre Mutter ihr einen Buhler, den Satan, Namens Derwisch, abgetreten habe. Sie macht aber von diesem Kerl eine ganz andere Schilderung. Er habe, sagt sie, einen rothen Bart, Füße wie ein Hund, trage einen schwarzen Huth mit einer schönen Schnur, und weißen und rothen Federn darauf. Seine Kleidung bestehe in einem schwarzen parchenten Wammes. Er mache ihr wöchentlich einen Besuch, und belohne ihre ihm erwiesene Gefälligkeiten mit baarem Gelde, Butter und Käse. Das erstemal habe er ihr 9 Fl. geschenket, und ihr versprochen, wenn sie sich ihm ganz ergeben wolle, so wolle er ihr auf Erden genug bringen, und nach ihrem Absterben sie zu sich, in seinen Himmel nehmen; denn er hätte einen ganz andern Himmel.

Dieser

Dieser teuflische Liebhaber sei neulich bei ihr im Gefängniß gewesen, und habe ihr sein Spiel angeboten; sie aber habe diesmal nicht Lust dazu gehabt. Er habe ihr zu verschiedenenmalen angetragen, sie zu entführen, wenn sie seine Wünsche erfüllen würde; dagegen habe er gedrohet, daß sie hingerichtet und verbrannt werden würde, wenn sie ihm solches abschlüge. —

Weil doch der Teufel in der Welt nichts, als böses stiften kann; so hat er ihr folgende tödtende Arzneien bekannt gemacht: Menschenknochen, Schlangen und Ottern untereinander gekocht; wenn man dieses den Leuten im Essen oder Trinken beibringen könnte; so wüchsen davon Ottern im Leibe der Menschen. Todtenknochen klein gemacht und zu Pulver gestoßen, die Haare von einem todten Mannskopfe zu Pulver gemacht; dieses mit einander vermischt den Leuten im Essen oder Trinken beigebracht, ist ein tödtendes Gift. Wenn sie die Häute aus den Eierschaalen klein gemacht, und mit Eierdotter gebraten, ihrem Buhler zu essen gegeben: so sei er wie toll davon geworden, fortgelaufen, und habe ihr darnach Eier im Ueberfluß gebracht.

Der Schöppenstuhl zu Leipzig hat hierauf der Mutter die Todesstrafe mit dem Feuer zuerkannt. Die Tochter aber ist, in Betracht ihrer Jugend, mit der Todesstrafe verschonet, und zu Ruthenstreichen im Gefängniß verurtheilt, mit dem Anhang,

daß sie durch den Prediger aus Gotteswort unterrichtet, und ermahnet werden solle, von der teufliſchen Gemeinſchaft und Zauberei abzulaſſen. *) Wenn ſolches geſchehen, und ſie eidlich angelobt hätte, dieſer Ermahnung nachzukommen, ſollte ſie aus dem Gefängniß entlaſſen, und aus dem Gericht verwieſen werden.

Zweites Stük.

Am 12ten Januar 1570 hat man Walpurg, Henning Spirlings Ehefrau aus Dittfurth ins Gefängniß geſetzt, und am Palmſonnabend hat ſie im peinlichen Verhör **) folgendes ausgeſagt: Vor ungefähr 18 Jahren ſei die Michelmannin vom Probſteihofe, des Mittags um 2 Uhr vor ihre Hausthür gekommen, und habe ihr einen Teufel zum Buhler abgelaſſen. Der Teufel habe Kufut (Kuhfuß) geheißen, ſei in braunem Rok und rothen Hoſen gekleidet geweſen. Er habe ihr Butter und Milch gebracht. Sie habe ihn noch bis jetzt.

Von

*) Dies Urtheil iſt vernünftiger, als viele andere von Magdeburg. Was konnte aber der Unterricht des Predigers nützen, wenn dieſer ſelbſt mit ſolchem Aberglauben behaftet war, und durch ſeine Ermahnungen die Einbildung eines wollüſtigen Mädchens noch mehr erhitzte?

**) Hieraus iſt zu ſchließen, daß ſie in der Güte nichts muß geſtanden haben.

Von eben dieser Michelmannin habe sie noch einen Teufel bekommen, der heiße Schöne. Diesen Bühler habe sie auch noch. Beide kämen zuweilen in einer Nacht zu ihr. Kufut sei über den Schönen eifersüchtig, und sage oft: "Kufut ist ein alter Hund, hat einen kahlen Kopf! Willst du mein sein: so will ich dir bringen, daß dein Freitag soll besser sein, als dein Sonntag; willst du das nicht, so komme ich nicht wieder!" Der Schöne bringe ihr alle Nacht 18 Pfennige, bisweilen aber auch weniger.

Einen andern Teufel habe sie der Bartelmeglschen vor 8 Jahren zugebracht, weil sie gewußt, daß dieselbe darnach verlangt, und gesagt habe, daß zwei mehr brächten als einer.

Sie habe ihren Urin, Rattenpulver, und Haare von ihrem Leibe genommen, solches untereinander gemischt, und solches in Kufuts und aller Teufel Namen ausgegossen; wer darüber gegangen, sei verdorben und gestorben.

Die Magdeburgischen Schöppen haben hierauf erkannt, daß, wenn sie diese Urgicht nochmals frei und ledig vor öffentlich gehegtem Halsgerichte wiederholen, und dabei beharren würde, sie mit dem Feuer zu Leib und Leben zu bestrafen sei.

Dieselbe muß aber nicht rathsam gefunden haben, bei ihrer Urgicht zu beharren. Denn ihr Ehemann hat in einer, nach den damaligen Zeiten sehr wohl abgefaßten Schrift vom Matthiastage 1570

sich beschweret: daß seine Ehefrau, mit welcher er 30 Jahre in einer glüklichen Ehe gelebt, nur durch die Tyrannei der Folter gezwungen worden, etwas von Hexerei zu erdichten, welches wider alle Wahrscheinlichkeit und gesunde Vernunft stritte, und von allem Beweis entblößt wäre. Seine Feinde, welche ihm seinen Wohlstand mißgönneten, müßten dieselbe fälschlich angeklagt haben. Er bittet also, den peinlichen Prozeß, nach Vorschrift der Konstitution Kaisers Karls des V. einzuleiten, ihm aber vor allen Dingen Abschrift von dem, was bis jetzt wider sie ergangen wäre, mitzutheilen.

Von fernerm Verfahren, Abhörung der Zeugen, und was sonst zur Vollendung des Prozesses gehören mögte, findet sich in diesen Akten keine Spur. Es ist also wahrscheinlich, daß die Sache liegen geblieben sei, zumal am Ende folgendes Urtel von den Schöppen zu Magdeburg beigelegt ist:

> Hat gedachtes Weib ihr voriges gütliches Bekänntniß und Urgicht, als sie vor ein öffentliches Halsgericht geführt, wieder geläugnet; so hättet ihr auch dasselbige Weib, um mehrerer Erkundigung der Wahrheit ihrer vorigen bekannten bösen Handelung halben, peinlich verhören zu lassen, Amtshalben wohl Macht; sie mögte dann ihres Läugnens genugsame erhebliche Ursachen vorwenden und darthun, damit würde sie noch gehöret. Von Rechts wegen.

Drit-

Drittes Stük.

Am 1sten December 1570 ist Anna, vereheligte Rennemanns ins Gefängniß geworfen, am 5ten deſſelben Monats gepeiniget, und hat erzählet: vor 5 Jahren habe ſie von Annen Helſin zu Waterler einen Teufel zum Buhler bekommen, der Wohlgemuth geheißen. Dieſer ſei als ein Vogel zu ihr geflogen kommen, habe aber nachher die Geſtalt eines alten Mannes angenommen, welcher grüne Buchſen (Beinkleider), braune Strümpfe, und ein ſchwarz ledern Wammes angehabt. Deſſen einer Fuß ſei eines Menſchenfuß geweſen, der andere aber habe gar ermangelt, und habe an deſſen Stelle ein leerer Strumpf gehangen. Sie habe nur 1 Pf. von ihm erhalten, und überhaupt nur 3mal mit ihm zu thun gehabt. Annen Worterbutt, dem Weibe eines Landsknechts zu Waterler habe ſie dieſen Buhler wiederum abgetreten. Sie hätte Jakob Bekkern auf der Pölle *) die guten Holden **) abgeſegnet. Der Segen, deſſen ſie ſich bedienet, ſei dieſer:

Joſeph und Gardian
die gingen vor Gott dem Herren ſtahn;

*) Eine Straße zu Quedlinburg wird alſo benannt.
**) Holden, Elven, Dinger: das womit man zauberte. Sie hießen böſe in Rükſicht auf den, dem man ſie anthat, und gut in Abſicht der Zauberinn. H.

In der Nähe Sind Cocos-Nüsse
Bananen, Ananas und
Orangen, Limonien und
Zuckerrohr wachsen häufig in Menge
Die Cocos-Nüsse
werden zerbrochen und ihre Milch
getrunken, das Fleisch aber gegessen.
Ich ab auch einige Stücke Zuckerrohr.

Der Saft dieses Rohres ist sehr süß.

Vierter Brief.

Ohne einen Mann, wie D Klingenberg. Die Einwohner sind sehr gastfrei. Ich habe in dem Hause Kaffee und Thee getrunken, und es schmeckte mir so gut, als in Europa. Die Früchte, welche man hier ißt, sind Ananas, Bananen, Orangen, Limonien, Cocos-Nüsse, Granatäpfel und Feigen. Ich habe sie sämmtlich gegessen. Die Ananas ist eine vortreffliche Frucht, sie ist gesund und schmeckt sehr gut. Sie wächst auf einer Pflanze, die wie eine Distel aussieht. Die Bananen sind auch gut, sie wachsen an Bäumen, die wie Palmen aussehen. Die Cocos-Nüsse sind auch gut, sie wachsen auf Palmen. Ich habe auch Zuckerrohr gegessen. Es ist sehr süß. Ich habe auch Kaffeebohnen gesehen, sie wachsen an kleinen Bäumen, die wie Lorbeerbäume aussehen. Ich habe

Ich bin der Schöpfer meiner Welt, spricht das Ich.
Ich bin der Schöpfer meiner Welt, spricht das Ich.
Ich bin der Schöpfer meiner Welt, spricht das Ich.

Diesen Segen habe sie vor 20 Jahren von Marius Rohden erlernet, welcher damals in der Ballstraße gewohnt. Die guten Dinger zuzubringen, habe sie folgenden Spruch gehabt: thue hin und fahre in N. N. und martere und plage und beiße den in aller und meines Teufels Namen!

Vor 30 Jahren, als sie noch in der Ballstraße gewohnet, habe sie von Annen Behrends einen Teufel zum Buhler bekommen, der habe Wittfedder geheißen. Seinen ersten Besuch habe er ihr in einem Busche im Dittfurther Holze gemacht. Des Donnerstags Abends, im Winter um 3 oder 4 Uhr, im Sommer um 8 oder 9 Uhr, habe er sich eingestellt, und zwar mit feurigen Flügeln; habe aber keine Hitze von sich gegeben. Seine Kleidung habe in einem schwarzen Rok, dergleichen Beinkleidern, Huth und Handschuhen bestanden. Er habe einen schwarzen Bart, einen Menschen- und einen Kuhfuß gehabt. Jedesmal habe er eine volle halbe Stunde mit ihr zu thun gehabt. Das erstemal habe er für den gestatteten Willen 3 Mariengroschen; nachher aber nur 6 Pf. bezahlt. Wenn sie gesagt: Wittfedder, bring mir Eier! so hätte er ihr gleich ein Paar gebracht. Vor 18 Jahren habe sie Annen Eitbergs geflucht, daß sie 2 Paar guter Dinger ins Leib bekommen; nach 8 Tagen aber habe sie solche wieder abgebracht. Derselben habe sie folgendes Mittel zur Wegschaffung der guten Dinger gerathen, das sie auch sehr probat gefunden:

näm-

nämlich wenn sie splitternakkend auf dem Mist säße, und ihres Behufs thäte, sollte sie Käse und Brod essen.

In der Walpurgisnacht hätte sie sich mit 10 andern Hexen vor der Thür einer Frauen in Wernigerode, die aber nicht genannt ist, versammlet, einen Besenstiel zwischen die Füße genommen, und wenn sie insgesammt, auf ein gegebenes Zeichen dieser Frauen, aus vollem Halse gerufen: Ich fahre! ich fahre! so wäre die Reise im vollem Fluge nach dem Brokken gegangen; und neben ihnen wäre ein Knecht mit einem braunen Rokke und einer Pfeife hergefahren, der den Spielmann abgegeben. Auf dem Brokken würde in ansehnlicher Gesellschaft getanzt; und wenn die Reigen ausgewesen, hätten sich die Hexen unter einander mit Schwingen, Milchfässern und Mangelhölzern geschlagen. Der Strafe des Feuers zu Leib und Leben konnte eine so alte Hexe wohl nicht entgehen.

Fünftes Stük.

Am 20ten Februar 1570 ist Barbara Bossin, Lorenz Landgrafens eheliche Hausfrau, um Bezüchtigung willen, wie es heißt, zum Gefängniß gebracht, am 23ten befragt und gemartert worden, worauf sie erzählet: Anna von Braunschweig habe sie vor 8 oder 9 Jahren überredet, einen Teufel, mit Namen Irekus zum Buhler anzunehmen. Sie habe ihr versprochen, daß dieser Teufel ihr ei-

nen Schatz von mehr als zwanzigtausend Gulden zubringen solle; und durch diese Verheißung sei sie verführt worden. Er sei als ein feiner Gesell, heißt es, im rothen Kleide, mit Pikkelsfedern auf dem Hutke, mit einem Menschen- und einem Kuhfuß zu ihr gekommen, und habe über eine halbe Stunde mit ihr zu schaffen gehabt. Er komme alle Donnerstage, und bringe einen Groschen.

Einen andern Teufel habe sie von ihrer Nachbarinn, des Kaufmanns Doppelherrn Ehefrau. Dieser habe sie geklagt, daß sie sich mit ihrem Manne nicht vertrüge, und große Noth und Armuth leiden müßte. Die Nachbarinn habe darauf gesagt, daß sie ihr einen Teufel senden wollte, der alles gut machen würde. Es habe sich also einer, Namens Dikbuch (Dikbauch) bei ihr gemeldet; der habe ihr aber mehr gekostet, als er gebracht; denn er fresse bei ihr Würste und saufe Bier, und brächte nur jedesmal 2 oder 3 Pf. Sie habe ihn daher ihrer Magd Magdalenen wieder abgelassen. — Schaden hätte sie Niemand gethan, außer daß sie Elsen Heineken vor 12 Jahren die Dinger in die Beine gebracht, mit den Worten: Fahre hin du unreiner Geist in Elsen Heinekens Beine! — Auf Anfrage bei dem Schöppenstuhl zu Magdeburg, ist sie des Todes mit dem Feuer schuldig erkannt worden.

Sech-

Sechstes Stük.

Am 23ten Februar 1573 ist Magdalene Heinekens, eine Magd, vier oder fünf und zwanzig Jahr alt, wie es heißt, in unseres gnädigen Herrn Zucht gekommen, und um vorhergehender Besagung willen, eingezogen; da sie denn in der peinlichen Frage folgendes berichtet: Ihre Aeltern wären frühzeitig weggesterben, daher sie sich kümmerlich und elendiglich unter fremden Leuten prükken und leiden müssen. Vor 12 Jahren hätte sie heftiges Zahnweh bekommen. In diesen Schmerzen habe sie die Kindermutter, Margarethen zu Neustadt, welche nun schon verbrannt worden, um Rath gefragt. Diese hätte gesagt, daß die guten Dinger darin wären. Um solche herauszuschaffen, sollte sie stillschweigend Wasser schöpfen, und glühende Kohlen aus einem Ofen nehmen, und solche auf dies Wasser werfen: soviel Kohlen nun davon untergiengen und auf den Boden fielen, soviel Paar guter Dinger hätte der Mensch in sich. Sie erzählet viele Fälle, wo dies Mittel die erwünschte Wirkung gethan hat; und endlich gestehet sie, daß Barbara Landgrafens Eheweib sie beredet, daß sie von ihr einen Buhlen angenommen. Derselbe Teufel hieße Dikkebauch. Er komme des Donnerstags Nachts; wäre ein großer Kerl und habe Pferdefüße. Eine halbe Stunde und länger habe er mit ihr zu thun, und brächte 3 oder 4 Pf.

Er

Er müsse ihr nicht gut sein, denn er brächte nicht viel, und ließe sich noch dazu von ihr Essen und Trinken geben. Sie habe ihn nicht los werden können. Dies arme Geschöpf ist auch verbrannt.

Siebentes Stük.

Den 16ten Februar 1579. Ilse Lehmann, Andreas Meiers Weib hat ausgesagt: *) die Berthensen habe ihr einen Winzer zum Buhler zugewiesen, von welchem sie hernach erfahren, daß es ein Teufel gewesen, der Beerbäumchen geheißen. Ilse Nauermeister zu Tennstedt habe ihr neulich noch einen Buhler zugewiesen, welcher Flederwisch geheißen, er trage einen schwarzen Rok, dergleichen Huth mit Pikkelsfedern, habe einen Menschen- und einen Kuhfuß. Das erstemal habe er 4 Pf. die letztern male aber 6 Pf. gebracht. Er komme alle Donnerstags Nacht. Er habe ihr gesagt, sie sollte aus allen Kirchen bleiben: dann sollte es ihr an nichts fehlen. Dieser Buhle habe sie gelehrt, das Wetter nach ihrem Gefallen zu machen. Einmal habe sie ein Ungewitter im Hui, **) ein andermal in dem alten Anthalt, ein andermal auf dem Ramberg, ***) und eins im Sülzenfelde gemacht. Die Ver-

*) Ob sie gepeiniget sei, ist nicht aus den Akten zu ersehen.
**) Ein Gehölz bei Halberstadt.
***) Ein zu Quedlinburg gehöriger Forst am Harze.

Veranlassung zu dem letztern ist sonderbar. Sie ist auf dem Wege nach Aschersleben. Auf einmal kommt der Flederwisch auf einem Kreuzwege zu ihr, raufet sie bei den Haaren zur Erde, und schlägt sie derbe ab. Als sie sich etwas wieder erhohlet, fragt sie, warum er denn so wütend mit ihr umgienge? worauf sie zur Antwort erhält: es wäre bisher so schön und vortheilhaft Wetter für die Schnitter und Aerndtearbeiter gewesen; diese Leute müßten in ihrer Freude etwas gestöhret werden. Sie habe darauf im Sülzenfelde ein Gewitter mit einem heftigen Regen entstehen — sehen.

Ein andermal sei sie bei Harzigerode in die Heidelbeeren gegangen. Der Buhler wäre auch zu ihr gekommen, und habe gesagt: wir wollen Wind machen! Auf einmal sei ein so großer Sturm entstanden, daß die größten Bäume auf den Bergen aus der Erde gerissen wären. Dieser Teufel Flederwisch habe ihr Butter, Käse und Eier gehohlet, wo sie es nur verlangt hätte. Allein einmal sei er übel angekommen. Sie haben ihn nach Dittfurth geschikt, um Fleisch zu hohlen. Als Flederwisch eben das gekochte Fleisch aus dem Topf nehmen wollen, macht die gute Hausfrau ein Kreuz über den Topf — auf einmal verschwindet die Teufelskunst; und er kann nicht ein Stük Fleisch aus dem Topf hohlen. Bei seiner Zurükkunft sei er so erbittert darüber gewesen, daß er sie mit dem Stok und mit Fäusten geschlagen.

Ihr

Ihr zweiter Teufelsbuhler den sie gehabt, habe Beerbäumchen geheissen. Diesen habe sie von ihrer Gevatterin zu Temstedt bekommen. Im Badersleben habe sie derselbe zuerst begrüßet, und ihr das erstemal 2 Gr., nachher alle Donnerstage 6 Pf. gebracht. Auch dieser habe ihr von den Vorwerkern und Akkerhöfen Butter, Käse und Eier gebracht. Er habe ihr reichlich zugetragen, und zwar auf eine sehr unappetitliche Art und Weise. Denn wenn er etwas gebracht, so habe er den Hals und das Maul weit aufgesperrt, und die Butter, Käse, Eier und Fleisch ausgespien; die Milch habe er gepisset. Im Gefängnisse sei er auf ihr Verlangen erschienen, und sie habe von ihm verlangt, daß er ihr heraus helfen solle. Er have erwiedert: das könne er nicht; aber den Hals wolle er ihr umdrehen, und auch schon ernstliche Anstalten dazu gemacht. Sie habe es aber durch Kreuze, die sie geschlagen, verhindert. Auf diese Urgicht ist sie zum Tode verdammt.

Achtes Stük.

Ohne Benennung des Monats und Tages, ist 1580 nach eingezogenem Gutachten von Leipzig und Magdeburg, Peter Schwenken sonst Rükebuschy genannt, auf die Tortur gespannt, und hat, außer verschiedenen Diebstählen und Zaubereien durch Zubringung und Abbringung der guten Dinger, auch

gestan-

gestanden: daß Ilse, Eiriaks Knochen Frau zu Nedersdorf, ihm einen Teufel zur Buhlerin zugewiesen, welche Eichenlaubin geheißen. Sie habe ihm für jeden Beischlaf 1 Gulden, 6 Gr. und auch wohl weniger gegeben. Sie sei bald in einem blauen, bald in einem rothen, bald in einem grauen Rok gekommen, und gestaltet gewesen, wie eine junge Dirne. Des Donnerstags sei sie zu ihm gekommen. Sie hätte einen Menschenfuß und einen spitzigen Fuß gehabt. Dieser ist ebenfalls zum Tode durchs Feuer verdammt.

Neuntes Stük.

Margaretha Brathenschen ist, heißt es, auf genugsame Indicia eingezogen, und hat zum Theil in Güte, zum Theil aber peinlich, folgendes bekannt: Sie könnte eine gute Salbe machen, mit welcher man die Franzosen und andere alte Schäden heilen könnte. Auch Tränke von dieser Art verfertigte sie von Lorbeeren. Bilsenöl schmierte sie den Leuten in die Dünnigen oder Schläfe. Dies alles habe sie von einem Doktor gelernt, welcher zu Sulzbach bei Gehra Pfarrer gewesen. Sie könne auch das Wasser besehen; wenn das Wasser einer Frau klar wäre, eine Blume trüge und einen Kranz mache: so sei die Frau fruchtbar; wo nicht, so sei sie gewiß unfruchtbar.

Nach-

Nachdem sie viele Wunderkuren von dieser Art erzählt, fügt sie hinzu, daß der Herr Pfarrer Bartolomäus zu Sulzbach die Elben und Elbinen, und die guten und bösen Holdichen mit Bilsenöl häufig vertrieben habe. Er habe den Rath gegeben, daß man dabei sagen solle: Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes!

Sie könne es den Leuten an den Augen ansehen, wie viel Paar sie der guten Holderchen bei sich hätten. Denn es wären die Kinderchen *) in den Augen trübe, und gäben wenig Schein von sich. Sie verweise die Holderchen allemal unter einen Holderbusch. Das Sprüchlein, mit welchem sie die Holderchen, beim Aufschmieren des Oels vertreibe, sei folgendes:

Du Elben und du Elbinnen
Mir ist gesagt, du kannst den König von der Königin bringen,
Und den Vogel von dem Nest.
Du sollst noch ruhen noch rasten,
Du kommst denn unter den Busch
Daß du den Menschen kein Schaden thust.

Einen ähnlichen Spruch hat sie gebraucht, um die Elben oder Holderchen dem andern zuzubringen.

Sie

*) Ohne Zweifel Augapfel; wie im Griechischen Kogn. B.

Sie habe einen Buhler gehabt, der Birnbäumchen *) geheißen. Denselben habe sie von Meiers bekommen, und zwar mit den Worten: weil du alt und schwach bist, und deine Kinder nicht mehr arbeiten: so will ich dir einen zuschanzen, der dir arbeiten soll! Dies sei vor dem Brunnen auf dem Marschlingenhof geschehen; und als sie auf ihre Kammer gekommen, und beten wollen, sei der Teufel schon da gewesen, habe gleich Liebeshändel mit ihr

*) Ohne Zweifel der schon S. 444 vorgekommene Beerbäumchen. Wenn man mehrere solche Akten hintereinander liest, so wird es einem höchst wahrscheinlich: daß wirkliche Kerle unter dem Vorgeben, sie wären Teufel, sich bei Weibern angegeben, entweder um unschuldige Mädchen zu verführen, oder um sich (wie der Teufel Dikbauch, S. 442, und 443 folg.) füttern zu lassen, oder Vortheil von alten Wittwen zu ziehen. Natürlich nuzt die Betrügerei immer das im Schwange gehende Vorurtheil. Im alten Griechenland waren die Buhler Götter, vorzüglich bei den badenden Mädchen Flußgötter. Im itzigen Morgenlande soll Mohameds Namen oft dazu gebraucht werden; so wie wohl ehe bei schönen Jüdinnen ein Engel erschienen sein mag, der den Messias zeugen wollte. Nur Christinnen nahmen Abgesandten der Hölle an. — Hang zur körperlichen Wolluſt ist ohnedies mit Hang zur Schwärmerei vereint; und so lassen sich in einem Zeitalter, wo ein solcher Glaube in den Köpfen, in den Herzen, und auf den Zungen aller Menschen lebte, solche Geschichten mit allen auch noch so sonderbaren Zusäzen und Folgen wohl denken und erklären. Höchst merkwürdig und vielleicht einzig ist aber das Nr. 8. S. 447. vorgekommene Beispiel eines weiblichen Teufels. B.

ihr angefangen, und ihr 2 Mgl. gegeben; welches er hernach alle Donnerstag wiederhohlet. Er sei ganz grün gekleidet, und sein Hut mit schönen Federn geschmükt gewesen; jedoch habe er einen Pferdefuß gehabt.

Nachher habe sie noch einen Buhler gehabt, welcher Rautenstrauch geheißen. Sie habe ihn in einem kleinen Säkchen von der Fuchsin bekommen. In diesem Säkchen habe der Teufel, in der Gestalt eines Frosches gesessen; als sie aber das Säkchen aufgemacht, sei ein großer Kerl daraus geworden, welcher hübsche Federn auf dem Huth, einen rothen Bart, einen Kuhfuß, und einen grauen Rok angehabt. Diesen habe sie für 1 Thlr. an ein ander Weib verkauft, und sich von der Koplern einen andern, Namens Buchsbaum zuweisen lassen. Beide Buhler haben ihr Geld, Butter, Käse und dergleichen gebracht. Es werden viele Personen genannt, denen sie die Elben und Holdichen ab- und zugewiesen. Die Magdeburgischen Rechtsgelehrten finden sie endlich des Todes schuldig.

Zehntes Stük.

Am 3ten März 1581 wird Hans von Hagen, der Besitzer eines hiesigen adelichen Freihofs, in damaliger kurfürstl. sächs. Erbvoigtei, nachdem er seiner Eidespflichten, womit er dem Kurfürsten als hiesigem Schutzherrn und E. E. Rath verwandt ist,

erin-

erinnert worden, vernommeen; und berichtet: vorm Jahre in den Wintertagen wären sein Schwager Lüder, der Burgemeister Lüder und Rothenburg mit seiner Familie bei ihm zum Abendessen gewesen, und hätten bis nach 12 Uhr gespielet. Um 12 Uhr habe der Burgemeister Lüder, um sich abzukühlen, das Fenster nach der Gasse eröfnet, und bei der Gelegenheit wahrgenommen, daß es in dem Bertramschen Hause ganz helle gewesen, so daß sie die Schüsseln auf den Rükken *) und den Spek am Balken hängen sehen. Das Licht habe bisweilen blau, grün und gelb geschienen. Des Morgens darauf habe seine Frau gehöret, daß der Bertramsche Nachbar, ein Seiler, die Bertrammin gefragt: woher es komme, daßsie im Gesichte so blau wäre? Diese habe geantwortet: Sie habe eine Butterkleide fallen lassen, und im Aufheben hätte die Kuh sie ins Gesicht gestoßen.

Der Burgemeister Pasche Lüder wird auch vernommen, bekräftiget vorstehende Erzählung, und setzt hinzu: die von Hagensche Magd oder Frau — das wisse er so genau nicht mehr — habe gerufen: Siehe! da fährt der Drache in das Bertramsche Haus! Ein im Gefängniß sitzender Zaubermeister beschuldiget eben diese Bertram, daß sie zu seiner Zunft gehöre, und auch einen Teufelsbuhler habe.

*) Reihen schmaler Bretter, etwas darauf zu hängen oder zu stellen. B.

Die Bertram wird vorgefodert, und ihr dieses vorgehalten. Sie läugnet, und weiß von nichts. Der im Gefängniß sitzende Zaubermeister Martin Rabe wird ihr entgegengestellt. Die Bertram bleibt beim Läugnen. Man fragt in Magdeburg an: ob man diese Person nicht so lange peinigen solle, bis sie gestehe, daß sie einen Teufel zum Buhler habe? Allerdings! ist die Antwort. Man martert und peiniget also frisch darauf los, bis die Elende sagt: Ja! ich bin eine Teufelshure, mein Liebhaber heißt Fedderbusch; ich habe noch mehrere gehabt, Namens Stutzfedder, Stutzebusch, und Allerleiwollust. Kurz! sie macht weitläuftige Erzählungen von ihrer getriebenen Buhlerei, von den Geschenken, die sie von ihnen bekommen, von dem Abbringen und Zubringen der Holdichen, und wie sie durch ihren Buhler die Kühe auf dem Lüderschen und von Hagenschen Hofe ausmelken lassen, und die Milch, Butter und Käse mit dem Buhler verzehrt habe. Merkwürdig ists, daß sie von der lahmen Anne ein Schächtelchen zum Geschenk bekommen, in welchem ein Wurm sitzen sollte, welcher gut Glük brächte. Als sie aber das Schächtelchen aufgemacht, sei ein Magnetstein mit Eisenspähnen darinn gewesen. Sie ist hierauf durch den Rechtsspruch von Magdeburg zum Tode verdammt, und verbrannt worden.

G. C. Voigt.

8.

Noch einige Bemerkungen über Hexenprocesse und Folter.

(Man ſ. April S. 297.)

Itzt noch einige Anmerkungen, zu denen mir zum Theil die oben mitgetheilten Hexenakten Anlaß geben,

Hexenprozeſſe und Folter ſind nahe mit einander verſchwiſtert. Beide ſind Kinder des Aberglaubens und der Unwiſſenheit. Beide ſtreiten wider die geſunde Vernunft und entehren die Menſchheit. Beide haben ſich immer mit einander vergeſellſchaftet, und mit vereinten Kräften viele Jahrhunderte hindurch mörderiſche Verwüſtungen in Europa angerichtet. Die Hexenprozeſſe würden weniger verderblich geweſen ſein, wenn ſie nicht die Tortur zur Gefährtin gehabt hätten. Ich will alſo bei dieſer Gelegenheit noch etwas von dem Urſprung der Tortur in Deutſchland reden.

Der Hr. Profeſſor Eberhard hat in einer, im Auguſt und September vorigen Jahres der Berliniſchen Monatsſchrift befindlichen, ſehr ſchönen Abhandlung über die Veranlaſſungen zur Einführung

rung der Folter *) behauptet: daß die Folter ursprünglich ein sogenanntes Ordal, oder Gottesurtheil, wie die ehemalige Feuer- und Wasserproben gewesen sei; daß sie sich auf den sonst allgemein angenommenen Grundsatz des Aberglaubens gegründet habe: Gott selbst gäbe, vermöge seiner Allmacht, dem Unschuldigen die Kräfte, die Folter auszustehen; dem Schuldigen aber versage er diesen Beistand, und nöthige ihn dadurch das Verbrechen zu bekennen. Hieraus ziehet er den Schluß: daß die Folter erst zu der Zeit in die deutschen Gerichtshöfe eingeführet sei, als man die Unzuverlässigkeit jener Feuer- und Wasserproben eingesehen habe, und zwar im 13ten Jahrhunderte.

Wie? wenn man erweisen könnte, daß die Folter schon lange vor dem 13ten Jahrhunderte von den deutschen Richtern sei gebraucht worden, um die Wahrheit dadurch zu erforschen? Ich will deshalb nicht abläugnen, daß nicht die Folter, vermöge des vor dem 13ten Jahrhunderte herrschenden Aberglaubens von den Gottesurtheilen, auch für ein solches angesehen sei. Ich will auch gern zugeben, daß die Folter, nach der Abschaffung der Feuer- und Wasserproben mehr in Gang gekom-

*) Man s. aber auch die beiden Aufsätze im Januar und Februar d. J. in unsrer Monatsschrift über diesen Gegenstand, die Hr. Voigt, als er dies schrieb, noch nicht konnte gesehen haben. A. d. H.

kommen sei, als zuvor. Aber dennoch ists immer möglich, ja ich getraue mir zu sagen, zuverlässig gewiß, daß die Folter schon vorhin als ein Erforschungsmittel der Wahrheit gebraucht worden sei. Ich bin wenigstens durch folgende Gründe auf diesen Gedanken gekommen.

Nicht nur die Römer, sondern auch die Deutschen bedienten sich, vor der Einführung des Christenthums, der Folter, wenn ein Zeuge sich hartnäkkig weigerte, sein Zeugniß abzulegen.*) Hielt man nun in diesem Falle die Folter und Peinigung für ein zwekmäßiges Mittel: warum hätte man sich dessen nicht bedienen wollen, wenn ein Verbrecher mit einem schweren Verdacht eines den Staat beunruhigenden Verbrechens beladen war? Fand man in geringern Vorfällen, nämlich bei der Zeugenaussage, kein Bedenken, strenge zu sein; so wird man noch weniger hierbei zu bedenken gefunden haben, wenn es auf die Bestrafung eines grossen Verbrechens ankam.

Ueberdies wissen wir, daß die Deutschen schon in den ältesten Zeiten **) ihre Knechte und Leib-

*) L. 21. §. 2. de test. L. 15. pr. L. 18. §. 3. de quaest. Novella 90. cap. 1. Tenzel de tortura test. Erford. 1724.

**) Lex Salica. Tit. 43. Si talis causſa est, unde ingenuus DC. denarios, qui faciunt solidos XV. componere debeat, servus super scamno trusus CXX. ictus accipiat.

eigne peinigten, wenn sie in wichtigen Angelegenheiten mit der Wahrheit nicht heraustreten wollten. Es mag immer sein, daß anfänglich nur die Knechte und die geringere Klasse der Bürger gepeiniget sind, wenn sie als Zeugen oder Verbrecher mit der Wahrheit zurükgehalten haben; es mag auch sein, daß die Folter aus der Ursach seltener gebraucht worden, weil damals die Verbrechen noch nicht so hart sind bestraft worden, als in den folgenden Zeiten. Genug die Folter selbst war den alten römischen und deutschen Völkern nicht unbekannt. So wie inzwischen die Gesetze geschärft wurden; wie mehrere Arten der Verbrechen entstanden, und die Todesstrafe besonders auf einige Vergehungen gesetzt ward, welche man vorhin mit einer geringen Geldbuße gezüchtiget hatte: so fand man auch mehrere Veranlassungen, die Folter anzuwenden. Man sah sich sogar gezwungen, zu diesem Erforschungsmittel seine Zuflucht zu nehmen, weil die Ordale oder Gottesgerichte erst später erfunden sind; der Eid hingegen, nach den Religionsgrundsätzen der damaligen Zeiten, ein höchst, schlüpfriges Mittel war, hinter die Wahrheit zu kommen.

Nun denke man sich den Zustand der deutschen Gerichtshöfe vom 6ten und den folgenden Jahrhunderten; auch noch einige Jahrhunderte zurük. Der Todtschlag konnte, nach christlichen Grundsätzen, nicht anders, als mit dem Tode bestraft werden.

Die

Die Hexereien, Zaubereien und das ganze Heer der dahin gehörigen teufliſchen Thorheiten wurden von Heiden und Chriſten geglaubt. Dieſe Verbrechen beunruhigten den Staat; und mußten alſo auch nach heidniſchen Grundſätzen hart, wo nicht mit dem Tode ſelbſt, beſtraft werden. Der heilige Pabſt Gregor beſtättigte die Todesſtrafe in dieſem Fall. Da die Anzeigen und Beweiſe, auf welche ſich die peinliche Unterſuchung im Hexenprozeß gründet, nur im Gehirn abergläubiſcher Leute ihren Grund haben: ſo konnten auch die Angeklagten natürlicher Weiſe keine Hexereien freiwillig geſtehen, weil ſie ein ſolches Verbrechen nicht verübt hatten. Was blieb in ſolchem Fall dem Richter übrig, als zur Folter zu greifen? Denn ohne dieſe wäre der Prozeß gar bald zu Ende geweſen. So lange es alſo Hexen und Zauberer und Hexenprozeſſe gegeben hat, wird auch die Folter im Gebrauch geweſen ſein. Und war gleich die Folter anfänglich nur für die Knechte beſtimmt: ſo lag doch ſchon in der Tyrannei des Pabſtes, und in der eingebildeten Gotteslästerung bei der Hexerei der Grund, daß kein Stand leicht eine Ausnahme hierbei geſtattete.

Die Lage der damaligen Angelegenheiten, die Gerichtsverfaſſung, die Sitten und Denkungsart jener Zeiten machen es an ſich ſelbſt ſchon höchſt wahrſcheinlich, daß die Folter in Deutſchland ſo alt als die Hexenprozeſſe ſind. Man verbinde hiermit

die Zeugniſſe des kanoniſchen Rechts; ſo wird man mir hoffentlich beipflichten, daß die Folter in Deutſchland bei den Hexenprozeſſen ſchon vor dem 6ten Jahrhunderte im Gebrauch geweſen ſei. Der Pabſt Gregor der heilige *) ſchrieb im Jahr 599 an einen gewiſſen Biſchof, Namens Januarius: daß er fleißig wider die Zauberer und Hexenprediger, und diejenigen, welche ſich durch ſein Bitten und Ermahnen von den Wegen des Teufels nicht wollten zurük rüfen laſſen, mit brennendem Eifer angreifen, die Knechte prügeln und peinigen laſſen, die Vornehmern aber durch ſchikliche Gefängniſſe und Schmerzen des Leibes von dem ewigen Verderben der Seele befreien ſolle. — Ein Zeugniß, das völlig entſcheidend wird, wenn man damit eben dieſes Pabſtes anderweitiges Schreiben **) vom Jahre 601 an einen gewiſſen Notar, Namens Hadrian, vergleichet. In dem letztern bezeuget der heilige Vater ſeine Zufriedenheit über den frommen Eifer des Notars, mit welchem derſelbe die Hexenmeiſter verfolgt, und zur gerichtlichen Beſtrafung gezogen hatte. Er macht es ferner dem Notar zur Pflicht, wider einen jeden Zauberer und Hexenmeiſter, von welchem er etwas in Erfahrung bringen könnte, die allerſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen, und gegen ſolche

*) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. c. 10.
**) Decr. P. 2. cauſſ. 26. qu. 5. c. 8.

che Leute, als Feinde Christi, die unerbittlichste Rache auszuüben. Hier haben wir mehr, als bloße Veranlassung zur Folter. Es ist ein deutlicher Beweis, daß die Folter schon vorhin von dem Notar bei der Untersuchung der Hexen und Zaubergeschichten angewandt sei; daß diese Verfahrungsart Widerspruch gefunden; der Pabst aber sein Verfahren gebilligt, und ihn dabei geschützt habe.

Wäre die Folter nicht in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche schon eingeführt worden; so hätte ja der Kirchenvater Augustin nicht schon im 5ten Jahrhunderte über die Ungerechtigkeit derselben klagen können. *)

Sehr richtig sagt la Brüyere in seinen Characteres t. II. p. 202. "Die Folter ist eine bewundernswürdige sichere Erfindung, einen Unschuldigen "von schwacher Leibesbeschaffenheit zu schlachten, "und einen Schuldigen von starkem Nervenbau "frei zu machen." Auf diese Bemerkung beruset sich der Verfasser der Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz, **) wenn er unserm großen Friedrich das verdiente Lod widerfahren läßt: daß Er mit seinem Beispiel dem übrigen Deutschland in der

*) de civit. Dei. l. 19. c. 6.

**) Wilh. Core an Wilh. Melmoth. Aus dem Engl. übersetzt. Zürich 1781.

der Abschaffung der Tortur vorangegangen ist. Er erzählt bei dieser Gelegenheit die Anekdote, daß der preußische Monarch den ersten Wink zur Abschaffung der Tortur durch das Lesen der englischen Geschichte bekommen habe. Denn die stärkste Empfehlung der Folter sei immer gewesen, daß man sie für das wirksamste Mittel gehalten, Verschwörungen gegen den Staat zu entdekken. Der scharfsichtige Monarch habe aber aus den Jahrbüchern Großbritanniens bemerkt, daß wenige Reiche so viele Beispiele von Verschwörungen und Aufruhr liefern, als England; und daß dennoch alle, selbst die Rädelsführer und Meutmacher, glüklicher entdekt worden sind, als in einem Lande wo die Folter im Gebrauch ist; und hieraus habe er auf die Abgeschmaktheit der Folter geschlossen. — Eine Anekdote, für deren Wahrheit der Verfasser bürget, und die aufbehalten zu werden verdienet.

In den Akten der Hexenprozesse heißt es öfters, daß die Hexen auf Ofengabeln, Besen und dergleichen Instrumenten, in der Walpurgisnacht durch die Luft nach dem in unserer Nachbarschaft liegenden Brokken oder Bloksberg geritten sind, um sich daselbst mit ihrem Buhler beim Tanz und Schmause zu belustigen. *) Diese Fabel hat sich in

*) Carpz. P. I. qu. 5. crim. Granz de def. reor. und andere erzählen mehr von solchen Brokkenreisen.

in der hiesigen Gegend so allgemein erhalten, daß viele gemeine Leute solche für wahr halten, die Klügern aber des folgenden Morgens ihre guten Freunde im Spaß fragen: wie sie sich nach zurükgelegter Reise befinden? Man zeigt auf dem Brokken selbst die Stelle, wo der Hexentanz gehalten wird, den Teufelsaltar, und die Teufelskanzel. Vom Riesengebürge sind ähnliche Erzählungen bekannt. In andern Gegenden Deutschlandes, wo keine hohe Berge in der Nähe sind, nennet man einen Hügel, einen hohen Baum, oder einen erhabenen Ort, wo ehemals Bäume gestanden haben; wo eben dergleichen Teufels- und Hexentänze um eben diese Zeit gehalten werden sollen. Diese allgemeine Volkssagen haben unstreitig ihren Grund in der alten deutschen Religionsverfassung.

Es ist bekannt, daß die alten Deutschen keine Tempel zur Verehrung ihrer Götter erbaueten. Auf den vorhin genannten Orten verrichteten sie ihre gottesdienstlichen Handlungen. Bei solcher Gelegenheit wurde geopfert, geschmauset, getanzt, und Gericht gehalten. Wahrscheinlich haben die Cherusker und Brukterer, welche auf und um den Harz wohneten, ehemals auf dem Brokken ihre Opfer verrichtet, Gericht gehalten, und dabei geschmauset und getanzt. Diese Opfer und Volksversammlungen wurden alle Jahr einmal, und mehrentheils zur Frühjahrszeit gehalten.

Als

Als die christliche Religion sich in Deutschland ausbreitete, sah man diesen heidnischen Gottesdienst als Werke des Teufels, als Abgötterei an. Die christlichen Lehrer schilderten dem Volk den Teufel als einen gefährlichen und mächtigen Feind des menschlichen Geschlechts, der sich sichtbar und unsichtbar machen könnte, der an allen Lastern und Schandthaten ein Vergnügen fände; dem alle Elemente zu Geboth ständen, um den Menschen, Vieh, und allen leblosen Kreaturen zu schaden oder zu nützen. Gerade so etwas bildeten sich die Heiden von ihren Göttern ein. Bei einem so rohen und zum Aberglauben geneigten Volke, war also nichts natürlicher, als daß daraus eine solche Fabel entstand, wie die vom Hexentanz und von der teuflischen Zusammenkunft auf dem Brokken. *)

Quedlinburg den 19ten Nov. 1783.

G. C. Voigt.

9. Ueber

*) Die Aussagen der Weiber aber kamen von den Qualen der Folter, und bei einigen auch wohl wirklich aus der Einbildung. Sie hatten sich zur Nachtzeit, mit festem Glauben dazu bereitet, und mit einer betäubenden Salbe beschmiert, und fielen daher oft in Verzukkungen, während welcher ihre angespannte und kranke Phantasie geschäftig war. B.

9.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe April S. 351.)

Funfzehnter Brief.

Sie fragen mich nach dem hiesigen Zustande der Litteratur. Ich soll Ihnen aber sicherlich nicht das erst sagen, was Sie so gut wie jeder Deutscher wissen: daß Berlin zugleich Athen an Geist ist, obgleich dabei voll Muth, wie Sparta war. Ich brauche Ihnen nicht das lange und ehrenvolle Verzeichniß der hiesigen Gelehrten hinzusetzen; das mögen Sie im Hamberger-Meusel nachsehen. Nur kurz muß ich Sie daran erinnern, welche Männer von Gewicht darunter sind. Hier lebt der eine der erhabensten, philosophischsten und edelsten Dichter unsers Vaterlandes; hier der größte Geograph, den Europa, das heißt, die Welt kennt; die tiefsten und scharfsinnigsten Weltweisen (Lambert und Sulzer trinken die Weisheit itzt schon aus reinern Quellen und in stärkern Zügen), und darunter Männer, die durch platonische Einkleidung die ernste und schöne Weisheit Sokrates verbreiten; Geistliche, die zuerst freiere Untersuchung anfingen, verjährtes Vorurtheil von ewiger Wahrheit schieden, und Licht und Selbstdenken verbreiteten; Kanzelred-

ner,

ner, deren Vortrag eben so reine Erleuchtung des Verstandes, als wohlthätige Erwärmung des Herzens gebiert; Schulmänner von Gelehrsamkeit, und dabei richtigen Einsichten in Psychologie und Pädagogik, und dabei praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten; feine und gründliche Kritiker in Werken der Wissenschaften, des Geschmaks, und der Künste; Künstler in Statuen, mit dem Pinsel und der Radirnadel, Künstler für Ohr und Herz, die Theorie und Praxis verbinden; Dramatiker, Chemiker, Astronomen, Naturhistoriker, Geschichtsforscher, Aerzte, Rechtsgelehrte, Politiker, Staatsmänner, Mineralogen, Botaniker, Dichter, Anatomen, Mathematiker, Wundärzte, Philologen: die ganz Deutschland verehrt, von denen Europa lernt, und die in ihren Fächern kaum sonst ihres Gleichen haben.

Und dieser Ort — Heil ihm! — ist keine eigentliche Universität, so wenig als Athen es in seinen blühenden Zeiten war. Die Wissenschaften sind hier nicht das Gewerbe eines Standes, sie beschäftigen mehrere Menschen, und jeder einzelne Mensch beschäftigt sich mit mehrerem. Jene sollen aber dadurch an Gründlichkeit verlieren, sagt man. Es bedürfte nur der Antwort, sie gewinnen dagegen an Ausdehnung. Doch läugne ich auch das erste; und das Beispiel so vieler in ihrer Wissenschaft großer und gründlicher Männer hieselbst redet für mich.

Sie wissen, mein Freund, daß ich viele, und auch die protestantischen Universitäten in Deutschland kenne. Sie wissen, wie entzükt ich von einigen vorzüglich der letztern bin, und wie viele Männer daselbst ich Ihnen als Gelehrte und als Menschen gerühmt habe. Es giebt allenthalben große Köpfe und edle Herzen, die sich über ihre Lokalverhältnisse und die Vorurtheile ihres Standes erheben. Allein dazu gehört schon eine gewisse Kraft, die nur das Antheil Weniger ist. Besser für die Mehrern, wenn jene Verhältnisse und Lagen gar nicht da sind! Und daher, dünkt mich, sind hier so viele Uebel gar nicht vorhanden, die den ruhigen unparteiischen Zuschauer anderwärts beleidigen, ihm bald ein bitteres, bald ein komisches Lachen erregen, bald auch traurige Seufzer auspressen.

Der kleine Neid der Gelehrten unter sich; die niedrigen Kunstgriffe einander zu verdrängen, oder gar zu stürzen; die heimlichen schändlichen Kabalen, all dergleichen hat hier keine Veranlassung, keinen so nahen Zwek, und also auch fast gar kein Daseyn. — Die Wissenschaften sind hier nicht das Vermächtniß eines gewissen Standes oder Ordens; nicht das Ziel, wozu man nur durch die Bedingniß gewisser Lehrjahre und Formeln gelangen kann. Daher theilt man sie freier mit, man sorgt mehr für Popularität, und man findet hier beinah in allen Köpfen Begriffe verbreitet, die sonst fast geheim und unzugänglich gehalten werden. Wahre, dem Men-

schengeschlecht nützliche Kenntnisse, können nie ihren Nutzen erreichen, wenn sie nur das Eigenthum weniger Gelehrten sind. Aber, wenn so wie hier, der Kaufmann, der Offizier, der Künstler, der Gelehrte aus ganz andern Fächern, der Jüngling, der Greis in Aemtern, der Jude, der Christ, diese Kenntnisse mitgetheilt bekommen; so können diese nur erst würken, und wesentliche Vortheile hervorbringen. — Daher fällt hier auch die gewaltige Pedanterei weg, dieser Vorwurf deutscher Gelehrten, der sonst ihnen eigenthümlich schien, und womit hier fast keiner mehr angestekt ist. Alles schleift sich hier mehr an einander ab, die Stände sind vielfacher, der Umgang vermischter; und so kömmt man endlich zu dem gesunden Menschenverstande: Männer nicht zu verachten

— — in unsrer Wissenschaft
Ungeübter Sinne, gerüstet mit nützlichen Gaben
Die uns versagt sind, und mit Bürgertugenden.

Keiner setzt mehr so hohen, ja ausschließenden Werth auf das, was Er weiß, daß er glauben sollte, die Welt könne und müsse sich nur dafür interessiren.

Einer der wichtigsten Vortheile aber hievon ist, daß fast gar keine Gelehrte hier als bloße Gelehrte leben. Zwar weiß ich, daß manche das, was ich hier Vortheil nenne, wie den höchsten Schaden ansehen. Doch glaub ich, thun das nur unerfahrne Jünglinge, oder eingebildete Pedanten. Dann

kann

kann man, sagen sie, ganz seiner Wissenschaft leben; das heißt aber nach meiner Meinung, dann steht man völlig isolirt, weiß nichts von Welt und Menschen, nichts von den Geschäften und Verhältnissen des Lebens, nichts von den Ressorts des Staates, wozu man gehört, und auf den man doch zuweilen würken wollte. Dann wird man pedantisch, weil man nur ein einziges Geschäft treibt; und lebt in engen eingeschränkten Begriffen, weil man alles nur von einer Seite angukt. Selbst in seinem Hauptfache bleibt man zurük, weil man nichts außer demselben kennt, da doch alles verwandt ist, alles Einfluß aufeinander hat, und nur der, der mehreres übersieht, auch das Eine gründlich erkennen kann. Wie ganz anders, wenn, wie in Berlin meistens der Fall ist, die Gelehrten und vorzüglich die Schriftsteller ihre Wissenschaft wie Nebenarbeit, wie bloße Liebhaberei treiben! Welcher Mensch hat nicht eine Lieblingsbeschäftigung, zu der er nach geendigtem Beruf gern eilt, sich auch zuweilen von diesem wegstielt, und so stets mit dem Eifer und der Wärme eines Liebhabers dazu kömmt. Man treibt Musik, Blumenpflege, Gemäldesammlen, Gartenbau, und dergleichen so; warum nicht auch aufklärende veredelnde Wissenschaften? Dies allein sichert vor Pedanterei, erweitert den Gesichtskreis, giebt richtigern Verstandesblik, und macht größer und freier denken. — Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß im Ganzen alle Be-

ſoldungen hier geringe ſind, und man daher mehr Aemter zugleich übernimmt; ſchon das zwingt, um ſich zu ſehen, und vertreibt die Eingeſchränktheit des Kopfes. Als Gelehrter wird vollends hier keiner penſionirt, außer den Akademiſten; unter denen aber die wenigen Deutſchen wahrlich ſo geringen Gehalt bekommen, daß ſie ohne Nebenarbeiten nicht leben könnten. Junge Gelehrte, die (nach einem ſelbſterfundenen Ausdrukke) privatiſiren, und nur durch ſchriftſtelleriſche Handarbeiten ihren Unterhalt haben, deren es in Wien, in Leipzig, und ſonſt eine ſo große Menge giebt, findet man hier faſt gar nicht. — Muß es hingegen nicht die beſten Folgen haben, wenn Geſchäftsmänner, die in ihren Unterſuchungen zuweilen auf Gegenſtände ſtoßen, welche ſie der allgemeinen Aufmerkſamkeit werth halten, die Feder ergreifen, um über ſolche Punkte zu reden? Natürlich findet man in ihren Schriften keinen Bombaſt, oder Phöbus, keine affektirte Sprache, keinen jugendlichen Gernwitz, keine eitlen Prätenſionen; ſondern Männlichkeit, Ernſt, Würde, oder wenn die Materie Salz und Spott verlangt, doch immer feinen Welton, und vernünftigen geſitteten Anſtand. Natürlich wollen ſolche Schriftſteller nicht docirten, ſondern wie in einer guten Geſellſchaft von aufgeklärten Köpfen, nur ihre Meinung über Gegenſtände, die ihnen wichtig ſind, vortragen; ſie wollen, daß man darüber rede, damit mehrere Köpfe ſich dabei

beſchäf-

beschäftigen, diese Materien mehr in Umlauf kommen, und endlich die Wahrheit, der freie Untersuchungsgeist, und die allgemeine Aufklärung dadurch gewinnen. — —

Sechszehnter Brief.

Ein Gelehrter ist hier nicht ein so seltnes Wunderthier, daß die neue Erscheinung eines solchen hier alles in Aufruhr brächte, und jedermann sich herzudrängte, gleichsam um etwas zu sehn, das er noch nie gesehn hätte. Ein Schriftsteller ist hier nicht die ehrwürdigste Kreatur auf Gottes Erdboden; denn man weiß hier sehr wohl, daß man stark und groß noch durch ganz andre Dinge würken kann, als durch schwarz auf weiß gedrukte Verse oder Prosa. — So ist es freilich in der ganzen übrigen vernünftigen Welt auch; nur mit dem Unterschiede: daß anderwärts doch die eigentlichen Gelehrten, nämlich die salarirten und die privatisirenden, wirklich die Wunderseltenheit und die Ehrwürdigkeit ihres Gleichen glauben; hier aber Niemand. Das hat schon manchen Dichterling, Magister, und Rezensenten aus der Fremde hier verdrossen. Er trat ins Zimmer, und alle Augen waren nicht sogleich auf ihn gerichtet; man ließ ihm Zeit, sich erst zu besinnen, statt ihn gleich mit Lobsprüchen zu überschütten; ja man glaubte wohl gar, er sei eben sowohl gekommen, zu hören als zu reden, zu lernen als

zu lehren, zu sehen als sich zu zeigen. Er fand angesehene Männer, die seinen Roman, sein Drama, seine Kritiken nicht einmal dem Namen nach kannten; andere, die seine Schriften kannten, sie gelesen hatten, aber doch ohne Entzückung mit ihm sprechen konnten.

Hingegen findet der wahre Gelehrte hier wahre nicht grimassirte Achtung bei allen Männern von Verstande und Aufklärung, das heißt bei dem mehresten Theile der hiesigen Einwohner. Hier verschaft der Titel Gelehrter, wie anderwärts Geld oder sechszehn Ahnen, den Zutritt in die besten Gesellschaften, Umgang in den vornehmsten Häusern, Sitz an den Tafeln der Minister, und selbst der Königinn. Kein Mensch findet es ungewöhnlich, noch weniger widersinnig, Generale, Gesandte, Staatsmänner, Minister, Prinzen mit simpeln Gelehrten an öffentlichen Orten freundlich und vertraut reden, und mit ihnen spatzieren gehen oder fahren zu sehen. Wie viel der hiesigen Gelehrten, auch der Deutschen hat nicht schon der König rufen lassen, um sie persönlich kennen zu lernen, und zu sprechen! Viele von der Akademie spricht er jedesmal, wenn er hier ist. Werden Hofmeister und Erzieher für die jungen Zweige der fürstlichen ja selbst des regierenden Hauses gesucht; so ist man schon längst über die Grille weg, die noch rund in der Nachbarschaft herrscht, nur Adeliche dazu zu nehmen; man sucht darnach unter den Gelehrten.

Ma-

Natürlich aber versteht man bei allen diesen Gelegenheiten unter dem Namen Gelehrte, nicht schriftstellerische Müssiggänger, eitle junge Köpfe, eingebildete Pedanten und dergleichen; sondern Männer, die mit Kenntniß und Gelehrsamkeit auch Geschmak und Feinheit verbinden, die in mehrern wichtigen Wissenschaften bewandert sind, und Aufklärung genug besitzen, um die Masse gemeinnütziger Wahrheiten theils zu vergrößern, theils zu verbreiten.

Sie können denken, wie viel der Gelehrte hier bei solcher edlen Achtung, bei solchem Umgange gewinnt. Er lernt etwas mehr von den Maschinen kennen, wodurch das große Ganze unsrer politischen Welt regiert wird; er verliert seine kleine Eingeschränktheit, und gewinnt an Lebensart und Anstand. Vorzüglich schwindet bei ihm das sklavische Anstaunen der großen Welt, die so viel Gelehrte nur vom Hörensagen durch die dritte Hand kennen; der niedrige Knechtessinn, worinn sie sich wohl gegen die Vornehmen dieser Erde zu halten pflegen; und das Gefühl der Unmöglichkeit, je diesen blendenden Sonnen gerade ins Antlitz sehen zu dürfen. — Auf der andern Seite gewinnen aber auch die höhern Stände dadurch ungemein. Woher sind hier die Vornehmsten des Staats so human, warum lieben und schützen sie Freiheit im Denken, Reden und Schreiben, woher verlangen sie keine Art höfischer Unterwerfung, kein Auspassen in ihren Vorzimmern, keine für freie Menschen schimpfliche Ceremo-

nie der Begrüßung; woher alles das anders, als weil sie mit dem ächten Geiste der Wissenschaften, der wahren Aufklärung, und der dadurch bewürkten freiern und edlern Denkungsart vertraut geworden sind? Wie viel aus der Fremde, oder aus den Provinzen hiehergekommene Gelehrte, Künstler, Geistliche, Geschäftsmänner u. s. w. hörte ich mit Entzükken davon reden: wie unglaublich und unerwartet gnädig dieser und jener Herr, welcher Chef des Departements war, in dem sie arbeiteten, sie aufgenommen hätte. Das waren sie in ihrer Heimath nicht gewohnt. Hier aber ist man es so gewohnt, daß man die Erzählungen solcher Fremden von dem entgegengesetzten Betragen ihrer Obern für Fabel hält: z. B. daß ein Titularfürst bei seiner Tafel sich besonderes besseres Essen und Trinken bringen läßt, indeß seinen gelehrten Gästen beides schlechter vorgesetzt wird; daß ein Kurator der Universität seine Professoren sitzend empfängt, sie mit Er anredet, und ihnen keinen Stul bietet. Man wundert sich hier, wie Staats- und Hofmänner so ungezogen sein können; aber noch mehr erstaunt man, wie Menschen, die sich nicht schämen, sich Gelehrte zu nennen, dergleichen Begegnungen ruhig ertragen können. Hier hingegen, wo der Gelehrte öfter mit Staatsmännern umgeht, und selten unmittelbar von ihnen abhängt, ist er wie ein edlerer Freund des Hauses, wie ein geehrter Gast des Tisches. Gelehrte reden hier mit der Freiheit, die Aufklärung

und

und Wissenschaften geben; mit der Würde, die nicht Ordensband und Adeldiplom, sondern Gott verleiht. Und so lernen die Großen die Masse von Ideen kennen, die in den Köpfen der feinsten und freiesten Denker lebendig sind; und wie wäre es möglich, daß nicht vieles davon auf sie wirkte, sie sich manches unvermerkt zu eigen machten? Auch findet man durchgehends: daß diejenigen, welche unabhängige Gelehrte öfter zu sich kommen lassen, edler, und freier in ihrer Denkungsart, und dabei größere Unterstützer der Aufklärung sind, als die welche nur die ihnen untergeordneten Geschäftsmänner sehen.

Eine Sache von großer Wichtigkeit scheint mir noch dies: Daß wenn jemand gut findet, in einer gemeinnützigen Wissenschaft hier Vorlesungen zu halten, er es thun kann, und er Zuhörer aller Stände und alles Alters bekömmt. Das war es, was das Alterthum, und vorzüglich Athen so sehr auszeichnete, wo die ersten Männer der Republik gerne mit den Weisen des Landes umgingen, sich willig unter die jungen Lehrlinge mischten, und überzeugt waren, daß ihr Stand, ihr Verstand, und ihr Herz geehrt ward, wenn sie öffentlich ihre Verehrung gegen Kenntnisse und Wissenschaften, und ihre Lernbegierde zeigten. In viel kleineren Oertern Deutschlands würden Menschen in viel unbedeutenderen Aemtern sich gleichsam schämen, der Welt zu sagen, sie wüßten manches noch nicht, sie müßten noch lernen. Aber hier haben einzelne Gelehrte angefan-

gen, über Physik, Chemie, Astronomie, Anatomie, Historie, deutsche Sprache, schöne Wissenschaften, Mathematik, selbst über griechische Dichter zu lesen, und ihr Auditorium ist zahlreich, und gemischt. Offiziere, Geheime Räthe, Kaufleute, Künstler, Geistliche, obere Schulmänner, Gesandten, Grafen, Renteniere, junge Juden, selbst Minister sitzen durcheinander; und einige Vorlesungen werden auch von Frauenzimmern besucht. Vor solchen Zuhörern beeifert sich natürlich jeder Gelehrte, sollte er auch noch so viel Hang zur Pedanterei sonst haben, nur das Edle wirklich Wissenswerthe seiner Wissenschaft vorzutragen. Der lehrbegierige Geist solcher Zuhörer zeigt sich auch auf ganz andern Seiten, als bei dem oft rohen Haufen der deutschen Studenten, die aus Pflicht in die Kollegia laufen. In solcher Gesellschaft, die so gemischt hier zusammenkömmt, wie zur Gottesverehrung in einer Kirche, hat jeder Achtung vor dem andern. Der Stolz der Stände schleift sich durch so ein gemeinschaftliches Band etwas gegeneinander ab. Vor und nach der Stunde befragt machmal ein Mann vom höchsten Stande einen vom niedrigsten, den er als fleißig und geschikt dort hat kennen lernen, um einzelne von ihm versäumte oder nicht genau bemerkte Punkte des Vortrages. Und endlich empfangen Wissenschaften und Kenntnisse, Docenten und Gelehrte dadurch den würdigsten Tribut von Hochachtung. Nur bei solcher Verbreitung derselben unter den Weltleuten

läßt

läßt sich etwas Groſses von ihrer Würkung hoffen: Aufklärung und freie Denkungsart wird dadurch allgemein, und selbst in Gesetzen und Staatseinrichtungen sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

10.

Brief aus Boston.

Boston den 9ten December 1783.

Itzt, mein lieber Freund, fühle ich mich wieder froh und glüklich auf festem Lande, und mit Vergnügen eile ich daher Ihnen zu schreiben. Einen langen Sommer habe ich auf der See verloren; aber itzt schöpfe ich hier bei schönen Herbsttagen eine gesunde frische Luft, in einem Lande, wo jeder Hügel reizende Aussichten gewährt, wo man von dem höchsten derselben hundert andre, durch Thäler gesondert, übersieht, und wo Bäche und Heerden und Gebüsche und ferne Städte und Seebusen malerisch abwechseln.

In den meisten Ländern findet man entweder Getreide, zur Nahrung und Kleidung, oder Vieh, zu denselben Bedürfnissen; und fast immer beides, doch in ungleichem Maaße. Hier wird nicht genug Getreide gebaut, und man kauft es aus der Fremde; aber Vieh ist hier in Ueberfluß, und wird auch ausgeführt. Das dritte nothwendige Bedürfniß für

Mein-

Menschen ist die Wohnung; und die vielen Wälder hier liefern Holz zu Häusern und zu Schiffen. Der Ueberfluß desselben macht natürlich, daß von hier auch Schiffe und Häuser an Fremde verkauft werden. Balken, Bretter, u. s. w. werden in Schiffe geladen und verfahren. Ehemals wurden ganze Häuser hier grob gebaut, dann auseinander genommen, und nach den westindischen Inseln eingeschift.

Die Nahrung des Landmanns ist sehr einfach auf diesen nördlichen Küsten. Es giebt hier wenig Gelegenheit für ihn, reicher zu werden, als seine Nachbaren sind. Außerdem ist Jeder Herr seines Ackers, statt daß bei uns (in Holland) die Bauern den ihrigen oft nur in Pacht haben. Aus allen diesen günstigen Umständen entspringt hier eine glükliche Gleichheit unter allen Landleuten, welche man sonst wenig antrift. Es ist kein Unterschied zwischen den Ständen, als daß man Jemand, was er auch sonst für Berufsgeschäfte treibe, der nur etwas manierlich ist und sich nach der Stadtweise kleidet, Gentleman nennet. Die Mitglieder des Kongresses, die unsern Generalstaaten gleich sind, nennen sich bloß Gentleman. Einer derselben begegnete mir unterwegs, und sprach sehr vertraut und auf völlig gleichem Fuße mit dem Gentleman meinem Fuhrmann, der in der That auch Gentleman-mäßig aussah, und sehr wohl unterrichtet war.— Aber diese Gleichheit, so glüklich sie auch auf einer Seite ist, verleitet auf der andern die Leute zu einem Aufwande, den sie

kaum

kaum bestreiten können. Die Kleidung ist freilich das erste, was uns von Jemandes Umständen unterrichtet. Aber die Kleiderpracht der Amerikaner, vorzüglich der Frauenzimmer, ist im Ganzen so thöricht, daß ich meinen Schneider und meine Näherin niemals ohne Lachen ansehn kann. Anfangs konnte ich es gar nicht glauben, daß Demoiselen zu Pferde, mit schwarzen seidenen Kaleschen auf dem Kopfe, in den großen Körben die auf beiden Seiten am Sattel hingen, Kohl und Kartoffeln zu Markte brächten. Das gute Beispiel, womit die Verständigsten hierin vorgehn, scheint von geringem Einfluß zu sein. Des Gouverneurs und Vicegouverneurs Frauen kleiden sich bürgerlich; und als ich mit meinem Schiffskapitän Herrn Averson einen Besuch in dem Rath machte, fand ich alle Herren so simpel als möglich in ihrem Anzuge. Diese Gleichheit der Stadt- und Landbewohner verbreitet hier auch die bösen Sitten der Stadt viel schneller auf das Land, als bei uns. Der Bauer trinkt Vor- und Nachmittags Kaffee und Thee durcheinander, hat mancherlei Arten Fleisch auf seinem Tische, schläft auf Federn in großen Betten; kurz, jeder genießt ungefähr in gleichem Maaße die Bedürfnisse des Lebens, die hier aber eingeschränkter und einfacher als bei uns sind.

Des Morgens versammelt sich die Familie beim gemeinschaftlichen Kamin zum Frühstük. In demselben Zimmer bleibt die Frau den Vormittag über,

um die Haushaltung zu besorgen, und der Mann um zu schreiben oder zu arbeiten. Dahinein kömmt ein Jeder, um von Sachen zu sprechen, ohne sich selbst vor Unbekannten in Acht zu nehmen. Man tritt in die Hausthür, wenn sie auf einen leisen Schlag nicht geöfnet worden ist, und klopft an die Thür dieses Zimmers. Zu Mittag sieht man die Frauen bloß im Eßsaal. Sie sitzen alle zusammen, und zwar oben am Tische. Der Hausherr spricht laut ein kurzes Gebet, so auch nach dem Essen. Dann erst kömmt ein Dessert von Früchten, Nüssen, u. s. w., und die Damen gehen weg. Man ist fröhlich, und öfnet sein Herz über hundert Dinge. Nachmittags halten die Damen starken Theetisch. Man bleibt zu Abend ohne Umstände zu einem leichten Abendessen, nachdem man zuweilen drei oder vier Rubbers Whist, doch nicht um Geld, gespielt hat.

Die Aufwartung geschieht meistens durch Neger. Doch hat Mistreß Hancok mir mehr als einmal selbst ihre Hausthür geöfnet; und die Sorge, bei Tisch ihre Gäste gut zu bedienen, ist gleich groß bei allen Damen. Außer den Negern dienen auch Mädchen, vielleicht weil die Negerinnen den Frauen nicht gefallen. Mehr als einmal hab ich ein solches Mädchen für die Tochter vom Hause angesehn; so gehn sie gekleidet.

Im Allgemeinen bemerke ich hier einen Hang alles gemächlich zu thun, welcher einem Holländer sehr auffallen muß. Fordert man etwas, so ist die

gewöhn-

gewöhnliche Antwort: by and by (bald). Für übermorgen sorgen Wenige, und die Meisten bloß für den heutigen Tag. Die Armen werden durch die Gemeinden unterhalten, alle übrigen leben wohl. Man schläft hier sehr lange, von zehn oder elf bis sieben oder acht. Die Größe ihrer Besitzthümer erlaubt diese Unthätigkeit. Bei uns leben Viele von einem Stükchen Landes, hier Wenige von großen Feldern. Aus diesem Hange zur Gemächlichkeit entspringen Sanftmuth und Friedfertigkeit. Die Menschen sind hier in der That fast alle glüklich. Aber das, wodurch sie es hier sind, würde keinen Europäer glüklich machen können. R.

II.

Litterarische Anfrage.

Das kleine Buch: Opuscula philosophica, quibus continentur principia Philosophiae antiquissimae & recentissimae ac Philosophia vulgaris refutata. Amstel. 1690. 12., wird häufig in den Verzeichnissen seltener Bücher, als ein nicht leicht vorkommendes, merkwürdiges und paradoxes Werk angegeben; und die beiden letzteren Eigenschaften zeigen sich auch darin, wiewohl in manche Dunkelheit gehüllt, zur vollen Genüge. In dem ehemaligen hannöverschen Journal: monatlicher Auszug aus allerhand neu herausgegebenen Büchern, Monat April 1701. S. 20. heißt es: Die englische Gräfin schreibt in den *Opusculis philosophicis*, u. s. w. und in der hierunter gesetzten Anmerkung wird gesagt: Diese Dame ist eine Gräfin von Con-

ng-

naway und des Kanzlers Hennegefinch Schweſter geweſen, wie man ſich erinnert, von dem Herrn Helmont vernommen zu haben. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Anzeigen von Leibnitz herrühren, als welcher an dem genannten, von Joh. Ge. Eckard beſorgten Journal vielen Antheil gehabt hat; und eben derſelbe ſchreibt in einem Briefe an Th. Burnet (Opp. Tom. VI. p. 233.) Il (Helmont le fils) a été Ami particulier de Mad. la Comteſſe de Konnaway, & il me conta l'hiſtoire de cette Dame extraordinaire. Auch der Herausgeber und Vorredner des Buchs ſelbſt, höchſt wahrſcheinlich der jüngere Helmont (Franz Mercur v.) ſagt: daß es das Werk einer engliſchen Gräfin ſei, daß dieſelbe mit einem großen philoſophiſchen Scharfſinn eine ausgebreitete Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur verbunden habe, und daß das Buch aus einem Theil ihrer hinterlaſſenen vielen, aber faſt durchgehends ſehr unleſerlichen Handſchriften ins Lateiniſche überſetzt worden. Kennt man will geleſen oder gehöret haben — denn ſelbſt war er wohl freilich nicht der Mann, dies beurtheilen zu können — daß Leibnitz manche Keime ſeines philoſophiſchen Syſtems in den Opusculis gefunden und ſich zu Nutzen gemacht habe.

Man wünſchet, vermittelſt der Berliniſchen Monatsſchrift, von einem genauern Bücherkundigen und Kenner der engliſchen Gelehrtengeſchichte zu erfahren: ob irgendwo von dieſer dem Anſehen nach ſo ſehr vergeſſenen, und doch, nach Leibnitzens Nachrichten und Zeugniß, ſo außerordentlichen Frau etwas Näheres und Umſtändlicheres, ihre Perſon, Geſchichte und Autorſchaft betreffend, zu finden ſei?

S.

Berlinische Monatsschrift.

1784.

Sechstes Stük. Junius.

I.

Die Vergötterung.

Horazens dritte Ode des dritten Buchs.

v — v — v — vv — vv

v — v — v — vv — vv

v — v — v — v — v

— vv — vv — v — v

Den Mann, der standhaft bey der Gerechtigkeit
Verharrt, erschüttert frevelnder Bürger Trotz
Vergebens, drohender Tyrannen
Anblick vergebens, vergebens Auster,
Der allgewaltsam Adrias Sund empört;
Auch nicht der Keil des mächtigen Donnerers;
Ja, brächʼ und stürzte dieser Weltbau,
Schreckenlos träfen sein Haupt die Trümmer.

Durch dieſe Tugend ſchwang ſich der irrende
Alcides, ſchwang ſich Pollux zur Sternenburg;
Zu denen nun Auguſt ſich lagert,
Strahlend von Antlitz, und Nektar trinket.

Durch dieſe groß, zog Bacchus mit Tiegern aus,
Zwang nie gebeugte Nacken ſein Joch zu ziehn;
Durch dieſe floh mit ſeines Vaters
Wagen und Roſſen Quirin den Orkus;

So bald im Rath der Götter Saturnia
Willfährig anhub: „Ilion! Ilion!
„Ein buhleriſcher Richter legte
„Dich in den Staub und ein fremdes Ehweib;
„Dich, mir verbannt, ſeit um den bedungnen Lohn
„Laomedon die Götter betrog, — verbannt
„Mit ſeinem Volk und lügenhaften
„Könige mir und der keuſchen Pallas.
„Nun der verruchte Gaſt der Lacäniſchen
„Schamloſen nicht mehr prunkt, das meineidige
„Haus Priams nicht mehr der Achiver
„Tapfre Phalangen mit Hektors Speer würgt,
„Der Krieg, den unſre Fehden verlängerten,
„Nicht weiter forttobt: will ich den ſchweren Groll,
„Und den gehaßten Enkel, jener
„Trojiſchen Prieſterinn Kind, gefällig

„Dem

„Dem Mars erlassen; will ihn die Wohnungen
„Des Lichts betreten, Theil an dem Nektarmahl
„Ihn nehmen sehen, und den ewig
„Seligen Göttern ihn einverleiben.

„Trennt nur ein weites Zwischenmeer Ilion
„Und Rom: so herrsch' es glücklich, das Pilgervolk,
„In jedem Welttheil! Stampft das Vieh nur
„Paris und Priamus Grabeshügel,

„Und birgt das Wild dort seine Brut ungestört:
„So mag es stehn, das donnernde Kapitol;
„So wanke Rom nie, triumphirend
„Geb' es Gesetze dem fernen Meder;

„Verbreite furchtbar bis an das äußerste
„Gestade seinen Namen, da, wo Neptun
„Vom brausen Libyer Europen
„Trennt, und der schwellende Nil die Flur düngt;

(„Rom, welches Gold — das besser der Erde Bauch
„Verschleußt — großherzig lieber verschmäht, als frech
„Mit tempelräuberischen Händen
„Menschen zum Brauch und zum Mißbrauch umschafft;)

„Bis an der Erde Riegel und Gränze trag'
„Es seine Waffen; daß es erfahre, wo
„Der Himmel ewig Flammen sprühet,
„Ewige Nebel und Regen ausströmt.

„Doch wißt, dem wackern Volke Quirins verkünd'
„Ich sein Geschick mit diesem Beding': Es bau'
„Aus Kindeslieb' und Selbstvertrauen
„Nimmer die Warten und Thürme Trojens!

„Will Trojens Unstern, daß es sein Haupt erhebt,
„So wartet sein ein schrecklicher Untergang,
„So führ' ich selbst die Sieger an, ich,
„Jupiters Ehegemahl und Schwester.

„Steigt dreymahl seine Mauer aus Erz empor
„Durch Phöbus Hand: so soll mein Argivisch Heer
„Sie dreymahl stürzen, die Gefangne
„Dreymahl um Gatten und Kinder heulen."

Nein! dieß geziemt der scherzenden Leyer nicht.
Wohin geräthst du, Muse? Laß ab, so kühn
In niedern Tönen hohe Dinge,
Reden der Himmlischen, nachzusingen.

Anmerkungen.

Horaz mußte in die Oden auf den Augustus nothwendig die öffentlich anerkannte Vergötterung desselben hineinbringen. Er thut dieses auf eine Art, die weder ihn selbst noch den Augustus schamroth machen durfte: er setzt ihn nämlich im Vorbeygehen unter die vergötterten Heroen, und macht eine solche Ausschweifung zu die feyerliche Aufnahme des ersten Römischen Königes, wodurch Rom und Augustus vorzüglich erhoben werden.

V. 1. Den Mann, der standhaft bey der Gerechtigkeit verharrt.) Ein weiser Dichter rühmt ei-

Mrs. Bowen, Mrs. Hall, Mrs. Lee, Mrs. Hall, Mrs. Bowen, Mrs. Lee, Mrs. Hall, Mrs. Bowen, Mrs. Lee, Mrs. Hall, Mrs. Bowen

pfehlen, auch das Volk auf seine Seite zu bringen wußte, ja gar aus den Pflanzstädten eine Menge Soldaten zusammenzog, jagte er dadurch dem Antonius eine solche Furcht ein, daß dieser im Kapitol eine Unterredung mit ihm anstellte, und sich wieder mit ihm aussöhnte.

V. 4 5. Vergebens Auster, der allgewaltsam Adrias Sund empört.) Auster, der Südwind, wird hier zu einer Person, zu einem Gotte gemacht. Bey dieser Beschreibung des stürmischen Meeres wird den meisten Lesern der Römischen Geschichte zuerst Julius Cäsar einfallen, der nach Brundisium in einem Sprachschiffe fuhr, zu sehen, warum seine Truppen zurückblieben, und der, als der gewaltige Sturm seinen Steuermann in Schrecken setzte, zu ihm sagte: Fürchte dich nicht! du führst Cäsarn. — Doch Augustus konnte sich in dieser Schilderung gleichfalls erkennen. Nach der Schlacht bey Aktium gieng er aus den Winterquartieren nach Italien, den Aufruhr der Soldaten zu stillen, wobey er zweymahl einen heftigen Sturm auszustehen hatte; und jedesmahl einige liburnische Schiffe einbüßte. Das Schiff selbst, worin er fuhr, verlor Segel, Taue und Ruder. Suetonius im Leben des Augustus, 18. Kap Ja, schon in seiner ersten Jugend, als Cäsar nach Spanien wider die Söhne des Pompejus ausgezogen war, folgte er ihm, als er kaum von einer schweren Krankheit genesen war, durch die von Feinden besetzten Wege mit geringer Begleitung nach, und litt dabey Schiffbruch, setzte sich aber bey Cäsarn in großen Kredit, welcher aus der Eilfertigkeit, womit er diese Reise gethan hatte, seinen Charakter zeitig schätzen lernte. Ebendas. 8. Kap.

V. 6. Auch nicht der Keil des mächtigen Donnerers.) Die Leser Homers gedenken hiebey sogleich an den tapfern Diomedes. Dieser zog gegen Hektorn aus, obgleich Jupiter einen Wetterstrahl vor seine Rosse herabschoß, daß eine gräßliche Lohe brennenden Schwefels auflohderte, und die Rosse zitterten, und Nestorn, seinem Begleiter, die Zügel entfielen. Nestor lenkt endlich den Wagen um, Hektor folgt ihnen mit lautem

Hohn-

Hohngeschrey nach. Dreymahl will Diomedes wieder zurück, und dreymahl donnert Jupiter vom Ida herab, den Trojanern ein Zeichen des wechselnden Sieges. Iliade, 8. Doch auch die Eigenliebe des Augustus konnte den allgemeinen Spruch des Poeten auf sich deuten. Im Kantabrischen Kriege setzte er seinen Marsch fort, ungeachtet der Donner in seine Sänfte schlug, und den vorgehenden Fackelträger tödtete. Suetonius 29. Kap.

V. 7. Ja bräch' und stürzte dieser Weltbau.) Das Gebäude des Himmels ist, der sinnlichen Vorstellung nach, ein festes, ein azurnes, oder, wie Homer es nennt, ein ehernes Gewölbe, welches, wenn es brechen und fallen sollte, mit seinen Trümmern den Gerechten erschlagen würde.

Man bemerke hier die Steigerung der Ideen: ein aufrührisches Volk, ein drohender Tyrann, der tobende Sturm auf dem Meere, der donnernde Jupiter, eine zerberstende Welt.

V. 9. Der irrende Alcides.) Irrend ist ein sogenanntes beständiges Beywort des Herkules, der die Welt durchzogen hatte, Tyrannen und Ungeheuer auszurotten.

V. 10. Schwang sich Pollux zur Sternenburg.) Pollux, ein Sohn Jupiters und der Leda, einer Gemahlinn des Tyndarus, begleitete die Argonauten, die nach Kolchis schifften, das goldene Vließ zu erobern. Auf diesem Zuge tödtete er den Amykus, einen Sohn Neptuns, im Cestuskampfe, und rächte dadurch den Tod der vielen Fremdlinge, die der Tyrann bisher auf einen solchen Kampf herausgefodert und erschlagen hatte. Mit seinem geliebten Bruder Kastor theilte er seine eigene Unsterblichkeit. Beide Brüder verehrte man am Himmel, unter dem Namen der Zwillinge, als wohlthätige Götter der Schiffleute: weil sich auf ihrer Fahrt nach Kolchis die entzündeten Dünste, die man Schiffsfeuer nennt, und für Anzeichen einer glüklichen Schiffahrt hielt, auf ihre Helme gesetzet hatten.

Ob zu Anfang — Freylich war Adam in Ver-
all in der Unschuld sein Ruf durch den Schatten
ungut heißen Namen Cain nachher litte.

Dahero, mit Einem, verwerfe ich gewiß die
andere Meynung.

Wegen dieser Meynung, welche man der ursprünglichen Gerechtigkeit beylegt, kann man sich auf die Gedanken berufen, welche Augustinus, Ambrosius, Chrysostomus, Basilius, Gregorius von Nyssa, Gregorius von Nazianz, Hieronymus, Theodoretus, Johannes Damascenus, Bernhardus, Hugo von St. Victor, Petrus Lombardus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Scotus, Durandus, Gabriel Biel, Cajetanus, Erasmus, Melanchthon, Bucerus, Calvinus, Zwingli, Bullinger, Peter Martyr, Musculus, Vermigli, Zanchius, Hyperius, Junius, Piscator, Polanus, der Lutherischen Theologen, Gerhardi, Calovii, Quenstedii, Hutteri, Baieri, Hollazii, Buddei, Pfaffii, Walchii, Mosheimii, Turretini, Wernsdorfii, Schmidii, Reinhardi, Schubertii, Semleri, Knappii, Schlegel

denen er Gesetze gegeben hat. Hier scheint ihn der Dichter unter dem Bilde eines Helden vorzustellen, der mit seinen Tiegern erst durch die Welt und dann gen Himmel fährt.

V. 15. 16. Flog mir seines Vaters Wagen und Rossen Quirin den Orkus.) Romulus, der nach seiner Vergötterung Quirinus genennet ward, wird hier vorgestellt, als ob ihn sein Vater Mars, eben so wie Jupiter den Herkules, gen Himmel geholt habe.

Der Dichter beobachtet bey Anführung dieser vergötterten Helden keine Zeitrechnung; er nennt den Bacchus nach dem Pollux und Herkules, schiebt den August zwischen sie ein, und verspart den Romulus bis zuletzt, um von diesem weitläuftiger zu reden und durch die Erzählung von seiner Aufnahme unter die Götter der Vergötterung des noch lebenden Augustus desto mehr Glauben zu verschaffen. Hätte er den Augustus zuletzt genannt, und etwa die Venus oder den Apollo oder auch die Juno selbst für die Aufnahme desselben eine Rede halten lassen, so wäre die Schmeicheley nicht halb so fein gewesen.

V. 17. Sobald im Rath der Götter Saturnia willfährig anhub.) Die Ausschweifung, die hier angeht, ist der Hauptstoff des Dichters, eingekleidet in eine Rede der Juno bey Romulus Aufnahme unter die Götter. In dieser Rede konnte auf die ungezwungenste Art der glorreichen Nachkommenschaft des Romulus erwähnt werden, und dadurch ward sie zu einer wahren Lobrede auf den Augustus, der mit dem ersten Römischen Könige von einerley Geschlecht abstammte, der sein wirklicher Nachfolger in der Regierung geworden war, dem man so gar durch einen feyerlichen Rathsschluß den Namen Romulus beylegen wollte, ehe Plankus mit dem Namen Augustus durchdrang, und der endlich Roms Herrschaft zu derjenigen Höhe gebracht hatte, die hier Juno weissagt.

V. 18. Ilion! Ilion!) Der Vokativ schickt sich zur Wiederhohlung besser, als der Akkusativ. Ein einziger Buchstabe, den ein Vorleser, der das Sylbenmaaß beobachten will, kaum hören läßt, bringt diesen Vokativ auch in den lateinischen Text:

Mulier peregrina vertit in pulverem.

Juno, die in ihrer ganzen Rede den Verdacht der Privatrache von sich abzulehnen sucht, scheint durch diese Apostrophe Ilium gewissermaaßen zu bedauren, daß es die Sünden seiner Vorfahren und die neuen Verbrechen des Paris und des allzunachsichtigen Priamus habe büßen müssen: daher sie sich nun, nach Vertilgung dieser Frevler, mit guter Art zur Versöhnung herabläßt.

V. 19. 20. Ein buhlerischer Richter legte dich in den Staub und ein fremdes Ehweib.) Juno will sagen, ein Richter, der die Buhlerey der Macht und Weisheit vorzog, die ich und Minerva ihm anboten, und ein Weib, das die Ehegelübde brach, sind beide an der Zerstörung Ilions Schuld. Weder Juno, als Vorsteherinn der Ehen, noch Minerva, als die keuscheste Jungfrau, konnten Ehebruch und Buhlerey verzeihen. Juno sucht die Hauptursache ihrer Rache, den Verdruß über ihre verachtete Schönheit, klüglich zu verbergen.

V. 21. 22. Dich, mir verbannt, seit um den bedungnen Lohn Laomedon die Götter betrog.) Juno entfernt den Verdacht, den man auf sie werfen konnte, immer weiter. Sie erklärt den Göttern den Willen des Schicksals, welches schon damals, als sich Laomedon so gröblich an den Göttern versündiget, beschlossen hatte, ihr und Minerven die Strafe seines Meineides, nehmlich die Zerstörung der Stadt, zu überlassen. Der Meineid Laomedons bestand darinn, daß er dem Neptun und Apollo, den Erbauern der Mauer um Troja, sein Versprechen gebrochen hatte, ihnen die Aernte eines Jahres oder eine gewisse Summe Geldes zu geben. Nimmt man das Wunderbare hinweg, so bestand der Betrug vielleicht darin, daß er die Schätze, die er aus den Tempeln beider Götter zur Aufführung der Mauer als ein Darlehn genommen hatte, nicht wieder erstatten wollte.

V. 25. Nun der verruchte Gast.) Paris hatte sich nicht allein durch Entführung eines Eheweibes, sondern auch durch Verletzung des heiligen Gastrechts versündigt: eine neue Ursache zu seiner Bestrafung, und eine neue Schutzrede der Juno für ihre Rache an ihm.

V. 25.

D. 21. 16. Der Lachsfischer Christoffel Jo. Hefting mit Sophien Hefting. Von der Gemeinde Ehe-leute genannt. Die Braut gebahr ein todtes Kind. Der Bräutigam ist ein Wittwer.

D. 28. Der Zeiger, dem meine Aeltern verstorben seyen, Jakob und Ita Hefting, als ich ihr zweites Kind bey der Taufe hatte, und Johann Jacob Hefting, Jo. Hefting und Elisabeth Hefting, als ich ihr drittes Kind bey der Taufe hatte, Gevatter standen. Ich habe nur Brüder und Schwestern, die Gevatter gestanden haben. Ein Kind war von Jacob Hefting und Frau, das andere, Elisabeth, und das jüngste Kind von Johannes Hefting.

D. 31. 1802 ist mein gebohrnes Kind, Johannes, gestorben. Es ist mein drittes Kind gewesen, und ist der Sohn, von Johannes Hefting und Barbara, welches über sechs Jahre alt ist. Es ist Jo. Hefting, der zum Gevatter gestanden hat, und Christoffel Jo. Hefting, der zum Gevatter gestanden hat, und Barbara Hefting, die zum Gevatter gestanden hat, und Johannes Hefting, der Vater des Kindes, und meine Aeltern, Jakob und Ita Hefting, sind verstorben. Ich habe nur Brüder und Schwestern, die Gevatter gestanden haben. Ich habe keine Kinder, die Gevatter gestanden haben. Ohne Zweifel wegen seiner Mutter Barbara Hefting, weil sie Gevatter gestanden. Denn der Knabe war meiner Frau und der Kindermutter Barbara Hefting Gevatter.

D. 31. 16. Jun. ... geborene Elisabeth Hefting, Ehegenossin von meinem Bruder Johannes Hefting, ... ist verstorben. Sie ist Gevatterin gewesen meiner Kinder. Meine vier Kinder, Jakob, Ita, Jakob und Johannes, sind verstorben. Ich habe noch meine Schwester Elisabeth Hefting, die Gevatterin gewesen ist meiner Kinder. Ich habe keine Kinder, welche Gevatter gestanden haben. Ich habe noch meine Brüder, Jo. Hefting und Christoffel Jo. Hefting, die Gevatter gestanden haben.

Jakob

Jahre und bewahrete die Pflichtmann, welche
zu Lehen, ohne in solchen lange zu bleiben.
Besitzungen Belehnungen waren vorgenommen worden
ist worden; aber dasselbe ist nicht geschehen, ohne
die bisherige Pflicht, Treue und Eid zu leisten.
Jahre sind einander so ungleich und verschieden
sind.

9. Wie, Gleiches und Gleiches können Niemals Eins
Niemals einen machen. Macht, sagt Georg, die Gleichheit
einen Einklang, und in der Harmonie Ordnung
der Tone, Einklang und Ordnung aber ist eine Einheit
Einheit, und einer ist dem andern gleich, und
Einheit, und einer ist dem andern gleich, und
gleiche Verhältnisse; auch werden sie Eins, wenn
der Ton der Stimme unter sich.

10. Wenn und der Gleichheit, das Verhältniß
und der Mannigfaltigkeit, so entstehet, wie gesagt,
Harmonie, und diese ist Ordnung, Einheit und
Ordnung, Einheit und Einklang. Ferner, die
Harmonie entspringen daraus. Diese Wohlordnung
Musik und Tonkunst und den Tonkünstler, und
sich die Tonkunst den Namen Harmonie
Harmonie.

11. Die Weisen von Pythagoras Lehren Gesetz
Gesetzen durch diese Harmonie, und Pythagoras
Pythagoras Lehren durch diese Gesetzen, und
die Neapeler Bauer; Ueber das Bedürfniß
der geordneten Weise von Musik.

12. Der Gesetzgeber 1767. Der Gesetzgeber
Gesetzgeber durch diese Harmonie Gesetzgebung,
Gesetzgebung und regierte Volk an den Gesetzen
Gesetzen, und das Volk an den Gesetzen, und
Harmonie ordnet sich gesetzmäßig die Tonkunst
Tonkunst nicht, bleibt immer der Tonkunst
der Tonkunst.

13. Es, Ton, welches durch
Harmonie, die durch mit verschiedenen
Ton, Tonart, Tonart, Oder eine andere
durch den Tonarten Tonarten, und
Tonart der Tonart und Tonart, Tonart

Goldes, getreu bleiben werde, und straft dadurch zugleich die längst eingerissene Uebertretung dieser guten Sitten. Doch auch diese Bestrafung gereicht dem Augustus zum Lobe, dessen Hände sich so wenig an den Tempeln vergriffen hatten, daß er vielmehr die ihm selbst gesetzten silbernen Statuen einschmelzen ließ und dafür goldene Gefäße in den Tempel des Apollo schenkte. Suetons Leben des Augustus, 52 Kap. Und Strabo sagt: Antonius habe, der Kleopatra zu Gefallen, die vortrefflichsten Kunstwerke, die in den Tempeln als Heiligthümer aufgestellt waren, weggenommen, Augustus aber alles dieses unrechtmäßig geraubte Gut den Göttern wiedergegeben. Erdbeschreib. XIII. 212.

V. 55. 56. Der Himmel ewig Flammen sprühet, ewige Nebel und Regen ausströmt.) Bis zur heissen Zone, die man für unbewohnbar hielt, und bis zu den Polarzirkeln. Virgil sagt von der Unbewohnbarkeit dieser Himmelsgegenden:

Mit fünf Gürteln ist der Himmel gegürtet: von rother
Sonne glüht Einer, und dorrt von ewiger Lohe; zur Rechten
Und zur Linken umziehn ihn die beiden äußern, von Eise
Starr, und verfinstert von dichten Regengüssen; und zwischen
Diesen und dem mittlern, erlaubte die Gnade der Götter
Zwey den schwachen Sterblichen.

Landbau, I. 233. u. f.

V. 61 — 68. Will Trojens Unstern, daß es sein Haupt erhebt ꝛc.) Daß es wieder zu seinem alten Glanze gelangt und die Hauptstadt Asiens wird. Hiedurch beleidigt weder Juno noch Horaz den Augustus, der zwar, wie Cäsar vor ihm, den Ilienſern viele Wohlthaten erzeigt, ihr Städtchen aber deswegen noch nicht zur Hauptstadt Asiens oder gar des ganzen Römischen Reichs zu machen beschlossen hatte. — Der Juno Drohungen waren übrigens nicht ganz unerfüllt geblieben:

und

und bleibt ihr genau für den Diskont, der Differenz bleibt natürlich Alles zu den Zinsen in Folge. Wenn nun Jemand Obligationen verkauft, der nicht weiter zu thun hat, als Ihre Zinsen, indem Niemand Anderes als der Käufer hatte von der Zeit an, wo er sie kaufte, Nutzen von ihnen, als nur bis zu der Zeit, wo er sie verkaufte, so, daß er in seinen Zinsen Alles einzog, was sie trugen, und Jemand anderm seinen Käufer Alles dasjenige zukommen ließ, was sie trugen, von der Zeit an, wo er sie kaufte, bis zu der, wo er sie verkaufte, so ist dieß Jemand anderm ganz gleich, der Obligationen, die ihm gehören, verkauft, und dem Käufer Alles dasjenige zukommen läßt, was sie tragen, von der Zeit an, wo er sie kaufte.

Folgendermaßen, der Diskontverkäufer hat Obligationen, die ihm sind von Jemand, der sie verkaufte gegen, und dem Jemand, der sie kaufte, und dem Jemand, der sie verkaufte, und dem Jemand, dem solche Zinsen zukommen. Es hatte bis zum Verkaufe in Folge dessen Nutzen davon gehabt. „Er kann auch nur Jenes Gerichts sein, und so Jene auch Jenes oder Niemens seien, das Jenes Gerichts sein, und so Jene auch Jenes oder Niemens seien, daß er solches will Jenes auch Jenes oder Niemens sein lasse, indem sie der nächste Gerichtsherr dem sie die Obligationen dann verkauft hat, ist, der Jenes oder Niemens Gericht sein wird, bis der Käufer sie von seinem Gerichte verkauft, und so Jene auch Jenes oder Niemens seien. Denn sie sind der nächste Gerichtsherr jenen Niemens Gericht sein."

„Kaum ist der Schimmer nicht dem ersten ähnlich? Man kann Gründe finden dieses zu sagen, und Gründe, dieses Gegentheil anzunehmen, welche beyde gleich scheinbar sind. Ich habe mich bey dem Schimmer nicht lange aufgehalten, weil ich ihn für nichts weiter, als für eine zufällige Farbe ansahen wollte. Der Fall ist folgender. Wenn man zwischen dem Auge und dem Lichte einen Finger hält, so sieht man zwey Finger, und zwey Lichter, und wenn man den Finger bewegt, so bewegen sich die Lichter, so wie die Finger, in einerley Richtung, jedoch so, daß allemal das eine Lichter weniger Bewegung hat, als der Finger, welches das andere Lichter thut. Ich nenne also das eine Lichter, welches weniger Bewegung hat, als der Finger, das Lichter, welches mit dem Finger sich zu bewegen scheint, das Lichter. Nun ist das Lichter dem Auge näher, als der Finger, und das Lichter ist dem Auge weiter entfernt, als der Finger. Ich habe nun die Lichter, welche mir zum Versuche dienen sollten, so gestellt, daß sie mir gleich weit vom Auge entfernt waren, und ich habe gefunden, daß sie alsdann beyde gleich stark waren, und daß sie beyde einen gleich starken Schimmer hatten.

Nunmehr scheinet dieser Schimmer, als seine Beschaffenheit betrifft, wenn es auch nur ein Schein zufälliger Art, und nicht wesentlich wäre, dennoch eine Beschaffenheit zu haben, welche mit der Beschaffenheit des Lichtes einige, und in der That sehr nahe Aehnlichkeit hat. Ich habe mich bemühet, diese Aehnlichkeit zu finden, und ich habe sie gefunden. Der Schein des Lichtes, oder, wenn er will, der Schimmer desselben, ist allemal von solcher Farbe, als diejenige Farbe ist, welche das Licht selbst annimmt, wenn es durch ein dünnes Glas fällt, und in dasselbe gebrochen wird. Ich habe dieses in der Folge deutlich, und als es ist, zu zeigen suchen.

Vor jetzo den Ursprung der, den Lichtern eigenen, Farben, und die Ursachen derselben, hat Euler zum Gegenstande seiner Betrachtungen gemacht. Er glaubte, daß diese, als auch verschiedene andere sich darbietende Erscheinungen, nur aus der Art der Wirkung, und aus

„Erziehung hielt, auf solche Art den angebornen Adel „seines Geschlechts zu zeigen. Als bey einem solchen Ritter„spiel C. Nonius Asprenas durch einen Fall lahm geworden „war, beschenkte er ihn mit einer goldenen Halskette „(torque), und erlaubte ihm und seinen Nachkommen, „den Namen Torquatus zu führen. Doch schaffte er „dergleichen Vorstellungen nachher ab, als Asinius Pol„lio, der Redner, in öffentlicher Rathsversammlung „heftige und bittre Klagen über den Fall seines Enkels „Aserninus geführt hatte, der sich gleichfalls dabey das „Bein gebrochen." Suetonius Leben des Augustus, 43. Kap. Wer den Schatten des Horaz beschwören kann, der mag von ihm selbst erfahren, ob dieses Troiaspiel Anlaß zu dem Plan seiner Ode gegeben, oder ob etwa sein Freund Mäcenas Gelegenheit dadurch bekommen hat, dem Augustus diese gefährlichen Spiele auf eine lustige Art auszureden. Ein witziger Kopf, der über die Gedichte der Alten gern Romane macht, würde uns vielleicht sagen: „Kaum hatte Augustus diese Ode „dem Mäcenas aus den Händen genommen und zu Ende „gelesen, so rief er: Beym Herkules! Juno hat ihr „Wort gehalten; die Mütter haben genug um ihre Kna„ben geheult. Sage unserm Flaccus, Apollo werde „keine Mauer mehr aufführen u. s. w."

V. 64. Jupiters Ehegemahl.) Wir sagen im Deutschen sowohl der Gemahl und die Gemahlinn, als auch das Gemahl. Dieses letztere wird am häufigsten von dem weiblichen Geschlechte gebraucht, wie in Luthers Uebersetzung der Bibel zu sehen ist, fängt aber im Hochdeutschen an zu veralten.

V. 65. Seine Mauer aus Erz empor durch Phöbus Hand.) Starke Mauern heißen bey den Poeten Mauern von Erz, von Stahl. — Apollo, der die Trojaner in der zehnjährigen Belagerung beschützte, hatte die erste Mauer um Troja bauen helfen; so wie er auch die Mauer um Megara aufgeführt haben soll. Zu beiden, sagt man, zog er die Steine durch den bloßen Ton seiner Leyer herbey.

V. 69 — 72. Nein! dieß gezieme der scherzenden Leyer nicht.) Wenn Horaz seinen Helden kein offenbares Loblied singen will, so giebt er seine Leyer bloß für eine scherzhafte Leyer aus, wie in der Ode an den Agrippa, (l. 6.) wo er sagt, er tauge nur, Schmäuse und Liebeskämpfe zu besingen. Hier untersagt er es seiner Muse, noch mehr Reden der Götter anzuführen, um von des zweyten Trojaners Aufnahme unter die Götter nichts reden zu dürfen. Seine Leser konnten sich nunmehr leicht hinzudenken: Hat Juno des Romulus Aufnahme bewilliget, so steht der Aufnahme des Augustus nichts mehr im Wege.

Ramler.

2.

Ueber Musefeld.

An die Herausgeber.

Sie haben das Kapitel der Sektenstifter unter dem gemeinen Bürger in Berlin so oft berührt, daß ich mich wundere, wie Sie den in der neuesten Berlinischen Kirchen- und Ketzergeschichte so berühmten Musefeld noch immer haben übergehen können. *)

Ein

*) Man sehe jedoch Jahrgang 1783, Januar, S. 72. die Note. Freilich haben wir unser Versprechen nicht erfüllt; und wem ists nicht lieb, daß ein solcher Mann es statt unser erfüllt? Doch liefern wir den

Ein Auszug aus den Akten, welche über diesen Mann bei den Stadtgerichten in Berlin sind verhandelt worden, würde gewiß lehrreich und unterhaltend sein. Bis wir diesen einmal erhalten, wird es Ihren Lesern vielleicht nicht unangenehm sein, wenn ich Ihnen einige Nachrichten über denselben mittheile, für deren Richtigkeit und Zuverlässigkeit ich stehen kann. Ich habe nicht allein während meiner Amtsführung als Prediger in Charlottenburg denjenigen Umgang mit ihm gehabt, den ein Prediger mit den Gliedern seiner Gemeine zu haben pflegt, sondern wir sind auch vier Jahr hindurch die nächsten Nachbarn gewesen.

Als ich Musefeld kennen lernte, mochte er ungefähr ein Mann von sechzig Jahren sein. Er war von mittler Größe, breitschulterig, kurzhalsig, von derbem Knochenbau; und in seinem Anstande und Bewegungen herrschte die Vandykische Grazie der geraden, parallelen und in rechten Winkeln sich begegnenden Linien. Diesem Anstande entsprach eine eben so derbe aus dem innern hervorgewürgte eintönige Stimme; und ein stumpfer Blik aus kleinen mit einer langen Stirne überschatteten Augen in einem sehr rothen Gesichte. Ich hatte ihn schon oft aus dem gemeinen Brunnen, der ungefähr in gleicher Entfernung von unsern Häusern stand,

Auszug aus den Akten, wozu der V. uns auffodert, hoffentlich in einem der nächsten Stükke. A. d. H.

ſtand, Waſſer ſchöpfen geſehen, ohne beſonders auf ihn Acht zu geben. In dieſem Geſchäfte pflegte er eine Arbeitsſchürze und Mütze zu tragen. Ich kannte ihn daher nicht, als er ſich zum erſtenmale in der Beichte meldete, wo er in einer runden viellockigten Parukke erſchien. Um einen ſo merkwürdigen Mann näher kennen zu lernen und mit ſeinen Religionsgrundſätzen beſſer bekannt zu werden, bat ich ihn nach dem Vorbereitungsgottesdienſte zu mir. Er erſchien in dem Anzuge und Anſtande, den man an einem guten Bürger von ſeinem Stande mit Vergnügen wahrnimmt; jedoch mit einer Miene, die zwar auf die Vorzüge eines Sektenhauptes Verzicht zu thun, gleichwohl aber eine Begegnung zu erwarten ſchien, wodurch er von dem gemeinen Chriſten, der Unterricht bedarf, unterſchieden würde. Er ſchien ſeinen Beſuch nicht ſowohl für eine Gelegenheit ſich als mich zu belehren anzuſehen, oder doch wenigſtens für eine Konferenz zwiſchen Perſonen, die ſich an Kenntniſſen vollkommen gleich ſind.

Es koſtete wenig Mühe, die Unterredung auf die Hauptſache zu lenken; er ſchien es ſelbſt zu ſuchen. Er fing ſogleich mit einigen Klagen über den Verfall des wahren Glaubens unter den Lutheranern an, den er darin ſetzte, daß die Leute durch ihren guten und rechtſchaffenen Lebenswandel ſelig zu werden hoffen. Dieſem vermeinten Irrthume ſetzte er außer verſchiedenen Stellen aus Luthers Schriften, die bekannten Worte Pauli entgegen:

"durch des Gesetzes Werk wird kein Mensch gerecht, "sondern allein durch den Glauben." Ich bemühte mich, ihm begreiflich zu machen, daß in allen jenen Stellen nicht von solchen Werken die Rede sein könne, die aus der Liebe gegen Gott und den Nächsten flößen, sondern daß Luther solche gute Werke meinte, die zu seiner Zeit in der katholischen Kirche so genannt wurden: den Rosenkranz beten, wallfahrten, sich geißeln, ein härnes Kleid anziehn u. s. w. womit man alle Laster zu büßen dächte, die man gar nicht abzulegen Lust hätte; daß Paulus eben so die guten Werke der Pharisäer verstände: opfern, sich waschen, nichts unreines berühren u. s. w. womit auch der Lasterhafteste bei Gott durchzukommen glaubte; und daß der Glaube die bessere Bekehrung des Christenthums sei, welche auf die innere Rechtschaffenheit und Reinigkeit des Herzens dringe. Er schien das zu billigen, wenigstens antwortete er nichts, und ich glaubte gewonnen zu haben. Allein ich hatte mich betrogen. Unsere Unterredung gieng ihren Gang, und nachdem sie eine Zeitlang fortgelaufen war, fand ich mich gerade wieder auf dem Flekke, von dem wir ausgegangen waren. Musefeld fiel wieder in seine vorigen Klagen, führte wieder eben die Stellen an, als wenn von meiner Erklärung gar nicht wäre die Rede gewesen. Ich mußte also die Bemerkung bestätigt sehen, daß die Ideen, worin ein gemeiner Christ alt geworden ist, keine Berichtigung mehr zulassen, am wenigsten die Ideen eines

Man-

Mannes, den seine unaufgeklärte Belesenheit in der Bibel und den ältern Erbauungsschriften berechtigen, sich selbst für einen Meister zu halten. Der reine Unterricht einer wohlthätigen Religion kann nur auf die tabula rasa einer unverdorbenen Kinderseele geschrieben werden; die in abentheuerlichen Meinungen gealterte Seele ist, wie Plato sagt, ein beschmuztes und vollgeschriebenes Pergament, das keine neue Schrift mehr annimmt. Eine gründliche Aufklärung läßt sich daher nur von der Verbesserung des Kinderunterrichtes erwarten, deren größte Wichtigkeit also auch hieraus erhellet. — Doch ich kehre wieder zu meinem Besuche zurük.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, den Mussefeld von seiner sonderbaren Theorie abzubringen, hielt ich endlich für das gerathenste, seinen Gründen so lange ruhig zuzuhören, bis ich einen schiklichen Ort fände, wobei ich ihm die meinigen einleuchtender machen könnte. Er unterstüzte also seine Meinung, daß der Mensch Gott nicht durch gute Werke gefallen könne, mit seinem eigenen Beispiele; und das gab Gelegenheit zu folgender mir sehr interessanten Erzählung seiner Bekehrungsgeschichte, bei der ich mich, so viel ich mich erinnern kann, seiner eigenen Worte bedienen werde.

"Ich bin, fing er an, in eben dem Irrthume "gewesen, daß der Mensch durch seine guten Werke "könne selig werden; allein die Gnade Gottes hat "mich daraus gerissen. In meiner Jugend, da ich

"als ein Schneidergeselle wandern mußte, ergriff "es mich oft, wenn ich allein über das Feld oder "durch einen Wald ging. Ich fühlte eine unaus"stehliche Unruhe, ich hörte etwas, das in mir sag"te, du bist nicht selig. Ich antwortete, was thue "ich dann? ich arbeite fleißig, veruntreue nichts, "gehe nicht auf die Herberge, um mich mit meinen "Mitgesellen lustig zu machen, ich bleibe zu Hause, "diene meinem Gott mit Singen und Beten, und "lese in gottseligen Büchern. Was thue ich dann? — "Eben darum bist du nicht selig, weil du nichts thust, "erwiederte es. — Darauf wußte ich nichts zu ant"worten; ich wußte aber auch nicht, wie ich es an"zugreifen hätte, um selig zu werden; und so blieb "es dabei, ich ward nicht ruhig.

"So gieng ich immer hin, meine Wanderjahre "waren zu Ende, ich kam nach Berlin, ward Mei"ster, verheirathete mich, aber ich war nicht selig. "Und so würde es geblieben sein, ohne einen Vor"fall, der mich auf einmal selig machte. Ich irrte "in der Welt herum, that meine Arbeit treu und "fleißig, war ehrlich, stand meiner Wirthschaft nach "meinen Kräften vor, ging auch in die Kirche, "bald in diese, bald in jene, ohne Ruhe zu finden, "oder nur mich zu erbauen. An einem Sonntage "führte mich Gott in die Böhmische Kirche, da eben "deutscher Gottesdienst darin gehalten wurde. Der "Prediger stand schon auf der Kanzel, und legte die "Geschichte aus, wie sich Joseph seinen Brüdern zu

"erken-

"erkennen giebt. Er stellte daraus vor, wie sich der
"Heiland der gläubigen Seele zu erkennen giebt;
"und auf einmal fiel es mir, wie ein Stein vom
"Herzen, ich fühlte mich selig. Ich sehnte mich,
"den Mann näher kennen zu lernen, der mir das so
"herrlich ausgelegt hatte, um mich weiter mit ihm
"über meinen Seelenzustand zu unterreden; allein
"ich konnte nicht erfahren, wer er sei. Da ging ich
"traurig nach Hause, und machte mich wieder an
"meine Arbeit. Ich war wohl, aber immer quälte
"mich noch der Gedanke: wer ist der Mann, der
"dich seelig gemacht hat?

"In diesen Gedanken vertieft saß ich einst an
"meiner Werkstätte und arbeitete. Es war Mitte-
"woch. Auf einmal sagte etwas in mir: "geh in die
"Spittelkirche." Ich wollte mir das aus dem Sin-
"ne schlagen, aber es fuhr immer fort: "geh in die
"Spittelkirche." Ich nahm also meinen Rokelor,
"um fortzugehen. Kaum hatte ich ihn umgethan,
"so zupfte mich etwas, als wenn es mich zurükhal-
"ten wollte. Allein die Stimme ließ nicht nach.
"Ich ging, aber so wie ich ging, fuhr auch das Zu-
"pfen fort, und hörte nicht eher auf, bis ich den
"Fuß in die Kirche setzte; da verschwand es plötzlich.
"Die Kirche war schon angegangen, und der Pre-
"diger stand auf der Kanzel. Wie groß war meine
"Freude, als ich ihn anblikte, und sah, daß es der-
"selbige war, der es in der Böhmischen Kirche aus-

 "gelegt

"gelegt hätte, wie sich der Heiland der gläubigen "Seele zu erkennen giebt!

"Ich beschloß sogleich, den nächsten Sonnabend "bei ihm zur Beichte zu gehen. Sein Beichtstuhl "war sehr zahlreich, und er pflegte immer bei zwan"zig bis dreißig auf einmal in die Sakristei zu neh"men und zugleich zu absolviren. Ich ging mit den "letzten hinein, um, wenn die übrigen wieder wür"den hinausgegangen sein, allein mit ihm sprechen "zu können. Kaum waren wir allein: so redete er "mich mit den Worten an: "Ist er seelig?" "Ja!" "war meine Antwort." Nun! Gott sei gedankt, "fuhr er mit aufgehobenen Händen fort, er ist der "zweite, der ich dies Jahr selig gemacht habe."

"Ich erzählte ihm, wie ich es geworden, und er be"schied mich in die Erbauungsstunde, die er des "Montages in seinem Hause mit einigen Seligen "zu halten pflegte."

Ehe ich weiter gehe, muß ich nun noch erzählen, wie Musefeld aus einem Seligen das Haupt einer Sekte wurde. Den Theil der Erzählung, den ich aus seinem eigenen Munde habe, werde ich wörter mit seinen eigenen Worten anführen. "Ich ging "nach Hause, fuhr er also fort, und fing nun an, "auch andere selig zu machen. Mit meiner Frau "ward es mir am schwersten." (Nota Bene, diese Frau, die vielleicht noch lebt, ist eine gute, ehrliche, harmlose, sanfte, arbeitsame, wirthschaftliche und dienstfertige Bürgerfrau, hat alle Tugenden

ihres

ihres Standes, und alle Fehler ihrer Erziehung.)
"Ich sagte ihr oft, Frau! Du bist verdammt."
(Nun fing er schon an sich härter auszudrükken. Der Heilige schien sich zu fühlen, seinem Stolze wuchsen die Flügel.) "I Mann, war ihre Antwort, was thu ich dann? — Eben darum, daß "du nichts thust, bist du verdammt, war die meinige. Ich ließ sie gehen; ich dachte, du wirst schon "kommen. Und sie kam; sie fing an zu heulen und "zu weinen, und nach acht Tagen war sie selig. Leichter wurde es mir mit meinem alten Vater. Es "war ein guter ehrlicher Bauer, etwan siebzig Jahr "alt, aber noch nicht selig. Ich besuchte ihn einst, "und sagte ihm, was ihm noch fehle. Er schien es "nicht zu achten. Ich kehrte mich nicht daran, ich "dachte, es wird schon kommen. Kurz darauf hörte "ich ihn des Nachts erbärmlich heulen und schreien.
"Des Morgens klagte er mir, wie ihm wäre zu "Muthe gewesen, daß er sich vor Angst habe müssen die Haare ausraufen. Das ist recht gut, Vater! sagte ich, nun seid ihr selig! Dem alten "Manne," setzte er mit dem Lächeln der schwärmerischen Selbstzufriedenheit, die ihrer Sache gewiß ist, hinzu, "dem alten Manne ward es sauer."
So vergrößerte sich das Häuflein seiner Selig. Aber vielleicht hätte er selbst nicht daran gedacht, sich eine eigene Kirche auszusondern und sich an ihre Spitze zu setzen, wenn nicht der Prediger, in dessen Hause die Erbauungsstunde gehalten wurde,

de, durch eine Unvorsichtigkeit, die andern zur Warnung dienen kann, dazu Gelegenheit gegeben hätte. Es war der damalige Prediger an der Spitalkirche, Augustin Schulze. Da dieser Mann eine sehr zahlreiche Gemeine hatte, und oft durch Amtsgeschäfte mitten aus der Stunde gerufen wurde, so pflegte er, wenn er weggieng, einem aus den Zuhörern, den er für den geschicktesten und beredtesten hielt, aufzutragen, seinen Vortrag fortzusetzen. Dieses Loos traf immer Musefeld; und da dieser fand, daß ihm das fromme Schwatzen, Trotz dem Herrn Schulze, von der Hand ging, so glaubte er nicht mehr unter einem andern arbeiten zu müssen. Er errichtete eine Gemeine auf seine eigene Hand, und erweiterte sie bald dergestalt, daß sie die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich zog. Die nähere Veranlassung zu der über ihn verhängten Untersuchung ist mir nicht bekannt; ich wünschte aber, daß gegenwärtiger Aufsatz jemand eine Gelegenheit werden möchte, die nähern Umstände davon an das Licht zu bringen.

Uebrigens konnte er nur ein Gemeindehaupt für die niedrigern Klassen werden. Er hatte kein einziges inneres oder äußeres Talent, womit er Leute von einiger Bildung oder Erziehung hätte einnehmen können. Allein das was den gemeinen Mann, zwar nicht einnimmt, aber doch unterjocht, das hatte er im höchsten Grade: etwas derbes in Stellung und Stimme; und das ist es, was diesem Theile

unserer

Brüder am meiſten imponirt. Wer dieſe Klaſſe unſerer Mitbürger nicht kennt, der iſt geneigt zu glauben, daß ganz ungewöhnliche Gaben und Politik dazu gehöre, ſich einen kleinen geiſtlichen Staat zuſammlen, über den man herrſchen könne. Allein es trift auch hier zu, was Swift dem zu ſtaatsklugen Bolingbroke ſagte: Mylord! mit Ihrer Feinheit verderben Sie alles. Sehen Sie die Schreiber in Ihrer Kanzelei; ſie ſchneiden das Papier mit dem ſtumpfen knöchernem Falzer ſicherer als mit einem Scheermeſſer.

Nur noch ein Wort, und ich ſchließe. Muſefeld war ſeinem Syſtem vollkommen getreu. Er war ſelig, und bedurfte alſo keiner Vergebung der Sünden mehr. Wenn er zur Beichte ging, pflegte er daher, ſo oft die Reihe an ihn kam, nie eine Beichtformel, ſondern den Spruch herzuſagen: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß ꝛc. Seine ganze Bibliothek beſtand aus Luthers Werken. Dieſe, ſagte er mir, leſe ich beſtändig, und nichts anders; wenn ich damit fertig bin, fange ich ſie wieder von vorne an. Auch hierüber ließen ſich einige Betrachtungen anſtellen; doch ich verſchone Sie und Ihre Leſer damit. Ich hoffe ohnedas, daß wir von dieſer Materie nicht zum leztenmale werden geredet haben.

J. A. Eberhard.

3.

Ueber den Glauben an den hundertjährigen Kalender.

In so vielen Büchersammlungen auch der hundertjährige Kalender nicht befindlich sein mag, und so gewiß ich voraussetzen kann, daß mancher meiner Leser ihn nie gesehen, mancher vielleicht nie von ihm gehört hat; so sind doch wenig Bücher, die mehr gekauft, gelesen und befragt werden, als er. Es giebt beinahe unzählige Auflagen davon, ja schwerlich vergeht ein Jahr, wo deren nicht in mehrern Gegenden Deutschlandes verschiedene gemacht werden. *)

Man

*) Ich habe zusammen 11 Exemplare vor mir liegen, die ich in meiner Nachbarschaft seit ein Paar Tagen zusammengeliehen, und es sind 11 verschiedene Ausgaben, die ich erhalten habe. Wahrscheinlich würde bei 20 und mehrern Exemplaren der Fall noch immer der nämliche sein. Hier ist das Verzeichniß dieser 11 Ausgaben, wovon keine einzige mit der andern völlig gleichlautend ist. 1—3) Erfurt, druckts und verlegts Elias Sauerländer 1761, 1764 und 1768. 4) Magdeburg, bey Gottfried Veitern 1736. 5) Gedruckt im Jahr 1737. 6) Anno 1748. 7) Gedruckt 1762. 8—10) Gedruckt in diesem Jahr. In den Ausgaben mit dieser Aufschrift pflegt das eigentliche Druckjahr in dem Stok über der Vorrede zu stehen. Die eine von meinen dreien hat das

Jahr

Man wird viele Hausväter und insbesondre Landwirthe finden, die den Wetterprophezeihungen der gewöhnlichen Kalender wenig trauen, denen man aber vergebens einzureden sucht, daß der hundertjährige Kalender noch viel weniger Glauben verdiene. Woher rührt dies, da doch die Unzuverläßigkeit des letztern so sehr leicht darzuthun ist?

Der Grundsatz, worauf die sämmtlichen Wetterprophezeihungen des hundertjährigen Kalenders gebaut sind, ist der: daß alle 7 Jahr einerlei Wetter ist, weil nach 7 Jahren immer wieder eben derselbe Planet regiert. Es gehörte also nur eine Erfahrung von 14 bis 21 Jahren dazu, um sich von der Trüglichkeit dieses Grundsatzes unwidersprechlich zu überzeugen; und doch fahren Leute, die zum Theil eine zwei bis dreimal 21jährige Erfahrung haben, noch immer fort, sich einbilden zu lassen, daß die Witterung diese siebenjährigen Perioden halte. Fast unbegreiflich! Kaum würde mehr Leichtgläubigkeit dazu gehören, sich zu überreden, daß jeder Wochentag sein eignes Wetter habe. Da die Wetterprophezeihungen dieses Kalenders sehr ins Kleine gehen, so kann es sich gar wol ereignen, daß manches Jahr auch keine einzige zutrift. Das stört aber seine Verehrer in ihrem Zutrauen nicht; mit unermüdeter Geduld warten sie, bis der Kalender einmal wahr

redet,

Jahr 1764, die andre 1779, die dritte aber gar keins. 11) Eisenberg, bey Christian Heinrich Walthern 1782.

redet, und dann versäumen sie nicht, ihn als ein Orakel anzupreisen. Selten verfehlet eine solche Anpreisung, Proselyten zu machen; der erste Bücherträger, der an den Ort kömmt, macht zu seinem Vortheil die Erfahrung davon, und debitirt eine Anzahl hundertjähriger Kalender. Ein ähnliches Verfahren beobachten bekanntermaßen die Vertheidiger der Ahndungen. Sie erzählen nicht, welche Ahndungen nicht eingetroffen sind; aber so wie auch nur einmal Eine eintrift, predigen sie es an allen Ekken.

Allein wie die Liebhaber der Ahndungen sich immer berechtigt halten, vom Einzelnen aufs Allgemeine zu schließen, so braucht auch nur eine einzige Wettervorhersagung einzutreffen, gleich hören die Freunde des Kalenders auf, kleinlaut zu sein; denn das werden sie freilich, wenn eine Zeitlang nichts zutreffen wollte. Nun braucht man nur zu sagen: an dem und dem Tage will ich verreisen! Und gleich heißt es: Bei Leibe thun Sie das nicht! Der hundertjährige Kalender schreibt an diesem Tage Sturm und Ungewitter — Wer mit Verehrern des hundertjährigen Kalenders umzugehen Gelegenheit hat, wird wissen, daß man unzähligemal dergleichen gutgemeinte Warnungen von ihnen erhält. Darüber lachen hilft gemeiniglich nichts weiter, als daß man den hellen Haufen mit einer Menge ernsthaft possirlicher Beweise auf den Hals betäubt. Gleichwohl ist Lachen fast

das

das einzige, was Leute dieser Art bessert, wenn es zur rechten Zeit angebracht ist.

Man lasse sie aus ihrem Kalender verheissagen, sorviel und so oft sie wollen. Aber man halte sie auch beim Worte, und erinnere fleißig, wie oft ihr Orakel sie trügt. Wenige Erinnerungen helfen nicht; sie werden immer damit zurückgewiesen, daß mit unter wohl einmal das Wetter anders ausfallen könne. Der Kalendermacher hat selbst für eine solche Entschuldigung gesorgt. "Trift nicht alles so eben zu," sagt er "so wird sich doch das mehreste finden. Es "ist aber dem allmächtigen Gott hiermit kein Maaß "noch Ziel vorgeschrieben; denn wenn er um unserer "Sünde willen strafen will, so kann solches wider "den natürlichen Lauf geschehen, und ist seiner göttli"chen Allmacht alles unterworfen." Hierauf kömmts also an, zu zeigen, daß sich das mehreste nicht finde, sondern daß die Prophezeihungen gemeiniglich falsch sind. Hilft dieser Beweis nicht, so hilft keiner.

Zur Probe stehe die Wetterprophezeihung des verflossenen Februars hier. Ich setze voraus, man weiß, daß das Witterungsjahr nicht mit dem 1. Januar, sondern mit dem 21. März seinen Anfang nimmt. Folglich gehört der Februar 1784 noch zum Jahr 1783.*) Das Jahr 1783 steht nach der Lehre des

*) Mancher gebraucht den hundertjährigen Kalender Jahre lang, und weiß das nicht. Daher schlägt er

vom

bey hundertjährigen Kalendern waren den Neugierigen die kleinen Chronicon. Der Winter ist da, und mit ihm pan 1. Okay, fortmahlen. Schon gegen den 11. Dezember sind es mir gewöhnlich zu lang, daß ich so an zu rumoren fange. Es kann freylich wohl sein mal um eine ganz Woche früher, allein das macht nicht viel lagen. Der hundertjährige Kalender muß da helfen. Um drey Schwestern gerathen, wünschen sich die Leute so viel Freude. Allemahl ob es gleich gegen den 11. Dezember schon meistens lieb, so steht in doch die Zeit Dezember darauf bis Ende des Jahrs Winter-Witterung. 12. Dez. schöner Sonnenschein. Da könnte ich mahlen in mein Schmier-Calender. Wenn man sich freuen soll darüber, die große Kälte hat den Januar und halb im Februar den Garaus gemacht, um da wenig nachzuhelfen, doch warum den Mahler so sehr Eile. Da also der hundertjährige Kalender der beste ist, so will seinen Worten nachfolgen und so sondern der Schreiber beschreiben was der Kalender sagt, was am 12ten ist da Wetter und Leute an sich halt, sehr bald, und was andern Tonnen nicht, sonst, was dann weiter Schnee zusammen, und dadurch noch kalt. Einmal Schnee hat, schneit wenig, wenn Frost aber war die Kälte nicht. Am 12ten dato ist

Kälter als jemals sein (eigentlich sagt der Kalender: Kälter denn niemalen); in allen Kellern sollt' es frieren. Am 9. sollt' es so fort gehen, der 10. aber alle andere Tage an Kälte weit übertreffen, daß viele Menschen, Vieh und Vögel erfrieren würden; den 11. sollte es milder, aber doch noch immer grimmige Kälte sein. Von allem diesen traf indessen nichts ein. Der 8te war ein gelinder Tag, und die gelinde Witterung hielt bis nach dem 11ten an. Nun verwies man uns wieder auf den 29. dessen Witterung der Kalender sehr ausführlich so beschreibt, wie folget *): "Den 29. zu früh wird es eine Mor"genröthe haben, und ein klein wenig mit Frost an"gehen; um 10 Uhr Platzregen; zwischen 11 und "12 Uhren ein recht Formalwetter, daß es dauert, "dabei es Kiesel **) wirft; darauf regnets; darnach "alles wieder still; Abends wieder Sonnenschein, "und wird ziemlich kalt; wenn es dunkel wird, don"nerts und blitzet es mit Sturmwind, Platzregen "und kleinen Kieseln untereinander. Nachts starken "Regen, und darunter schneiet es, daneben ein "grausamer Wind." Wie es an andern Orten Deutschlands gewesen ist, weiß ich nicht: aber an dem

*) Die Ausgaben weichen sowohl hier als an andern Stellen in einzelnen Ausdrükken von einander ab, welches ich darum erinnere, damit man sich nicht wundere, wenn man beim Nachschlagen einiges anders findet

**) d. i. Schlossen.

dem Orte meines Aufenthalts war der 29. Februar ein vollkommen schöner Tag mit hellem und ziemlich warmen Sonnenschein. Einer von meinen 11 hundertjährigen Kalendern *) merkt selbst an, daß nur 3 Saturnusjahre in diesem Jahrhundert einen 29. Februar haben; es sind die Jahre 1728, 1756 und 1784. 1700 war auch ein Saturnusjahr, aber wenn man es auch nicht zum verwichenen, sondern zum gegenwärtigen Jahrhundert rechnen wollte, so hatte es doch bekanntermaßen keinen 29. Februar **). Nun ist es eine sehr mögliche Sache, daß in jedem der andern genannten 2 Jahre am 29. Febr. von 11 bis 12 Uhr eben so wenig ein Formalwetter gewesen ist, als im jetzigen; wie sieht es aber dann um den Glauben des hundertjährigen Kalenders aus? Wer Wetterbeobachtungen von den Jahren 1728 und 1756 besitzt, wird seinen etwas zu gläubigen Zeitgenossen einen Dienst thun, wenn er die Witterung des 29. Febr. aus denselben öffentlich bekannt macht. — Aber wird der größte Theil der Verehrer des hundertjährigen Kalenders diese Wahrnehmungen lesen und glauben, oder, wenn er sie ja glaubt, nicht zugleich der Meinung sein, Gott habe uns durch Entziehung des Formalwetters um unserer Sünden willen

*) Der Eisenbergische.

**) Der 1. März folgte bei den Katholischen, die den Gregorianischen Kalender hatten, auf den 28. Febr.; bei den Protestanten aber, die damals eben den verbesserten Kalender einführten, auf den 18. Febr.

willen strafen wollen? Wir wollen hoffen, daß doch einige der bessern dadurch von ihrem Irrthum zurük kommen werden. Für die übrigen muß auf andre Art gesorgt werden. Wie? Davon nächstens ein mehrers.

In der That sind es nur die Wetterprophezeihungen allein, die das Ansehen des hundertjährigen Kalenders aufrecht erhalten. In Ansehung alles Uebrigen, was er enthält, wird er viel seltner zu Rathe gezogen, auch wirklich um so seltner verstanden, da das, was er sagt, selten einen Verstand giebt.

Vielleicht wünscht einer oder der andre meiner Leser, der den hundertjährigen Kalender nicht zur Hand hat, den Namen des Verfassers eines so beliebten Buchs zu wissen. Auf dem Titel einiger Ausgaben steht sehr geheimnißvoll: gestellt von D. M. K. A. R. L. Die Ausgaben gedrukt in diesem Jahr nennen ihn D. Mauritius Knauer, A. K. L. Hingegen sagen andre ganz bestimmt: er sei gestellt von D. Martin Knauern, Abt zum Kloster Langenheim. Daß D. Martin Knauer ein unbekannter Gelehrter ist, wird jeder wissen, der Jöchers Gelehrtenlexikon und ähnliche Werke besizt. Ob und wann das Kloster Langenheim einen Abt dieses Namens gehabt, und was es für ein Mann gewesen, überlasse ich andern auszumachen; und begnüge mich, zu bemerken, daß das Kloster Langenheim Cisterzienser-Ordens in der Büschin-

gischen Geographie und der neuesten Güssefeldischen Karte von Franken richtiger Langheim, auf der alten Karte aber Lankheim heißt, und unweit Lichtenfels im Bambergischen liegt, wo also von dem Ehrenmanne nähere Nachricht einzuziehen sein würde.

Daß schon vor D. Martin Knauer hundert und andre mehrjährige, auch wohl (denn es ist in der That eins) immerwährende Kalender geschrieben worden, wird man aus Lipenii bibliotheca philosophica im Artikel Calendarium ersehen können. Da ich aber keinen darunter zu sehen Gelegenheit gehabt, so kann ich nicht angeben, in wiefern Knauer sie zum Muster genommen.

4.

Beitrag zur weiblichen Charakteristik.

Eine wahre Geschichte.

(An Herrn Professor Engel.)

„Schreiben Sie auf, was Sie mir da erzählen," sagten Sie eines Abends zu mir, als wir von einzelnen Charakterzügen des weiblichen Geschlechts sprachen. Wohlan! Sie sollen erfahren, daß meine

meine Feder noch schwerfälliger geht, als meine Zunge.

Als ich mich zu * * aufhielt, zogen zwei Frauenzimmer durch ihren anhaltenden Fleiß und ihre eingezogene Lebensart meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie handelten mit allen Arten von Frauenzimmerputz, den sie, wie ich nachher erfuhr, größtentheils verfertigten. Da sie meiner Wohnung schräg gegenüber wohnten, so war ich zuweilen ein stiller Zeuge ihrer Thätigkeit. An Jahren waren sie merklich verschieden. Das Gesicht des ältern Frauenzimmers, welches noch nicht völlig dreißig Jahre alt zu sein schien, hatte jedoch allein Interesse für mich. Es war römisch, und ich habe nie in einem weiblichen Gesichte so viel Entschlossenheit angetroffen.

Es giebt an diesem Ort gewisse Tage im Jahr, an welchen das weibliche Geschlecht, wenn es nur auf irgend einen Reiz Anspruch machen kann — und welches Frauenzimmer macht ihn nicht! — den besten Staat anlegt und die öffentlichen Spaziergänge besucht. An einem solchen Tage überredete mich mein Tischgesellschafter R * * diese weibliche Parade anzusehn. Zwei mit vielem Geschmak gekleidete Frauenzimmer lenkten hier bald unsere Augen auf sich; und als wir näher kamen, waren es meine Nachbarinnen, vor denen mein Begleiter mit vieler Achtung den Hut abzog. Beide wurden mir nun zu interessant, um nicht mehr von ihnen zu wissen, als meine Augen bisher entdekt hatten; und

mein Begleiter war gerade der Mann, der mich hierin völlig befriedigen konnte. Er begann auf mein Befragen ungefähr so:

"Es sind Schwestern; die Brünette — es war die Römerin — ist verheirathet. Die Aeltern waren vom Mittelstande, und gaben, ohne reich zu sein, ihren beiden Kindern eine vortheilhafte Erziehung. Es konnte daher der ältern Tochter bei ihrer glüklichen Bildung um so weniger fehlen, die Augen des männlichen Geschlechtes auf sich zu ziehen. Ob je darunter einer ihre Zuneigung zu gewinnen gewußt hat, weiß ich nicht; daß sie aber derjenige nicht besaß, dem das Mädchen zu Theil ward, werden Sie gleich hören. Unter denen, die sich um sie bewarben, war ein gewisser F * * *, dem außer einem durch Erbschaft erhaltnen ansehnlichen Vermögen alles fehlte, um zu gefallen. So unerträglich er aber auch der Tochter war, so willkommen war er den Aeltern. Er ließ um die Hand des Mädchens anhalten, und nachdem man sie ihm ohne die mindeste Bedenkzeit förmlich versprochen hatte, so vergaß man denn auch nicht, die Tochter zu sondiren. Sie gerieth außer sich, häufte gegen diese Verbindung Vorstellung auf Vorstellung, Bitte auf Bitte; bekam aber keine andre Antwort, als: wir haben dich ihm einmal versprochen, und ehrliche Leute müssen ihr Wort halten; und er hat Geld. Sie versicherte die Aeltern, daß Geld gar keinen Reiz für sie habe, wenn es auf das Glük

ihres

ihres Lebens ankomme; sie bewies ihnen, daß sie ohne ihre Einwilligung ein solches Versprechen nicht hätten geben können; sie zeigte ihnen, daß sie unehrlich gegen ihr Kind handelten, um auch in diesem Fall als Leute, die ihr Wort hielten, von der Welt angesehn zu werden. Alles umsonst! Dennoch beschloß das arme Mädchen, es bis aufs Aeusserste kommen zu lassen. Das Nämliche beschlossen aber auch die Aeltern. F*** brachte fast jeden Abend bei ihnen zu. Sie begegnete ihm, wie er es verdiente — mit Verachtung. Kaum konnten die Aeltern sich zurükhalten, sie in seiner Gegenwart zu mishandeln. Was ihr aber widerfuhr, wenn sie nachher mit den Aeltern allein war, lassen Sie mich übergehen. Einmal ward der Vater so aufgebracht, daß er mit einem Messer nach ihr warf, und sie verwundete. Man nahm ihr ihre Lieblingsbeschäftigung, das Klavier; man erlaubte ihr nicht, allein zu sein, sondern sie mußte mit solchen Leuten ihre Zeit zubringen, deren Denkart mit den Absichten der Aeltern übereinstimmte. Diese führten keine andern Gespräche, als solche, die auf den Zustand der Tochter eine unangenehme Beziehung hatten. Da zulezt alle Bemühungen der Tochter vergeblich waren, man ihr weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, man es ihr aufs bitterste vorwarf, daß sie einen Mann mit so vielem Gelde nicht annehmen wolle; so ging auf einmal eine große Veränderung in ihrer Seele vor. Ich nehme ihn, sagte sie mit

dem entschlossensten Tone, und es soll mir lieb sein, wenn er des Geldes viel hat. Sie gab ihm ihre Hand; und einem Geist, wie dem ihrigen, war es ein Spielwerk, den schwachen Mann zum Sklaven zu machen, und so ihr Vorhaben auszuführen. Sie ergab sich nun dem Luxus, und führte eine Haushaltung, die weit über die Kräfte des Einkommens ging. Ihr Haus war der Tummelplatz rauschender Freuden, so daß Mann und Frau nach wenigen Jahren sich in der größten Dürftigkeit befanden. In dieser Zeit hatte sie ihre Aeltern verloren und ihre jüngere Schwester zu sich genommen. Dein Geld, sprach sie nun zu ihrem Manne, hat mich, und ich habe dich unglüklich gemacht. Ich will dafür büßen, und, da du selbst dich nicht ernähren kannst, dich ernähren. Sie miethete eine kleine Wohnung; und, da sie und ihre Schwester sehr geschikt in Frauenzimmerarbeit sind, so haben beide es durch anhaltenden Fleiß bald dahin gebracht, daß diese ihnen ein hinreichendes Einkommen gewährt. Der Mann wohnt nicht bei ihr; sie bezahlt aber Miethe, Essen, Trinken und Kleidung für ihn; doch unter der ausdrüklichen Bedingung, daß er ihr nie unter die Augen kommen darf." Hier endigte R * * seine Erzählung, und machte unter mehreren Anmerkungen über dieses weibliche Geschöpf mit einer männlichen Seele, auch die: daß es eine der entehrendsten Schwachheiten eines Mann-

Mannes sei, die Gefährtin des Lebens sich aufzwingen zu lassen.

Während ich mich noch zu * * aufhielt, starb der Mann; dies machte aber nicht die mindeste Veränderung in ihrem Hauswesen. Als ich abreiste, befriedigte ich meinen Wunsch sie zu sprechen. Ich ging in ihren Laden, kaufte einige unbedeutende Sachen, und verließ sie mit einem hohen Grade von Achtung, den ich nie verlieren werde. Ich bin u. s. w.

Brömel.

5.

Ueber die neue preußische Justizverfassung.

Ein Schreiben an den Verfasser der beiden Fragmente darüber.

(März, S. 243, und April, S. 330.)

Es ist wahrlich einer der größten Vorzüge der preussischen Länder — denn, Sie, mein hochgeschätzter Herr, gestatten es doch gewiß gerne einem Patrioten, daß er sein Herz über einen solchen Gegenstand

ausschütte, ehe er sich zu Ihnen selbst wendet, — daß daselbst wichtige Materien, auch solche die in Staats- und Regierungsgeschäfte einschlagen, ziemlich frei dürfen behandelt werden, selbst von einer Seite, die den angenommenen Grundsätzen des Staats gerade zu widersprechen scheint. Dies beweisen mehrere in diesen Landen erschienene Schriften von Privatpersonen. Fast nichts beweist es aber mehr, als das so viel ich weiß einzige Beispiel, womit vor kurzem von Einem hohen Departement selbst der Entwurf des allgemeinen Gesetzbuchs für die preußischen Staaten angekündigt ward. Die Geschichte hat nichts angelegeneres zu thun, als solche Züge aufzubewahren; und wenigstens soll mein gedrukter Brief in etwas beitragen, diese Seltenheit bekannter zu machen. Der Chef der Justiz, der Minister welchem der König die Verfertigung des Gesetzbuches anvertrauet, sagt — o mögten es alle Fürsten, alle Gesetzgeber, und alle Minister hören! — sagt in einer öffentlichen gedrukten Ankündigung *) folgendes: "Die Sache betrift eine der "wichtigsten Angelegenheiten des ganzen Pu"blikums; es ist also billig, daß man die Stim"men desselben darüber vernehme, Ueberdies "giebt es inn- und außerhalb Landes noch Männer "von bekannten Verdiensten um das Fach der Gesetz-

gebung

*) Sie ist auf 2 Blättern in gr. 8. hier bei Decker gedrukt, und „Berlin, den 24. März 1784. v. Cramer„ unterzeichnet. A. d. H.

"gebung, an die ich mich unmittelbar nicht wenden
"konnte, und deren Einsichten ich gleichwohl zu be-
"nutzen wünschte. Als ich daher Sr. Königl. Ma-
"jestät im vorigen Winter den ersten Theil meiner
"Arbeit vorgelegt, so habe ich zugleich angetragen:
"daß mir erlaubt werden möchte, das ganze Werk
"zuförderst in der Gestalt eines bloßen Entwurfs
"dem Publiko mitzutheilen und dessen Mei-
"nungen und Erinnerungen darüber einzu-
"sammeln. Se. Majestät haben diesen Antrag
"Höchstdero Weisheit und väterlichen Sorgfalt für
"das Wohl Ihrer Unterthanen gemäß befunden.
"Es geschieht also mit ausdrüklicher Genehmigung
"des Königs, meines gnädigsten Herrn, daß ich
"diesen Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für
"die Preußischen Staaten, und zwar itzt dessen Er-
"sten Theil, welcher die Rechte des Hausstandes
"enthält, dem Publiko übergebe, und dessen
"sachverständige Mitglieder inn- und außerhalb Lan-
"des zur gründlichen redlichen und freimüthi-
"gen Prüfung desselben feierlich auffordere."
Und nicht bloß Aufforderung, auch Bestimmung von ansehnlichen Prämien *) begleitet diese öffentliche Ausstellung. Mitzeit und Nachwelt muß dies schätzen, dies ohne freie edle Betragen, wodurch das

Volk

*) Nur in Absicht der Zeit wann die Bemerkungen sollen eingeschikt werden, mögte ich eine Aenderung wünschen; denn der dazu bestimmte Termin auf ein halb Jahr nach Erscheinung jeden Theiles kömmt mir zu kurz vor. A. d. V.

Volk auf sein Interesse aufmerksam gemacht wird, die Rechte der Menschheit und der Bürger geehrt werden, und sich die erleuchtete Denkungsart unsers Großkanzlers auf der schönsten Seite zeigt!

Und nun komme ich zu Ihnen, mein Herr, den ich wegen der beiden Aufsätze wahrhaft hochschätze, und gern meinen Freund nenne, so unbekannt wir uns einander auch sind. Ich bin gleichwohl nicht überall Ihrer Meinung, wie sich gleich zeigen wird. Aber, da in der Hauptsache schon meinem Wunsche Genüge geschehen ist; so ist es mehr ein bloß litterarischer Streit, der nicht sowohl die Sache, als fast nur Ihre Abhandlungen betrift.

Mich dünkt, auch gegen Ihr erstes Fragment können Zweifel erregt werden. Man kann, und der Wahrheit zur Steuer, muß man Ihnen wohl zugeben: "daß die Formalitäten, welche die itzige "Prozeßordnung vorschreibt, den Richter völlig in "den Stand setzen, die Wahrheit zu erforschen." Aber ist dies zur Beruhigung gegen die Furcht, wovon Sie reden, genug? Wie, wenn zu solcher Erforschung Mittel vom Richter angewandt würden, die der Freiheit des Bürgers gefährlich werden könnten? Das sichert dagegen nicht, was Sie als den zweiten Punkt anführen, und was man Ihnen gleichfalls zugeben muß: "daß die Entscheidung des "Rechts der Parteien nicht von der Willkühr des "Richters abhängt." Denn dies giebt nur Sicherheit bei den endlichen Urtheilen, nicht bei den Unterſu-

tersuchungen, wodurch das streitige Faktum erst soll ausgemittelt werden. Offenbar ist die Erforschung für den Richter bequemer und leichter, wenn er jedes Mittel, um hinter die Wahrheit zu kommen, anwenden darf, z. B. alle Briefe der Parteien, oft auch eines Dritten, alle ihre Handlungsbücher, u. s. w. sich kann vorzeigen lassen, um darin nachzusuchen. Es könnte gleichsam ein väterliches Verfahren heißen. Nur die Bürger würden dadurch allzumahl zu unmündigen Kindern erniedriget, die stets unter der Gewalt eines Vaters oder Vormundes ständen; und es müßte ein unersetzlicher Schaden für Ruhe, Sicherheit und Eigenthum daraus entspringen. Die Unmöglichkeit eines solchen Uebels aus der neuen Prozeßeinrichtung hätten Sie auch noch zeigen müssen, um alle Zweifel zu heben.

Aber mein eigentlicher Gegenstand ist Ihr zweites Fragment, das die Abschaffung der Advokaten oder die Einrichtung mit den Assistenzräthen betrift. Diese Sache hat eine so glänzende, vortheilhafte, und patriotisch wohlthätige Seite, daß es kein Wunder ist, wenn sie Anfangs durchaus gefällt. Aber hernach entstehen doch über manche Punkte dabei Zweifel, wovon ich die meinigen Ihnen nur kurz vorlegen will.

1) Ganz nothwendige Abhaltungen entschuldigen natürlich immer; und entschuldigten auch hier von der persönlichen Erscheinung vor Gericht. Aber, bloße Bequemlichkeit entschuldigte nicht; und Be-

quemlichkeit, dünkt mich, gehört doch auch zu der Freiheit und den Rechten des Bürgers. Es ist doch verzweifelt unbequem, wenn ich in Person selbst vor Gericht kommen muß, zu einer Zeit, da ich einen Posttag oder ein mir höchst nützliches Geschäft, ja auch nur ein angenehmes, abzuwarten habe. Ich bin nicht der Einzige Prozeßführende, und kann also leicht, um eine halbe Stunde vernommen zu werden, den ganzen Vormittag da stehn müssen. Ein Advokat besorgt hingegen dort zugleich mehrere Prozesse, und wartet nicht so unbeschäftigt. Ich verstehe ferner nichts vom Rechte, und will nichts davon verstehn; so wenig wie von Anatomie und Physiologie. Hab ich mir das Bein zerbrochen, fühl ich ein Fieber, so laß ich Arzt und Wundarzt holen, leide den Verband, nehme ihre Pulver und Tinkturen ein, ohne ein wissenschaftliches Wort mit ihnen über meinen Zustand zu reden. Warum darf ich nicht auch solchen Beistand mir halten, wenn Jemand aus einem vermeinten Rechtsgrunde 100 Thaler von mir fordert? — Wenigstens dünkt mich, ist es hart, wenn alle diese Beschwerden (dafür wird sie jeder Bürger mit mir erkennen) auch der Beklagte immer übernehmen muß.

2) Sie sagen mit Recht: du bekömmst auch einen Beistand, den Assistenzrath. — Wie können Sie aber den Umstand dabei übersehn, daß ich ihn mir nicht selbst gewählt habe? Mich dünkt, mein Vergleich mit dem Arzt ist nicht so unpassend. Also

noch

noch einmal! Es wäre Eingriff in die bürgerliche Freiheit, behaupte ich, wenn die Regierung befehlen wollte: ich sollte gerade den und den Arzt, wär' er auch Boerhave und Tissot in Einer Person, bei meiner Krankheit gebrauchen. Nein! Monddoktoren und Pfuscher müssen verjagt werden; Unwissende müssen im Examine, welches ihnen die Erlaubniß zur Praxis verschaffen soll, abgewiesen werden; (und die ähnliche Einrichtung ist ja auch bei Advokaten); aber unter den angesetzten bleibe mir dann die Wahl dessen, zu dem ich Vertrauen fühle! — Und kann es mir denn überall so gleichgültig sein, welchen Mann ich zum Beistand bekomme? Ich muß Ihnen sagen, mein Freund, ich bin etwas hitzig und heftig, und ich werde mich wahrlich wohl hüten, mir einen Mann von gleichem Charakter auszusuchen. Natürlich glaub ich immer, daß ich Recht habe, er kann etwa entgegengesetzter Meinung sein; und so werden wir uns in der ersten Stunde, statt uns mit einander zu verständigen, schon so manche Unannehmlichkeit gesagt haben, daß unsere künftigen Besuche keinen Funken von Herzlichkeit noch Vertraulichkeit haben können. Und einen solchen Mann muß ich mir doch gefallen lassen. Ueberhaupt ist ja nicht gleich die Rede von Ungeschicklichkeit, von Unredlichkeit. Es giebt, wie Sie selbst wissen werden, der Sie gewiß auch schon länger in der Welt gelebt haben, delikatere Fälle, wo ein in manchem Betracht unbedeutender Umstand

höchst wichtig sein kann. Ein vortreflicher thätiger einsichtsvoller Jurist kann über manchen Punkt der Lebensregeln ein wenig leichtsinnig denken. Gerne würde ich ihn wählen, wenn ich Streit mit meinem Pachter habe; aber itzt nur nicht, da durch eine seltsame fast romantische Geschichte die Ehre meiner Tochter in etwas beflekt ist. — Ein Assistenzrath bleibt ferner auch noch immer Mensch. Er kann Anhänglichkeit an Jemand durch Dankbarkeit, durch Hofnung, durch gleiche Denkungsart in religiösem System u. s. w. haben; und dieser Jemand ist gerade der Mann, der mich itzt drükt; und dieser Assistenzrath ist es, der mir itzt vom Gerichte gesetzt wird. Noch einmal, von grober Partellichkeit, von offenbarer Ungerechtigkeit ist nicht die Rede; aber es giebt ja auch feinere Abgötterei nach unserm Katechismus, und mancher geheimen Neigung ist man sich ja selbst kaum bewußt.

3) Auch macht es einen großen Unterschied, ob ich selbst meinen Rechtsbeistand bezahle oder nicht. Ein Gelehrter und ein Künstler ist freilich nicht Schneider oder Schuster; aber wenn jener für mich arbeitet, und für Bezahlung arbeitet, so kann ich doch mehr Geduld, mehr Unverdrossenheit von ihm erwarten, ich selbst kann ihn dreister überlaufen, weil ich meinen Vorsatz weiß (und auch er vielleicht schon aus Erfahrung), daß ich ihn hernach gebührend belohnen will. — Ein Konsulent, der von den Parteien Bezahlung erhält, kann bequem und oft

sehr

sehr reichlich davon leben. Er braucht sich um das Wohlwollen des Gerichts, bei dem er Prozesse führt, nicht so sehr zu bekümmern, als um seiner Parteien Zutrauen. Daher übergiebt er oft Schriften, worin das Verfahren des Gerichts in starken Ausdrükken angegriffen ist. Hat der Bürger Unrecht, wenn er ein ganz anderes Vertrauen zu einem solchen Mann hat, als zu dem, welcher von einem Kollegium abhängt, ja selbst einst Mitglied dieses Kollegiums zu werden gedenkt?

Das große Problem, mein Freund, ist, meiner Meinung nach: eine Einrichtung zu treffen, daß die von den Parteien gewählten und von den Parteien bezahlten Rechtsbeistände (denn solche, glaub' ich nun einmal, müssen zur Sicherheit der bürgerlichen Freiheit durchaus bleiben, man nenne sie übrigens wie man will!) daß diese, sage ich, in volle Würksamkeit zum Guten gesetzt und darinn erhalten, hingegen in ihrer sonst oft genug gewöhnlichen Würksamkeit zum Schaden gehindert werden. Und mich dünkt, daß der itzt getroffene Ausweg so ziemlich das Problem auflöset, da man nämlich die Freiheit hat, um mit Ihren Worten zu reden: "sich statt des Assistenzrathes oder neben demselben einen rechtsverständigen Beistand zu wählen; und in Begleitung desselben (ich meine auch: "durch denselben) vor Gericht zu erscheinen." Diese Einrichtung zeigt allerdings, wie sorgsam auch

Hierin der Chef unſerer Juſtiz iſt, wie Sie ſagen: "die bürgerliche Freiheit nicht ohne Noth einzu "ſchränken."

E. v. B.

6.

Schreiben eines Schleſiers an den Akatholikus Tolerans.

(S. Febr. 1784. S. 180.)

Aeußerſt auffallend war mir die Nachricht in den öffentlichen Blättern von den Provinzialſtädten Bernau, Pyritz, Greifenhagen, Ruppin u. ſ. w., welche den Katholiken zur Feirung ihres Gottesdienſtes die Lutheriſchen Stadtkirchen einräumten; um ſo mehr, da unter ihnen ſo gar ein Wetteifer zu entſtehen ſchien: welche Stadt ſich zuerſt auf dieſer vermeinten höhern Stufe der Aufklärung gezeigt habe? Nun, ſagte ich ſcherzend, werden doch dieſe Kirchen nach zweihundert und mehr Jahren zum erſtenmal wieder Rauchwerk und einen guten Geruch bekommen, und das Umherſpritzen des Weihwaſſers wird dann manche Spinne aus dem ſonſt ruhigen Beſitz ihres Gewebes verjagen. Bewundernd wird das evangeliſchlutheriſche Volk die Zeremonien an-

ſehen,

sehen, wird alles als neu anstaunen; aber so wenig als seine geist- und weltliche Vorsteher wissen, daß sie die Einweihung der Kirche bedeuten, und daß der katholische Geistliche die Kirche so koschert, wie der Jude den Kessel aus der Küche eines Christen, ehe er sich Fische darin sieden kann. Wofern keiner ist, der diesen gutherzigen Toleranten ihre falschen Begriffe aufdekt: so muß die Zeit sie in die Kur nehmen, die ihnen, oder ihren Nachkommen, die Folgen dieser Unvorsichtigkeit empfindlich genug machen kann.

Unerwartet, aber gewünscht, kömmt Ihr wichtiger Aufsatz über die falsche Toleranz einiger Märkischen und Pommerischen Städte in Ansehung der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienst, in dieser Monatsschrift; zwar für diese Städte zu spät, aber zum Glük doch für andere noch zu rechter Zeit, die dadurch von ähnlichem Beginnen zurükgeschrekt werden könnten, wofern nicht, wie ich vermuthe, Einhalt von höherm Orte bereits geschehen ist. Dabei aber wünsche ich doch, daß alle denkende Einwohner der Mark und des Pommerlandes, besonders die Geistlichen, jenen Aufsatz lesen, und alles darin so körnicht und bündig Vorgetragene beherzigen möchten.

„Wer kann, sagen Sie S. 191. alle geheimen „Wege entdekken, und das Dunkel aller Verbin„dungen entschleiern?" So dachte auch wenige Jahre

vor dem siebenjährigen Kriege bei dem Hirtenbriefe des Erzbischofs Trautson in Wien, Doktor Weikhmann in Wittenberg, der davon Anlaß nahm, eine gelehrte Disputation zu schreiben von den feinern Wegen der Römischkatholischen uns Protestanten zu hintergehen; und war gleichsam Prophet von dem nachher erfolgten Kriege, der auf nichts geringers, als auf den Umsturz der Freiheit und der ganzen protestantischen Sache in Deutschland, abzielte. So bittere Kritiken auch Weikhmann anfangs über sich ergehen lassen mußte: so hat doch die Zeit seine Einsichten und Warnungen gerechtfertiget.

Erlauben Sie mir, Ihre allgemeinen Sätze mit ein Paar Beispielen zu erläutern, die, wenn die Berlinische Publicität und Preßfreiheit, wie ich denke, es zuläßt, wohl der Aufmerksamkeit des Publikums werth sind, besonders da vielleicht noch künftigen größern Uebeln vorgebeuget werden kann; — und dabei zugleich die bedenklichen Folgen dieser übel angebrachten Toleranz zu schildern.

Zuerst theile ich Ihnen ein Schreiben so unverändert mit, wie es mein Freund, ein gelehrter Landprediger, der M. L. zu N. in Schlesien den 11. März 1783 an mich geschikt hat; und was er darin klagt, das erfahren mehrere seiner Amtsbrüder, als Prediger an den alten evangelischen Kirchen, nämlich: geheime Wege, in deren Dunkel hier die Fakkel der Geschichte gebracht wird; und können künftig auf ähnliche Art die Städte erfahren, deren geist-

und

und weltliche Vorsteher durch eine übel angebrachte Toleranzübung einen Ruhm gesucht haben, der sich vielleicht bei ihren Nachkomen sehr verdunkeln möchte.

"Wir wurden, schreibt er, bei unsrer letzten Zu"sammenkunft in unsrer Unterredung wegen meines "und der allhiesigen Kirche traurigen Schiksals ge"störet. Es schien Ihnen, theuerster Freund, un"glaublich zu sein, daß ich ein Amt ohne Brodt ha"ben könnte. Allein überlegen Sie, daß ich durch "die Aufhebung des nexus parochialis *) noch über "45 Scheffel an Getraide verlohren habe: so werden "Sie leicht einsehen, daß ich dadurch meines ganzen "Salarii verlustig gegangen bin. Ich würde mich "nie haben entschließen können, zu heirathen, wenn "ich geglaubt hätte, daß es ein möglicher Fall wäre, "daß mir das, worüber ich die allerhöchste königli"che Konfirmation erhalten hatte, könnte abgenom"men werden. Die Gnade und Weisheit unsers "allergnädigsten Landesvaters war mir zu bekannt, "als daß ich nicht hätte denken sollen, ganz gewiß in

*) Die Sache besteht darinn: Ehemals mußten katholische Besitzer so gut zu den evangelischen Kirchen beitragen, als Evangelische zu Katholischen; weil das Onus auf dem fundo haftete, und schon beim Kauf in Anschlag gebracht, und vom Kaufpretio abgerechnet wurde. Das hieß nexus parochialis; und das ist nun aufgehoben. Durch was für Vorstellungen man das ausgewirkt, weiß ich nicht. Aber, was mein Freund erzählt, sind nun die traurigen Folgen für die Evangelischen, denen aber höhere Macht bald steuren kann. Z.

"dem Besitze meines Brodts zu bleiben; zumahl da
"ja das Getraide, welches unser Salarium bei den
"alten Kirchen ist, und welches ich gern gegen 120
"Rthl., welches jedem Geistlichen bei den neuen
"Kirchen ist bewilliget worden, vertauschen wollte,
"in gar keiner Konnexion mit der Konfession stehet,
"sondern als ein Onus auf dem fundo haftet, wel-
"ches die ersten fundatores der Kirche aus freier eig-
"ner Bewegung über sich genommen haben, um den
"Lehrer der Gemeine und ihrer Unterthanen erhal-
"ten zu helfen. Dieses Onus nun ist seit dem auf je-
"dem dominio, Bauergut, Häusern u. s. w. geblie-
"ben, und kein neuer Käufer hat es dürfen mitbe-
"zahlen, sondern muß ihm, als ein Onus, an dem
"Kaufpretio erlassen werden; wie jeder Anschlag bei
"jedem Dominio, und jeder Kaufbrief von jedem Hau-
"se, Bauergut u. s. w. ausweiset, in welchem die
"Dezimen, Hülfsdienste ꝛc. als eine Sache angefüh-
"ret werden, welche sie vertragsmäßig über sich neh-
"men müssen. Ich habe also, so wie alle andere,
"durch die Aufhebung des nexus parochialis mein
"Brodt verlohren, und ist dem Kloster, dem es am
"Kaufpretio (es hat das Oberdominium, auf wel-
"chem das Lehn haftet, erst vor etwa 50 Jahren
"von dem Herrn von S. erkauft) bereits war erlas-
"sen worden, noch einmal geschenket worden. Die-
"ses sah ein hochpreisliches königliches Oberkonsisto-
"rium selbst ein, als das Kloster dem hiesigen Schul-
"meister, der die Kinder der evangelischen Unter-
"tha-

"thanen, so wie ich, jung und alte, unterrichten
"muß, das Brodtgetraide oder Dezem zurükbehielt;
"es ward sogleich allerhöchst befehliget, dasselbe dem
"Schulmeister sogleich wieder zu geben. Ich wollte ja gerne auf den Namen des Dezem renunciren, wenn ich nur Brodt hätte. — Allein noch
"auffallender und noch weit unbegreiflicher schien es
"Ihnen zu sein, als ich Ihnen sagte, daß ich mich
"nebst meinen noch übrigen wenigen evangelischen
"Kirchkindern allhier in dem empfindlichsten Druk
"befände, und die allhiesige evangelische Kirche in
"etlichen Jahren würde müssen wüste stehen bleiben.
"Indeß ist nichts so gewiß als dieses. Seit kurzer
"Zeit sind in der Gemeine von etwa vierzig Wirthen bereits neunzehn katholische Wirthe, vi, clam
"& precario, von dem Kloster in L. als erster Lehnsherrschaft, eingesetzet worden. Erst seit einem Jahre sind drei Stellen durch Vorschuß des Klosters an
"Katholiken verkauft worden, und um zwo andere
"kaufen sie bereits wiederum. So fern ich auch von
"allem Religionshasse lebe, so offenbar ist es, daß
"ein Katholik weit mehr für eine Stelle (wenn auch
"kein opus operatum dabei gedacht wird) geben kann,
"als ein Evangelischer. Seit der Aufhebung des
"nexus parochialis ist der Katholik natürlicherweise
"bedacht, sich lieber an einem Orte anzukaufen, wo
"eine evangelische Parochie ist, um den katholischen
"auszuweichen. Warum? Zu einer katholischen
"müßte er durch Dezem, Fuhr- und Handarbeiten

"bei den Kirchgebäuden konkurriren; bei einer evan-
"gelischen aber ist er von allen dergleichen Auflagen
"frei, und kann also weit mehr geben, als ein Evan-
"gelischer, welcher alle diese Lasten tragen muß.
"Setzen Sie z. B. daß hier ein Bauerngut, wel-
"ches etwa vier Scheffel Dezem giebt, verkauft wird:
"so kann der Katholik gerne hundert auch 150 Rthl.
"mehr geben, weil ihm die Erlassung der Onerum
"reichlich die Interessen darauf wieder bringt. Jetzt
"gerade ereignet sich hier der nämliche Fall. Ein
"Dreschgärtner unter dem Kloster, welcher noch der
"einzige evangelische ist, will verkaufen, um dem
"heimlichen Druk zu entgehen. Er will gerne die
"Stelle einem evangelischen um siebenzig Reichsthä-
"ler verkaufen; allein es fürchtet sich ein jeder. Hin-
"gegen sind viele Katholiken, welche ihm schon
"120 Rthl. geboten haben; welches die Stelle nicht
"werth ist, und kein Evangelischer geben kann.
"Dazu kömmt, daß jeder Evangelischer einsiehet,
"daß, wenn es so fortgeht, es endlich den immer we-
"nigern Evangelischen unmöglich fallen muß, die
"Dienste bei Pfarr- und Schulgebäuden zu bestrei-
"ten. Mithin wird die Last von Jahr zu Jahr für
"die Evangelischen größer, die Einnahme bei der
"Kirche zu ihrer Unterhaltung fällt weg; und sie muß
"endlich, da sie sich doch in jenen gefährlichen Zei-
"ten immer in evangelischen Händen erhalten hat,
"wüste und verlassen stehen bleiben. Glauben Sie
"es also, daß wir Ursache haben, als solche, welche

"wider

"wider die allerhöchste Absicht unsers allergnädigsten "Landesvaters heimlich zu Boden gedrükt werden, "zu seufzen?"

Wer hätte das gedacht, daß die alten evangelischen Kirchen, die sich ehemahls mitten in dem Herzen der herrschenden katholischen Kirche glüklich erhalten haben, unter der Regierung des Preußischen Monarchen, wo jene Herrschaft wegfällt, gewiß aber bisher ohne Wissen und Willen desselben, von den Evangelischen verlassen werden solten! Und das geschähe gewiß, wenn nicht, wie man hoffen kann, beizeiten ein Riegel vorgeschoben wird.

Nun einen Blik auf die Städte geworfen, welche den Katholiken ihre evangelischen Kirchen öfnen! Ist denn nicht bekannt, daß katholische Bürger sich eben so gut ansetzen können, als evangelische? Können diese nicht vermögender und zahlreicher als die evangelischen werden? O! das geht eben so natürlich zu, als es jüdische Kaufleute in größern Städten schon geworden sind; durch Unterstützung von ihren Glaubensgenossen, und wenn auch die Hülfsgelder dazu jenseit der Alpen und der Pyrenäen gesammlet werden sollten. Das steht alles in der Macht solcher seinen Politiker, deren sich nicht wenige unter den katholischen Geistlichen befinden, und denen es so sehr nicht verdacht werden kann, wenn sie sich in ihrem alten so viele Jahrhundert hindurch behaupteten Besitze der Regierung der ganzen christlichen Welt, wo nicht völlig mehr, doch größtentheils

zu erhalten ſuchen. Wer verliert gern alte verjährte Beſitzungen? und wer ſucht nicht das verlohrne wieder? Von den Katholiken haben wir doch alle alte Kirch- und Kloſtergebäude, davon die leztern in Schulen verwandelt ſind. Wie willkommen alſo die Gelegenheit, lutheriſche Kirchgebäude wieder als katholiſche zu gebrauchen! — Wie aber? werden dieſe in der gemeinſchaftlichen Kirche nicht an Sonn- und Feſttagen predigen wollen? werden ſie nicht ihre Maria- und andre kleine Feſttage darin feiren und Meſſen leſen? Man hat ihnen ja einmahl den Gebrauch der Kirche zur Haltung des Gottesdienſtes nach ihrer Art eingeräumt! In andern Städten, wo man nicht ſo freigebig war, behalten doch die Evangeliſchen ihre Kirchgebäude zu ihrem Gebrauch allein, wenn auch bei vermehrter Anzahl der Katholiken, oder Juden, oder andrer Glaubensgenoſſen, die Zahl der Lehrer an Kirchen und Schulen aus Mangel des Unterhalts vermindert werden müßte. Vermehrt ſich die Zahl und das Vermögen der angeſeſſenen katholiſchen Bürger, und ſie wollen ſich eine Kirche bauen: warum würde ihnen das in Pyritz und Greifenhagen nicht eben ſo verſtattet werden können als in Berlin? Warum ſollten ihnen, als Chriſten, nicht ſo gut Kirchen erlaubt werden, als den Juden Tempel oder Synagogen? Den Lutheranern kann das weiter nicht ſchaden, als daß ihre Kirchen und Schulen dann wenigere Lehrer nöthig haben; daß ſtatt ihrer drei an einer Kirche oder

Schu-

Schule zween, oder einer, alles verwalten und doch sein gutes Auskommen haben könnte, wenn dann, wie billig, die Salarien der mehrern einem zufielen. Warum drei Predigten an einem Sonntage, wenn zwo, oder eine, eben dasselbe, und vielleicht noch mehr, ausrichten kann? und wozu mehr als höchstens eine Wochenpredigt, wenn itzt schon die meisten Bänke leer gelassen werden? ... Jedoch, das sind fromme Wünsche, deren Erfüllung wohl noch nicht bei unserm Kirchenwesen zu erwarten ist, so lange die Erhaltung der Geistlichen an Predigen und andere gottesdienstliche Verrichtungen gebunden bleibet.

Ich komme wieder auf das vorige zurük, und von den Städten auf die Dörfer! So wie in kleinen und größern Städten katholische Bürger, Kaufleute, Künstler und Handwerker sich künftig ansetzen können: sollte dergleichen nicht auch auf dem Lande statt finden? Wie? wenn ein reicher katholischer Landwirth königlicher Amtmann, oder adlicher Güterpächter würde? Wenn dieser entweder auf Vorwerken oder neuen Dörfern, katholische Einwohner unter evangelisch-lutherischen ansetzte? Wenn der Amtmann für sich und seine Glaubensverwandte zwar einen Priester halten, aber keine Kirche bauen könnte oder wollte? Wenn nun der lutherische Geistliche um die Gemeinschaft der Kirche angesprochen würde? und wenn dieser, oder seine Superioren, solches verweigerten? wenn man sich dann auf das

Bei-

Beyfall der gesammten Gelehrt beruhe? — Auch nun hier ein Irrer, nur kein Irrthum, sagen wir, wo sich auf die hier obige wichtige Zustand nicht — Beyfalls kann und kann die wesentliche Beschaffenheit, und hier jeder prüfenden Vorsichtigkeit der Religion; sondern nun auch in der That und Wer erleichtert werden die verschiedenen Religionsarten wurden, wie sie in unterschieden wie in jenen Ihren Grunden verbreitet haben; sie mögen nie so reellen, Nationalsitten, Gebräuchen, Vorurtheilen, Lieblingsmeinungen, Systemen, Aberglauben, sie glauben, alle an einen Gott, den Schöpfer und Erhalter; und befinden sich wirklich doch nicht, als bis der gröbsten Irrthümer der Einzelnen sie sie nach den Grundsätzen, wie vielmehr noch wenden, sondern gerade, wie sie jeder einzelne Mensch, Volk und Religionsgesellschaft genau zu erwägen. Man kann ist gar nicht schwer, und in der That wurden die andern der Tempel, zum gemeinen Gut brauch überlegt, den sich andersmenschen, in der Thronen und Reichen genaue Kirchen, Kirchen und Gesellschaften, Bischöfen, Gelehrten, Tempeln, Tempeln und Orden, wegen Grundsätzen von welchen sollen heben, wie in andern den Religionen verschieden, geringen Gründen, die Ihnen lange nicht mehr selbst genügen, wohin und wodurch eine Grunde der ihnen selbst haben, haben, ein Rom am grünen Donnerstage, noch jetzt die

Lehre zugethanen Fürsten, verdammt werden; so lange bei aller Toleranz, selbst in der österreichischen Monarchie, die katholische Religion zwar nicht die alleinherrschende, aber doch noch die alleinseligmachende, genannt wird; so lange, nach ihrer Lehre, ehemahlige katholische, nun lutherische oder reformirte Kirchen, entweihet sind, und neue Einweihung, sie möge auch noch so geheim vorgenommen werden, nöthig ist; so lange sie die nur unterbrochene Ausübung eines auf diese Tempel ihnen zukommenden, unverjährten Rechts lehren und glauben: so lange verträgt sich mit ihrer Lehre nicht die Gefälligkeit der Protestanten, ihnen die Kirchen zum gemeinschaftlichen Gebrauch einzuräumen. Bisher ist diese Lehre weder durch eine Bulle des Papstes, noch durch den Schluß einer Kirchenversammlung, aufgehoben.

Man pflegte ehemahls zu sagen, die römischkatholischen Missionarien disputirten und bekehrten durch alle vier Modos der Syllogismen in der ersten Figur: in Barbara, durch Heirathstiften; in Celarent, durch Verhelung anstößiger Lehrsätze; Darii, durch Geschenke, Gaben und Dienstleistung; und endlich Ferio, durch Gewalt, Feuer und Schwerdt. Der andre Modus kann und wird wohl zu unsern Zeiten noch am meisten genutzt, besonders auch gegen Protestanten, um sie in den Schlaf der süßen Uniontträume zu wiegen; doch auch hin und wieder noch die dritte Art, wozu auch gehört, wenn

sie

ſte Ehrſüchtige zu Macht und höhern Ehrenſtellen verhelfen. Dieſe Methode thut auch ihre gute Dienſte in den Seminarien, deren Sie S. 190. 191. als ein gründlicher Kenner des Geiſtes der Hierarchie erwähnen. *) Nur ein Beiſpiel von mehrern mir

*) Es iſt doch in der That faſt unbegreiflich, wie weit die Sache mit dieſen ſonderbaren Seminarien geht. Nicolai hat im zweiten Bande ſeiner Reiſen, S. 510 von dem nordiſchen Stifte zu Linz, und bei der Gelegenheit von mehrern ſolchen Seminarien geredet. Aber, daß auch zu Schwerin in Meklenburg eine ſolche katholiſche Pflanzſchule ſchon ſeit 50 Jahren iſt, die von Jeſuiten regiert wird, wo man junge Leute aus proteſtantiſchen Ländern, und ſoviel als möglich, Jünglinge aus vornehmen Häuſern, ganz in der Stille katholiſch erzieht: dieſe mitten in einem erzlutheriſchen Lande angelegte kleine Stiftung, die aber ſicherlich von weitausſehendem Endzwek iſt, dieſe kannte ich und wahrſcheinlich mancher meiner Leſer noch nicht. Nicolai redet in ſeinem neulich erſchienenen dritten Bande davon, in den Zuſätzen S. LII. bis LVII. Wer weiß, ob wir nicht bald auch von ähnlichen Einrichtungen im Brandenburgiſchen Nachricht bekommen? Und dieſe Eroberungsſucht, dieſe Begierde, durch verdekte künſtliche Mittel immer mehr Eingang zu bekommen, immer mehr Gemüther zu gewinnen, immer mehr die alleinſeligmachende Kirche zu verbreiten, macht doch einen ſonderbaren Kontraſt mit dem ruhigen Verfahren der Proteſtanten, die alles der eignen Aufklärung, der beſſern Einſicht, und der Reife der Zeit überlaſſen. Auch kann dieſe Eroberungsſucht wohl ſchwerlich Zutrauen erwekken, kann ſchwerlich einſchläfern, wenn die andere Partei von gegenſeitigem Nachgeben und von einem Vereinigungsbündniſſe ſpricht; — oder man müßte denn durchaus ſchlafen wollen. B.

mir bekannten zu der merkwürdigen Stelle S. 191, wo Sie sagen: "ihr (der Exjesuiten) Einfluß wirkt "unter den verschiedensten Gestalten — und bringt "die sonderbarsten Phänomene hervor."

Ich, der ich in einem Lande der herrschenden Römischkatholischen Kirche vor mehr als zwanzig Jahren gelebt habe, und nun in einem andern lebe, wo sie zwar zahlreich, aber nicht die herrschende mehr ist, ich habe ehemahls ein solch sonderbares Phänomen in einer ziemlich großen, freien Handelsstadt gekannt, die ich zwar nicht hier nenne, aber doch das viele von den Einwohnern mir erzeigte Gute nie verkennen werde. Der ansehnliche Magistrat dieser Stadt, in welchem die Hälfte der Glieder Römisch-katholische sein sollten, hatte damahls an seiner Spitze einen Evangelischlutherischen, der dem Pabst in den Schooß geschworen hatte, das heißt: er war ein solcher, welcher heimlich gelobt hatte, niemals gegen das Interesse der Katholiken, besonders aber der Jesuiten zu sein, die in derselben Stadt ein Kollegium und eine zahlreiche Schule hatten, und wo das ehemahls berühmte Lutherische Gymnasium ihnen ein Stein des Anstoßes war. Dafür hatten sie ihn jung bald alle Stuffen der Ehren in seiner Vaterstadt hindurch bis zur höchsten empor gehoben, und zwar durch mächtige Einflüsse des die Stadt protegirenden Hofes. Dafür versprachen und leisteten sie ihm allen Beistand von Seiten des Hofes und der Großen des Landes. Er

war ein Mann von großen Talenten und Studien, der unter den Jesuiten gewiß eine wichtige Rolle gespielt, und sich bald zum General empor geschwungen haben würde, deren Ordensaufhebung er aber noch mehrere Jahre überlebte; ein großer Geist, der auch selbst die feinsten Köpfe der Jesuiten weit übersah, der sie zufrieden stellte, ohne ihre Wünsche ganz zu befriedigen, und ohne Nachtheil des damahls noch blühenden Gewerbstandes; ein Redner, wie itzt Fox in London. Ich endige mit dem Schleier, den ich über das ziehe, was er für die Gunst der Jesuiten ihnen wiederum zu Gefallen gethan; alles so fein und mit so scheinbaren Gründen, daß feinere Nasen erfodert wurden davon Witterung zu haben, als damals im Rathhause befindlich waren.

Sonst leben wir hier zu Lande, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Herrenhuther, verträglich untereinander, und üben alle eigentlich guten Werke der Menschenliebe, selbst gegen die Klöster, aus. Die Franziskaner und andre Bettelmönche bekennen selbst, daß sie von den Evangelischen mehr Gaben einsammlen, als von ihren Glaubensgenossen, und freuen sich herzlich, daß sie unter Preußischem Zepter vor den Verwandlungen ihrer Ordensverwandten in Oesterreichischen Staaten sicher leben; und ihre Lobesposaune dringt bis in die Ohren und Herzen der benachbarten Bewohner.

Geschr. d. 19. März 1784.

7.

Anhang zu dem voranstehenden Schreiben.

Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, hier eine bloß historische aktenmäßige Nachricht von der nähern Veranlassung des in mehrern Märkischen und Pommerschen Städten den Katholiken verwilligten Mitgebrauchs der protestantischen Kirchen zu lesen. Die Sache kam überall durch die in diesen Städten in Garnison liegenden Regimenter in Anregung, unter denen sich zum Theil eine große Anzahl Katholiken befanden. (z. B. über 600 bei dem von Zitzewitzischen Regiment in Brandenburg.) Diese haben keinen eignen Geistlichen, sondern die katholischen Geistlichen in Berlin bereisen die Regimenter, und verrichten wenigstens zweimal im Jahr den Gottesdienst bei ihren Glaubensverwandten. Dazu waren bisher in den meisten Städten Zimmer auf dem Rathhause, in einigen auch Zimmer in Privathäusern (wie zu Bernau in einem Gasthofe) gebraucht worden. Diese Einrichtung fanden die Geistlichen theils unbequem, theils anstößig, weil die öffentlichen Zimmer auf dem Rathhause bei andern Gelegenheiten privilegirten Komödianten, Gaukelspielern u. s. w. Preis gegeben würden. Auf ihre Vorstellung traten daher die Chefs der Garnisonen mit den Magistraten oder dem geistlichen Ministerium des Orts in Unterhandlung wegen der Verwilligung der lutherischen Kirchen. Die Magistrate waren überall geneigt dazu, sie fragten beim Ober-

konsistorium an, das ihnen überall nur unter der Bedingung die Verwilligung ihrer Kirchen zum katholischen Gottesdienst gestattete, wenn die Bürgerschaft damit zufrieden wäre. In den meisten Städten wurden den katholischen Geistlichen einige Bedingungen vorgeschrieben, besonders die: daß die Abwartung des protestantischen Gottesdienstes auf keine Weise gehindert würde, folglich der katholische Gottesdienst nur in solche Tage und Stunden fallen müßte, wo die Kirche nicht schon von den Protestanten zum Gottesdienst oder zu Ministerialhandlungen gebraucht würde.

Die Stadt Ruppin war unter allen die erste, die diese Toleranz gegen die Katholiken übte. Doch theilte sie mit ihnen keine ihrer Hauptkirchen, sondern überließ ihnen bloß eine Hospitalkirche, in der ohnedies nur alle Vierteljahr einmal Gottesdienst gehalten wird, und die auch schon oft zur Niederlage von Mehl für die Garnison gedient hatte. Es gereicht übrigens dieser Stadt zur Ehre, daß dieß anfänglich ohne vieles Geräusch und ohne selbstgefällige posaunende Verkündigung in den Zeitungen geschah; obwohl sie doch nachher, da Bernau in den Zeitungen als das erste Muster einer solchen Toleranz mit lautem Wiederhall gepriesen ward, auf diesen angemaßten Ruhm eifersüchtig ward, und ihre Prioritätsrechte ebenfalls in öffentlichen Zeitungen geltend machte. Denn würklich hatte sie bereits am Ende des Jahrs 1781 die Bahn gebrochen.

In

In Bernau kam die Sache erst im Julius 1783 in Anregung, nachdem der Herr Pater Bernhard Schornstein, zweiter katholischer Prediger in Berlin, den dasigen Herrn Archidiakonus Calov sondirt hatte, ob er tolerant genug sei, ihm zu erlauben, daß er seinen Gottesdienst in der lutherischen Kirche halten dürfe. Magistrat und Bürgerschaft ließen es sich, da ihre Geistlichkeit nichts dagegen hatte, ebenfalls gefallen. Aber warum mußte nun diese Toleranz unter Pauken- und Trompetenschall in den Zeitungen vor dem ganzen deutschen Publikum ausgerufen, und als Morgendämmerung von wer weiß was für herrlichen Zeiten verkündigt werden? Das schmetternde Lob hallte weit umher. Andre Städte horchten hoch auf, und wurden ebenfalls nach dem Lorbeer begierig, den Bernau davon getragen. Das Beispiel dieser Stadt würkte schnell wie ein elektrischer Schlag von Stadt zu Stadt, und nun ließ eine nach der andern in öffentlichen Blättern sich duftenden Weihrauch streuen.

Treuenbriezen, Gardelegen, Neustadt-Eberswalde, Brandenburg, Stendal, und in Pommern Pyriz, Greifenberg, Stargard u. s. w. folgten dem einmal gegebnen und mit so lautem Beifall aufgenommenen Exempel.

In Brandenburg fand die Sache anfänglich Schwierigkeiten. Wenigstens mußte man von dem anfänglichen Vorhaben, den Katholischen die Pauluskirche in der Neustadt einzuräumen abstehen,

weil die auf Befehl des Oberkonsistoriums befragte Bürgerschaft dagegen aus dem allerdings triftigen Grund protestirte: daß des Gottesdienstes in dieser Kirche zuviel sei, da sie bereits für 3 Gemeinen, die lutherische Stadt- und Garnisongemeine und ausserdem für die Reformirten gebraucht werde; auch daure der katholische Gottesdienst immer drei Tage hintereinander, und so lange cessire der protestantische Gottesdienst in dieser Kirche nie. Es kam nachher die in der Altstadt gelegne Johanniskirche in Vorschlag, und der Mitgebrauch derselben ward bewilligt.

In Neustadt-Eberswalde wurden folgende Bedingungen festgesetzt:

1) Daß sich der katholische Geistliche niemals anmaße, einige Jura parochialia daselbst auszuüben.

2) Daß von Seiten E. hochlöbl. Garnison dem jedesmaligen Inspektor oder bei etwaniger Vakanz dem dessen Stelle vertretenden Geistlichen von der Ankunft des katholischen Geistlichen, sobald er solche meldet, Nachricht gegeben werde.

3) Daß dieser sich alsdann gefallen lasse, den Gottesdienst zu der Zeit anzusetzen und zu halten, welche der Inspektor oder dessen Vikarius bestimmen wird, damit mit den Lutheranern keine Kollisionen entstehen.

4) Noch besonders, daß von dieser den Katholischen verstatteten Ausübung ihres Gottesdienstes in der lutheelschen Kirche, nichts in öffentlichen

Blät-

Blättern bekannt gemacht werde, wie es von einigen andern Orten geschehen. — Diese letzte Bedingung ist allerdings auffallend. War dieß ausdrükliche Verbot der öffentlichen Bekanntmachung, Bescheidenheit, oder war es Stolz, um nicht für bloße Nachahmer gehalten zu werden, oder vielleicht gar ein geheimes dunkles Gefühl, daß diese Toleranz vielleicht nicht ganz rechter Art sei?

In Stargard, wo den Katholiken die seit 30 Jahren nicht gebrauchte Jobst Kapelle gegen einen Kanon von 6 Rthl. jährlich eingeräumt worden, ist ausdrüklich festgesetzt: daß, wenn die Protestanten etwa wegen Anwachs der Gemeine für nöthig fänden, selbst in dieser Kapelle Gottesdienst zu halten, solche von den Katholiken sogleich zurükgegeben werden solle.

In Stendal wurden unter andern auch folgende Bedingungen festgesetzt:

1) "Es wird der katholischen Gemeine die Kirche (im St. Annenkloster) mit Ausnahme des Chors eingeräumet, und muß also weder itzt noch auf alle künftige Zeiten ein Anspruch an dies Chor gemacht werden.

2) Es wird erlaubt, von der Sakristei, Kanzel und Altar Gebrauch zu machen, jedoch ohne etwas zu ändern.

3) Der Gebrauch der Thurmglokke kann nicht bewilligt werden.

4) Es wird kein andrer Eingang in die Kirche bewilligt, als die große Kirchenthüre u. s. w.

In dem bei dieser Gelegenheit auf die Anfrage des Stendalschen Generalsuperintendenten Silberschlag ergangenen Reskript des geistlichen Departements wird die Verstattung des Mitgebrauchs der Kirche nur "unter ausdrücklicher Ausschließung alles izt und künftig anmaßlichen Eigenthums an der Kirche" bewilligt, und dem Oberkonsistorium zugleich aufgetragen: "auf Vorbeugung aller etwa sich einschleichenden Misbräuche in diesem und ähnlichen Fällen genau zu invigiliren."

Die Weisheit und Nothwendigkeit eines solchen Reskripts wird niemand bezweifeln, der nur etwas mit dem Geist der katholischen Kirche bekannt ist, wenn er übrigens auch die Besorgnisse des Akatholikus Tolerans (im Febr.) und des Verfassers des voranstehenden Briefs zu ängstlich finden sollte.

G.

8.

Ueber Berlin.

Von einem Fremden.

(Fortsetzung; siehe Mai S. 463.)

Siebzehnter Brief.

Man glaubt bei uns, wie Sie wissen, daß hier vorzüglich die französische Litteratur geschätzt wird. Aber so ist es nicht. Freilich giebt es hier viele, die mit wahrer Kenntniß der Sache die großen Schriftsteller achten, und aufs fleißigste lesen und nutzen, welche das Land jenseit des Rheins hervorgebracht hat. Ueberhaupt ist eine ausgebreitete, und oft bis ganz ins Kleine gehende Kenntniß auswärtiger Litteratur hier anzutreffen. Fremdes Verdienst zu ehren ist die bekannte Gerechtigkeitstugend Deutschlandes, welches nur fast in den Fehler der zu großen Gerechtigkeitsliebe verfällt, wovor Klopstock und schon Salomo warnt. *) Im nördlichen Deutschland, wo der eiserne Fleiß und das gründliche Studiren unsrer Großväter sich noch itzt erhält, sind Männer, die sechs und mehr lebende Sprachen außer den gelehrten alten verstehen, in der That so gewöhnlich, daß man gar kein Wunder daraus

*) „Sei nicht allzugerecht!“ Klopstocks Oden drittes Buch, die Ode: mein Vaterland. Und Prediger Salomo Kap. 7. Vers 17. B.

macht, und sie selbst auch es nicht als etwas besonderes ansehen. Dergleichen giebt es denn hier auch viele, unter den eigentlichen Gelehrten und unter Männern von allen Klassen. So finden Sie hier bei manchem große Kenntnisse von auswärtigen Ländern in Absicht des politischen und litterarischen Zustandes, die bei ihm durch Sprachkenntniß, Lektüre, eigne Bibliothek, zuweilen auch Reisen und Korrespondenz gebildet sind. Natürlich ist ein solcher Mann unparteiisch genug, das viele vortrefliche jener edlen französischen Schriftsteller zu rühmen, auch wol patriotisch genug, frei und laut, um Nacheiferung zu erwekken, ihren Vorzug vor uns einzugestehn: — daß sie nehmlich eine bessere Konversationssprache haben, besser die Würkung ihrer poetischen Werke für ihre Zeitgenossen berechnen, besser den Ton zu treffen wissen, der vom Throne bis zur Hütte gefällt, und von Kamschatka bis Peru gern gelesen wird.

Wiederum giebt es andere, und nicht bloß Kammerherrn und Hoffräulein, die nichts, als was über den Rhein herkömmt, für der Rede werth halten. Jene unsterblichen Schriftsteller Frankreichs kennen sie nicht einmal dem Namen nach, wären auch nicht im Stande, das geringste davon zu verstehen. Aber der Jargon, der im letzten Monat am französischen Hofe gesprochen ward, und die Mode, die in Paris nach den neuesten Briefen herrschte, und die Sachen, die ein Künstler, der einmal selbst für die

Kam-

Kammerfrau der Königinn dort gearbeitet hat, verfertiget: alles das sind Sachen, die mit dem heissesten Hunger verschlungen werden. Durch ihre mit Fleiß verderbte Aussprache wollen sie sich gern zu Franzosen lügen, nur daß ihr schlechtes Französisches sie stets wieder Lügen straft. Was würden sie nicht darum geben, in der Atmosphäre des Louvre geboren zu sein! Von ihrem Vaterlande kennen sie nichts. Die vortreflichen Arbeiten hiesiger Künstler kaufen sie nur, wenn ein Jude sie für theure und wol gar kontrebande Pariser Waare ausgiebt. Sie können den Namen keines deutschen Dichters aussprechen; und wenn sie einst von ungefähr ihr Auge auf ein deutsches Liedchen werfen, so denken sie wol gar beim Roß an die Rose, oder ärgern sich über den unhöflichen Dichter, der seine Geliebte ein Mädchen nennt. Diese Bastardbrut deutscher Nation, die an allen kleinen Höfen unseres Vaterlandes, und fast ja auch in den kleinsten Städtchen wimmelt, die uns, guter R***, so manches bittre Lächeln ablokte, diese ist denn auch freilich hier, obgleich nicht so zahlreich, noch weniger so geehrt, als bei uns.

Sonst ist man, im Ganzen, hier nicht französisch. Ich habe fast noch nirgends, weder in Deutschland noch in England, mit solcher Stärke und zugleich solcher Gründlichkeit gegen die Franzosen reden hören, als hier laut und öffentlich selbst an den Tischen der Großen geschieht. Gegen die Kraftlosigkeit und Armuth ihrer Sprache, die Aengstlich-

keit ihrer Grammatik, die Dürftigkeit ihrer erhabenen Poesie; dann gegen den Leichtsinn der Nation, die kindische Eitelkeit, sich die erste Nation, und ihre Sprache die vortreflichste zu nennen, die lächerliche Allprätension, die unwissende Verachtung anderer Völker, die Niederträchtigkeit, womit Gelehrten und Philosophen den Despotismus befördern, die Ruchlosigkeit, die in Schriften herrscht, welche selbst Kindern in die Hände gegeben werden, die schändlichen Auswüchse, worauf ihre Deklamationsphilosophie verfallen ist, u. s. w. Die angesehensten Männer hier sprechen mit jedem Fremden, von dem zu vermuthen ist, daß er Deutsch versteht, deutsch; die bekannten Nothfälle ausgenommen. Buchhändler, die bloß mit französischen Büchern handeln, sind hier wenig, und haben geringen Absatz. Ein Franzose zu sein, giebt bei den besten Menschen hier ganz und gar keinen Anspruch auf vorzügliche Achtung. Die fliegenden Blätter, die von Schmierern dieser Nation geschrieben werden, erfahren eben die Verachtung, als die ephemeren Schriftchen ihrer deutschen Konfratern. Das französische Schauspiel konnte sich, ungeachtet der Unterstützung des Königs von mehr als 10,000 Thalern jährlich, nicht erhalten; da das deutsche doch immer noch fort vegetirt, ungeachtet keiner solchen Unterstützung, und ungeachtet seiner innern Schlechtheit. — Und doch ist die Anzahl der Franzosen hier beträchtlich, wenig-

nigstens 5 bis 6000, und vermehrt *) sich noch täglich; und doch ist der König der französischen Litteratur so viel geneigter als der Deutschen!

Ueber das letztere muß ich Ihnen ausführlicher schreiben. Ich frage Sie, und werde den enthusiastischsten Deutschen fragen: was war denn unsere Litteratur vor dem Jahre 1740? Was hatten wir damals für hinreißende Schriftsteller an Materie und Form für einen jungen feurigen Geist? Und wie waren die damaligen deutschen Gelehrten selbst beschaffen? Was waren dagegen nicht damals französische Schriftsteller und Gelehrte? Und man kann sich noch wundern, daß ein Prinz, der sich stark genug fühlte, sich selbst zu bilden, diese jenen vorzog! Daß er dies letztere that, war eben so natürlich, als daß er hernach, da wichtigere Geschäfte ihn abriefen, da er durch unsterbliche Thaten sich

*) Hier irrt sich der Verf. Die Zahl der Franzosen hier vermehrt sich in der That nicht, sondern nimmt zusehends ab. Vielleicht machen die Schweizer und Deutsche, die sich der Kolonie einverleiben lassen, ¼, wo nicht ⅓ der französischen Kolonie in Berlin aus. In den Provinzen verstehen die wenigsten Kolonisten mehr Französisch, und die Kinder, wenn sie zum Abendmahl gehn sollen, müssen im Französischen nothdürftig unterrichtet werden, um den Katechismus zu verstehen. Die ganze sogenannte französische Kolonie im ganzen Lande, die eingepfarrten Deutschen und Schweizer mitgerechnet, beträgt nicht viel über 12000 Seelen.
A. d. H.

sich in das Jahrbuch der Ewigkeit einschrieb, nicht den Versuchen seiner Landsleute zusah, wodurch sie in andern Sphären auch unsterblichen Geist zeigten; und daß er, wenn mitten unter den großen gefahrvollen Begebenheiten sein heiterer freier Geist sich nach Wissenschaft und Poesie sehnte, er die ihm bekanntere französische Sprache ergrif, und seine erhabnen Gedanken darin auszudrükken strebte. Eben so natürlich, als daß er nun ein mit Recht gefaßtes, mit Liebe genährtes, und so viele Jahre hindurch gehegtes günstiges Vorurtheil nicht ganz ablegen kann. Den Franzosen hat er zugesehn; und er weiß es sehr wohl, sagt es auch selbst, daß sie gesunken sind. Den Deutschen konnte er nicht so zusehn; und vermuthet, daß sie noch nicht so hoch stehn, als er seine Landesleute zu sehen wünscht. Dieser Wunsch ist in den Lettres sur la litterature allemande durchaus offenbar. Daß er deutsche Litteratur nicht durchaus verachtet, zeigt sein mehrmal gezeigtes Interesse um den Zustand derselben, seine Unterredung mit deutschen Gelehrten, seine Befehle, die Prinzen ja ihre Muttersprache gründlich zu lehren, u. s. w. — Ich frage Sie ferner, aber nur Ihnen möchte ich diese Frage thun, der Sie von meinem Patriotismus überzeugt sind: Was haben wir denn selbst itzt für große Schriftsteller im Fach der Geschichte? im Fach der Politik? für angenehme Uebersetzungen der Alten? —— Alles dies hat mancher jüngere Barde nicht bedacht, der im Grunde

doch

doch bloß das übel nimmt, daß der König von Preussen Voltairen und Algarotti Pensionen gab, und ihm keine giebt. Ich glaube: der Ursache nachzuspüren, die einen großen Geist zu einer sonderbaren Meinung gebracht hat, kann allein lehrreich sein.

"Aber diese sonderbare Meinung, so gründlich "sich auch ihre Veranlassung erklären, und sie sich "daher entschuldigen läßt, diese Meinung ist denn "doch itzt offenbar unrecht!" — Das ist sie freilich; und wie sehr sie es sein muß, ist mir hier erst recht deutlich geworden. Die Deutschen sind Nachahmer, übertriebene Verehrer des Ausländischen, vorzüglich des Französischen. Hier sah man das Französische oft in seinem besten Glanze, weil große und vortrefliche Köpfe dieser Nation hieher gerufen wurden. Hier gab der König den Ton für die Franzosen an; der König, der immer allgemein bewundert, fast angebetet worden ist, der den unglaublichsten Einfluß auf die Urtheile seiner Zeitgenossen gehabt hat, und noch hat, nach dem man in Geschmack, Künsten u. s. w. sich so gern und so willig bildete. Und dennoch hat es hier mit der allgemeinen Achtung der Franzosen und des Französischen nie recht fort gewollt. Es muß also doch an der Sache selbst liegen. Man muß gefühlt haben: daß Deutsch uns Deutschen besser anstünde, daß die gallischen Schriftsteller uns allein nicht befriedigen könnten, daß es Stufen der Vollkommenheit gäbe, wohin

diese

diese nie gestiegen wären, und wohin uns unsre Landsleute zu heben vermöchten. — Aber auf der andern Seite: daß man dieß fühlte, daß man dem lokkenden Beispiel des Königs widerstand, daß man seinen Behauptungen hierin widersprach; meinen Sie nicht, daß auch dieß eine glükliche Wirkung für die hiesige Nation gehabt habe? Fast allenthalben haben Könige oder Minister Einfluß auf die Nationallitteratur gehabt; sie leiteten dieselbe, und jeder Schriftsteller nahm Rükſicht auf sie. Nicht so hier, wo man vielmehr weiß, daß der König fast kein deutsches Buch liest. Nicht bloß die Litteratur bildete sich freier, sondern auch der ganze Geist des Volkes selbst, der nun keine Untrüglichkeit mehr an seinem Beherrscher wähnt.

Wenn man überhaupt noch das Vorurtheil hegt, welches einige Schriftsteller aus guten Gründen unterhalten, daß die Litteratur nicht empor kommen könne, wenn die Fürsten nicht Belohnungen und große Gehalte den Dienern der Wissenschaften angedeihen ließen; dann braucht man nur einen Blik auf Berlin zu werfen, um das für ein Vorurtheil zu erkennen. Wo? und unter welchem Könige hier? haben sich mehr treffliche Köpfe theils gebildet, theils aus der Fremde versammlet, als hier, wo sie keine Unterstützung fanden? Aber lebt denn die Litteratur vom Brodte allein? und giebt es nicht vielmehr ganz andere Erfordernisse zur Emporbringung der aufgeklärten Denkungsart und der Wissenschaften,

als baare Bezahlung? Ein freier thätiger Sinn, der in der Nation verbreitet ist, unde spotische Grundsätze, die die Regierung befolgt, große Thaten, die Phantasie und Herz beschäftigen, und andere solche Umstände, wekken zu großen Empfindungen und Gesinnungen. Und wo die sind, da wird Dichtergeist und Schriftstellertalent schon rege werden, wenn auch kein besungner Minister Pensionen giebt, kein Gelehrter einen Titel bekömmt, und keine Akademie gestiftet ist.

Von den hiesigen französischen Gelehrten kenne ich keinen persönlich. Man sagt von einigen, daß sie die parteiische Erhebung ihrer Litteratur über die unsrige sehr weit trieben; daß sie jedes nachtheilige Urtheil über ihre Sprache, welches doch aufgeklärte Franzosen selbst schon oft gefället haben, wenn es ein Deutscher sagt, für Lästerung ausgeben, die nur daher käme, weil der Deutsche ihre Sprache nicht recht verstände; und daß demohngeachtet diese Herren selbst ihr Französisch sehr unfranzösisch sprächen und schrieben. Von andern sagt man, daß sie, ob sie gleich ein Dutzend Jahre in Deutschland und von deutschem Brodte gelebt haben, sich doch nie um die deutsche Spräche und Litteratur bekümmert hätten. Diese Art Undank, vermischt mit Trägheit und Eitelkeit, kann ich mir aber kaum vorstellen. Wäre ich ein Paar Jahre in Grönland, ich würde mich um das dortige Menschenvolk und ihr Wissen und Treiben bekümmern, und schriebe Ihnen denn

Briefe

Briefe über Grönland, wie izt von und über Berlin. Daß ein Gelehrter gar nicht einmal Lust hätte, nachzusehen, wie die Geisteskraft eines andern Volkes beschaffen sei, scheint mir unglaublich; wenigstens dienten diese Herren nicht zu gelehrten Begleitern auf einer Weltumseglungsreise. Die hiesige Akademie, die dem größten Theile nach aus eigentlichen Franzosen, französischen Schweizern und Italiänern besteht, diese, sagt man, hätte manche sehr vortreffliche Mitglieder, die auch hin und wieder einzeln ihre Talente zum Besten der Wissenschaft zeigten. Allein als Akademisten brächten sie nichts wichtiges hervor; die Akademie als Akademie hätte noch kein großes Werk, wozu eben solche vereinte Kräfte gehörten, geliefert. Die Vorlesungen, wie die Memoires auszeigen, sind französisch; und man will doch gefunden haben, daß die erste Idee bei ihrer Stiftung vorzüglich auf die Geschichte und Kultur der deutschen Sprache gerichtet gewesen sei — u. s. w. — —

9.

Nachtrag zu der Nachricht von christlichen Bakchanalien in der Christnacht.

(S. Jan. 1784. S. 56.)

Bielefeld den 26. April 1784.

Eben erhalte ich von meinem Buchhändler das erste disjährige Stük der Berlinischen Monatsschrift, und finde darin eine Anfrage an den ungenannten Zellerfelder, die christlichen Bakchanalien in der Christnacht betreffend, welche ein Aufsatz in des Hrn. M. Fabri geogr. Magazin veranlaßt hat. Der Verfasser dieses letztern Aufsatzes behauptet, seine Nachricht aus einer Erzählung von mir zu haben. Dies kann sein, wiewol ich den Mann nicht kenne; denn es haben mich, wie ich Rektor zu Zellerfelde war, mehrere Reisende besucht, und ich habe diese mir sehr auffallende Sache allen erzählt, weil ich glaubte: vielleicht rügt es einer oder der andere öffentlich, und veranlaßt dadurch die Aufmerksamkeit der Konsistorien zu Hannover und Braunschweig, daß diese ein solches heidnisches Skandal fortschaffen. Herr E, denn so unterschreibt sich der Verfasser des Aufsatzes in der Berl. Monatsschrift, sagt, die Sache käme ihm unglaublich vor, und wünscht nähere

Nachrichten. Dieses veranlaßt mich itzt, Ew. — folgendes über diese nun einmal rege gewordene Sache zu schreiben, und Sie zu bitten, davon in Ihrer Monatsschrift Gebrauch zu machen. Ich verbürge Ihnen für die vollkommenste Wahrheit, und daß gar nichts, auch nicht das allergeringste, übertrieben ist, meine ganze Ehre.

Erstlich versichere ich Ew.: — daß alles was im Fabrischen Magazin von diesen christlichen Bakchanalien steht, und wovon der Reisende versichert, daß ichs ihm erzählt habe, vollkommen wahr, und ohne alle Uebertreibung von ihm erzählt ist. Es ist eher noch zu schwach, als zu stark beschrieben; denn wer kein Augenzeuge dieser Zellerfeldischen Christfeier gewesen ist, kann es nicht stark genug denken, noch weniger beschreiben. Mir selbst ist alles da erzählte wirklich so wiederfahren. Und was es auf meine Sele wirkte, das bin ich nicht im Stande, zu beschreiben. Ich war damals ein feuriger junger Mann von 23 Jahren, wie ich diese bakchanalische Christfeier sah und hörte. Ich hatte eine sehr religiöse Erziehung gehabt, und meinem Herzen waren dadurch die bleibendsten Eindrükke für die Religion eingeprägt worden. Ich dachte damals gar noch nicht, daß es so verderbte Gesinnungen der Menschen geben könne, als ich nachher, durch viele traurige Erfahrungen belehrt, glauben mußte. Nun sah ich diese Scene der Hölle; denn es kann in Goß-

lar

lar schwerlich höllischer zugegangen sein, als der Teufel das bekannte hunc diem ego cruentum feci in eigner Person in der Kirche gebrüllt haben soll. Bei diesen christlichen Bakchanalien konnte ich mir die ehemaligen Griechischen recht natürlich vorstellen; ja ich mögte fast behaupten, daß es bei jenen Orgien und Aphrodisien noch züchtiger und ehrbarer zugegangen sein mag, als in dieser christlichen Kirche.

Weil ich den Nachmittag wieder predigen mußte, da das Diakonat damals noch vakant, und Ziehen sehr krank war, so hielt ichs für Pflicht, gleich auf frischer That gegen diesen wahrhaftig heidnischen Greuel zu predigen; denn ich schämte mich, daß ich vor solchen Bakchanten wieder als ein christlicher Prediger auftreten sollte. Ich änderte daher den Aufsatz zur Nachmittagspredigt, so gut ichs in der kurzen Zwischenzeit, und in der damaligen Gemütslage konnte. Als ich diese Predigt des Nachmittags hielt, war die Kirche ungewönlich voll; dis konnte nicht daher kommen, daß man dieses wuste; denn ich hatte es Niemand gesagt. (Bei Ziehens sehr langen, und sehr langweiligen Predigten, da er immer 1½ Stunden predigte, war sie gewöhnlich außerordentlich leer, und kaum so viel Leute gegenwärtig, daß gesungen werden konnte. Beim Wochengottesdienst hat er sie oft ganz leer gefunden, und mit dem Oppermann (Küster) allein Gottesdienst halten müssen, woraus er sich aber ganz und

gar nichts machte.) Es war auch die größte Stille und Aufmerksamkeit, weil ich auf eine ganz ungewöhnliche Art Bußlieder statt der Weihnachtslieder singen ließ. Als ich auf die Kanzel trat, zogen die Rathsglieder die Gardinen vor ihrem Stuhl dicht zu. Die Kirche stank noch wie eine Branntweinsbrennerei; und da mir der Branntweinsgeruch stets von Natur zuwider gewesen ist, so kostete es mir sehr viel Mühe und Anstrengung auf der Kanzel auszuhalten.

Gegen Abend noch an demselben Tage kam ein Bergmann mit seinem Sohn zu mir ins Haus, in der Absicht, daß dieser, der auch ein junger Bergmann war, mich um Vergebung bitten sollte, daß er die Nacht mit unter den Bakchanten gewesen sei, und sich auch mit besoffen gehabt hätte; er sei dazu verführt worden, und es sei ihm herzlich leid, ich mögte doch für ihn beten, daß ihn Gott deswegen nicht strafe. Noch einige Weibsleute kamen auch, und bekannten mir ihre schändliche Aufführung in der Frühmesse, und daß sie dazu verführt worden wären, und bezeigten sich gleichfalls sehr reuig. Die eingebildeten Vornehmen machten mich wegen dieser Predigt zum Lieblingsgegenstande ihrer Lästerungen, und vom Pöbel mußte ich nachher genug leiden. Ich zeigte dem Braunschweiglschen Vizeberghauptmann von Praun, der damals das Direktorium hatte, diese offenbare Gottesschändung an, und erhielt zur Antwort, daß ich freilich Recht habe, er

selbst

ſelbſt wünſche dieſes zu vernichten, und den Unfug abzuſtellen, allein er wiſſe nicht, wie ers anfangen ſolle. Ich zeigte es auch Ziehen an, wie er wieder hergeſtellt war. Der hielt mir eine derbe Strafpredigt, daß ich als Rektor mich unterſtanden eine öffentliche Strafpredigt zu halten, welches mir nicht zukäme; ſagte, es ſei immer ſo geweſen, und ich würde mir viel Feinde machen, da ich die Predigt dagegen gehalten, es lieſſe ſich das Volk dergleichen nicht abbringen, da es von den übrigen Bergſtädten die ganze Nacht durch nach Zellerfelde zur Frühmeſſe ginge. Es ſei ein Vermächtniß, wovon die Predigt bezahlt würde, auch der Oppermann, der Kantor, der Muſikant ꝛc. bekämen davon, daher lieſſe ſichs nicht abſtellen, man müſſe darüber hinſehen ꝛc. Es ſind dieſes faſt ipſiſſima verba des verſtorbenen Ziehens; denn mir iſt die Sache noch ſo gegenwärtig, als ob ſie heute geſchehen wäre, und wäre ich ein Chodowiecky, ſo glaubte ich im Stande zu ſein, noch die ganze Bakchantengruppe recht nach der Natur zu zeichnen, ſo wie ich ſie damals geſehen habe.

Man ſuchte damals das Diakonat einzuziehen, oder vielmehr nur einen Theil der Einkünfte deſſelben; dis konnte nicht anders geſchehen, als wenn der Rektor zugleich Kollaborator des Superintendenten würde. Daher trug mir zu verſchiedenen malen der Herr Vizeberghauptmann von Praun dieſe Kol-

laboratur mit einer Zulage von 100 Rthlr. an. Ich hatte solche bis dahin noch nicht ganz ausgeschlagen; aber dieses christliche Bakchusfest bestimmte mich unerschütterlich, an einem solchen Orte niemals Lehrer der Religion zu werden, und ich würde auch die Superintendentur selbst nicht genommen haben, wenn man sie mir geboten hätte, ob ich gleich über meine, und jedes Menschen Kräfte bei der Schule arbeiten muste, da ich Rektor, Konrektor, Subkonrektor, kurz alles allein war. Der Superintendent Ziehen drang auch mehrmals sehr in mich, dieses Anerbieten des Hrn. Vizebergbauptmanns anzunehmen, aber ich blieb unbeweglich, es nicht zu thun. Nun wurde auch Ziehen mein Feind, weil sein Interesse sehr dabei verlor, wenn das Diakonat besetzt wurde, und dis war unvermeidlich, wenn ich bei meiner Weigerung blieb.

Für mich hatte diese Predigt, worin ich das Palladium des vornehmen und niedrigen Pöbels, ich meine die Bakchanterei, bestürmt hatte, viele verdrießliche Folgen. Man that mir allen nur ersinnlichen Tort an, und verbitterte mir mein Leben so sehr, wie es solcher Leute würdig war. Es ging so weit, daß ich nicht mehr wagen durfte, anders als bei ganz hellem Tage auszugehen. Ja ich war in meinem Hause nicht mehr sicher, und mußte es gleich beim Anfang der Dämmerung fest verschließen. Denn als ich in Gesellschaft meiner Mutter und meiner beiden Brüder einsmals des Abends in meiner

Stube

Stube saß, kam mir ein Bandit ins Haus, um mich zu attakiren, wobei mein Bruder noch mein Retter ward, und ihn fortjagte. Dieser Bandit verlor einen Zettel, worauf stand, daß er dazu erkauft sei, mir den Rest zu geben. Ich zeigte es dem Bergamte an. Man hatte aber auch da keine Lust, mich nachdrüklich zu schützen, denn ich erhielt zur Antwort: wenn wieder so ein Kerl käme, den sollt ich habhaft zu werden suchen, dann wolle man ihn strafen. Ich mußte mich seit der Zeit mit geladenen Pistolen versehen, um mich auf den Fall wehren zu können, welches ich auch rund heraus sagte, daß ich auf den ersten Banditen, der mir wieder ins Haus käme, gleich Feuer geben würde. In allem diesen ist nicht das geringste übertriebne, es ist nakte historische Wahrheit, so unglaublich es auch scheint außerhalb Marokko und Algier.

Ich entschloß mich daher, weil mir solch ein Ort nothwendig so verhast sein mußte wie eine Räuberhöhle, mein nicht uneinträgliches Rektorat zu Zellerfelde freiwillig aufzugeben, und meinen Abschied zu fodern; und gieng als Präzeptor nach Klosterbergen, unbekümmert darüber, was etwa dieser oder jener hierüber schwatzen oder urtheilen würde. Hier fand ich mein Elysium unter dem großen und verehrungswürdigen Resewiz, und bei ein Par schätzbaren Freunden. Tausendmal habe ich gewünscht, in Bergen geblieben zu sein, und nicht wieder in den Tartarus der Stadtschulen zurükge-

rükgegangen zu sein. — Folgendes habe ich, die Christo-Bacchanalia betreffend, nachher zuverläßig von andern erfahren. Niemand hat diese Frühpredigt hernach wieder halten wollen. Man hat sie aber auch, weil viele davon einige Groschen einzukommen haben, und es ein christliches Vermächtniß ist, nicht abschaffen wollen. Denn was würde der Honigkuchenbäkker, der Branntweinschenker, ꝛc. nicht auch verloren haben? Daher hat der Oppermann, so heißt daselbst der Schulmeister, lesen müssen. Wenn dieser nun hinter den Altar tritt und zu lesen anfängt, tritt das Volk davor, und schreit ihm immer bakchantisch entgegen: Oppermann halters Maul, har sol nu nit lasan, wir wollens net hahn. 'Te Predigt wollen wir hahn, halt ers Maul Oppermann, lasan kenne wir salbst ꝛc. und das Bakchantenfest ist wieder eben so gefeiert. Zweimal weiß ich, hat der Oppermann lesen müssen, und es ist beidemale so gegangen, daß er froh sein müssen, ohne Prügel aus der Kirche zu kommen.

Obs seitdem wieder geschehen ist, weiß ich nicht; ich vermuthe es aber doch sehr, da mir die Harzgesinnungen bekannt sind. Das weiß ich auch, daß das Harzvolk, als der sel. D. Friderici in Hamburg, einer der würdigsten Geistlichen, die ich jemals gekannt habe, starb, welcher auch aus Verdruß über den rohen Pöbel die Generalsuperintendentur zu Klausthal aufgegeben, und ein Pastorat in Hamburg

burg angenommen hatte, daß da das Volk gesagt hat: Nu den Friderici hat der Teufel neulich geholt, den Rektor wird er doch auch noch holen, daß er gegen die Frühmesse gepredigt hat, so daß wir nun den Oppermann müssen lesen hören.

Hier haben Sie alles zusammengedrengt, so kurz es nur möglich war, was ich über diese Sache sagen kann. Gebrauchen Sie es, wie Sie wollen. Ich stehe Ihnen für die Wahrheit dessen, was ich geschrieben habe, mit meiner Ehre ein. Sie können diesen ganzen Brief drukken lassen, wenn Sie ihn erheblich genug dazu finden. Da die Sache im Publiko einmal rege ist, so glaubre ich, wäre es gut, wenn ich, da mein Name genannt ist, meine Meinung darüber gerade heraussagte.

Borhek.

Anmerkung.

Wir haben über diese Christnachtsfeier noch zwei Briefe erhalten, die Zellerfelde gegen den Herrn Rekt. Borhek vertheidigen sollen; aber wir haben sie eben darum nicht vollständig eingerükt, weil uns diese Vertheidigung zu schwach schien, wenigstens nach dieser ausführlichen gegenseitigen Erzählung es jedem Leser scheinen dürfte. Doch liefern wir hier den hauptsächlichsten Theil des Inhalts, um unsre völlige Unparteilichkeit zu zeigen (denn was hätten wir für Ursache für oder wider Zellerferde Partei zu nehmen?) In dem einen Briefe eines gebornen, itzt nicht mehr dort lebenden Zellerfelders, der damals gerade die Schule des Hrn. R. B. besuchte, wird die Unordnung der Christnacht im allgemeinen zugestanden, die Erzählung des Herrn B. aber für vorsätzliche Uebertreibung erklärt. Einige Nebenumstände wä-

ren gradezu falsch. Z. B. die Verkleidung der Sänger des Quem pastores laudavere in Engel (diesen Umstand, der übrigens wohl nicht viel zur Sache thut, läugnet auch der Verf. des 2ten Briefes); ferner: daß die wenigen Mitglieder des Raths und Bergamts, die seine nachmittägige Bußpredigt (die übrigens darum unnütz gewesen sei, weil keiner von denen, gegen die er eiferte, in der Kirche gewesen) mit angehört, sich hinter die Gardinen versteckt hätten, weil — keine Gardinen vor ihren Stühlen wären. Die Hauptfakta werden a priori und als unwahrscheinlich widerlegt, vornehmlich weil der Bergmann zuviel Achtung für Religion und Sittlichkeit habe, um solcher Schandthaten fähig zu sein. — Der zweite Brief findet Herrn Vorheks Erzählung nur übertrieben, giebt aber übrigens die Unordnung und die Greuel jenes Gottesdienstes in vollem Maaße zu, und enthält am Ende die angenehme Nachricht, daß der Unfug seit 1782 abgestellt sei. Hier sind die wichtigsten Stellen: „der ruchlosere Theil der Bergleute pflegte sich mit Branntwein und Honigkuchen diese Nacht gütlich zu thun. So vorbereitet, betrunken und taumelnd kamen denn viele zur Kirche, die meisten aus fremden Gemeinen. Schändlicher Unfug und Lärm, auch wohl in den abgelegnen Winkeln der Kirche Tabakrauchen und Trinken machten diesen Gottesdienst zum Skandal. Weder Superintendent noch Mitglieder der Obrigkeit besuchten die Versammlung, sie wußten zwar alle von der Unordnung, stellten sich aber das Skandal so groß nicht vor, oder scheuten gewaltsamere Mittel, und hielten gelindere für unzulänglich. Der gute Ziehen war überhaupt nicht thätig genug stets außer sich zu würken, hütete sich friedlich vor Kollisionen, und liebte mehr kontemplativische Eingezogenheit Dies sage ich der großen Hochachtung unbeschadet, mit der ich sein Andenken als eines biedern frommen Mannes stets ehren werde. — Ungezogenheiten von mancher Art, wie ein besoffener Pöbel erwarten läßt, mögen vorgegangen sein: nur nicht in dem Maaße, wie Hr. B. sie schildert, um wie er wünscht, gewissen Personen in Z. und dem ganzen Ort einen Schandfleck anzuhängen, nur nicht in dem Maaße, daß man diese Mette christliche Bakchanalien

nennen

nennen dürfte. Aber duldet man denn noch itzt solchen Greuel, der doch immer Greuel bleibt, wenn auch die härtesten Behauptungen des R. B. nur Entschüttungen von Galle sind? — Der Superint. Ziehen wagte es nicht mehr in diesen Metten predigen zu lassen, sondern ließ bloß den Oppermann ablesen. Dies vermehrte den Unfug fast noch. So blieb es bis 1782. Die Gemeine wünschte längst wieder einen Prediger in der Mette zu hören. Der neue Superint. Frank ersuchte den damaligen Rektor, Herrn B. Nachfolger, diese Weihnachtsfrühpredigt zu halten. Dieser verstand sich nur unter Bedingungen dazu, die zur Absicht hatten, den Unfug ohne Zwangsmittel nach und nach aufzuheben. Der Hirtengesang sollte weggelassen und der Gottesdienst um eine gute Stunde später, gegen halb 6 Uhr, anfangen. Dies geschah. Der Erfolg war günstiger, als man fürs erste erwartete. Die Kirche war voll, aber es herrschte durchaus soviel Stille, Wohlanständigkeit und äußere Andacht während des Gesangs sowohl als während der Predigt, daß auch nicht die geringste Spur jener Unordnung sich zeigte." A. d. H.

10.

Ueber einen Aufsatz im deutschen Merkur und einen andern in Schlözers Staatsanzeigen, beide die Berlinische Monatsschrift betreffend.

Die Berlinische Monatsschrift erreicht ihren Endzwek, wenn sie durch die Gedanken, die sie vorträgt, Gelegenheit zu deren weiterer Erörterung giebt, sollte

ſollte auch das dadurch herausgebrachte Reſultat (wenn es anders nur der Wahrheit näher kömmt!) gerade das Gegentheil ihrer Behauptungen ſein. Der Kieſelſtein kann nie beſſer angewandt werden, als daß durch häufiges Schlagen daran Funken hervorſprühen, die dem Menſchengeſchlecht Licht und Wärme geben, ſollte er ſelbſt darüber auch in Staubtheile zertrümmert werden. Natürlich alſo ſind die Herausgeber der Monatsſchrift — nicht ſowohl auf allgemeines Lob oder Tadel derſelben aufmerkſam, als vielmehr darauf, wenn einzelne in ihr berührte Punkte eine nähere Unterſuchung erhalten. Vorzüglich dann, wenn ihre ältern ehrenvollern Mitſchweſtern eine ſolche Unterſuchung vortragen. Von einem Paar der neueſten ſolcher Fälle ſei es uns indeſſen erlaubt, unſere Meinung frei und unverhohlen zu ſagen.

I. Im deutſchen Merkur (März 1784, S. 222.) ſteht ein Schreiben eines praktiſchen Rechtsgelehrten über eine Stelle in Herrn Hofrath Feders Aufſatz: Abriß der wahrſcheinlichen Geſchichte des natürlichen Urſprungs der Sprachen, im November unſrer Monatsſchr. vor. J. B. II, S. 392. Der Spaß iſt artig und drollig genug, und der charakteriſtiſche Stil ſo gut getroffen, daß Herr F. ſelbſt an manchen Stellen wird mitgelacht haben. Nur müſſen wir, der Wahrheit zur Steuer, bemerken: daß der Aufſatz Herrn F. ganz und gar nicht triſt. Oder ſollte vielleicht auch dies charakteriſtiſch ſein,

daß

daß der Themissohn nicht erst untersuchte: ob wirklich "von dem Philosophen eine Unrichtigkeit in jure "Romano admittirt" worden, ehe er seine "unvorgreifliche Bemerkung darüber zur Warnung auf "andere Fälle öffentlich ans Licht brachte"? . . . Der Fall ist dieser: Herrr F. sagt S. 401, fünftens: "daß es viele Ursachen gebe, die sich auch leicht zeigen ließen, wodurch Benennungen, die in ihrem Ursprung aus einem natürlichen Grunde gebraucht wurden, in der Folge das Ansehn ganz willkührlicher und unnatürlicher Zeichen bekommen." Unter diesen Ursachen führt er S. 402 endlich an: "die Abänderung der Worte selbst in der Aussprache und Schreibart, welche macht, daß man mit der Zeit gar nichts mehr in ihnen gewahr werden kann, was den Grund ihrer Bedeutungen begreiflich machte." Und davon bringt er als Beispiele bei: "das ff, welches die Pandekten, und das D, welches fünfhundert bezeichnet." . . . Läßt sich aus dieser Verbindung der Rede wohl im geringsten vermuthen: daß Herr F. geglaubt habe, man könne gar nicht erklären, woher das ff zur Bezeichnung der Pandekten entstanden sei? Und das ist es doch, worüber ihm der Praktikus den langen juristischen Text liest. Uns dünkt vielmehr, daß die Verderbung des π zu einem ff (eine ohnedies sehr bekannte Sache) deutlich genug von H. F. durch die Abänderung in der Schreibart u. s. w. angegeben worden; und daß der Praktikus von jedem unpartei-

parteiſchen Gericht mit ſeinem in facto unbegründeten Querulliren ab- und zur Ruhe zu verweiſen ſei. Auch wünſchen wir ihm, daß nicht ein Philolog ihm einen kritiſchen Text über die von ihm angenommene Meinung in Abſicht des D leſe, nach welcher es nehmlich als Chiffer von Dimidiatum mille fünfhundert bedeuten ſoll.

II. Wichtiger ſind die Anmerkungen, die in Herrn Hofrath Schlözers Staatsanzeigen (B. IV, Heft 13 S. 140.) ein Quidam, wie er ſich ſelbſt nennt, augenſcheinlich aber H. Schl. ſelbſt, über die Ode gemacht hat: die Freiheit Amerikas, welche in unſrer Monatsſchrift im April vor. J. B. I. S. 386 abgedrukt war. Wir wollen und können aus guten Gründen nicht die wichtigen Fragen berühren, die H. Schlözer itzt oft ventilirt, und die hier allerdings einigen Einfluß haben: ob die republikaniſche oder die monarchiſche Regierungsform ihrer Natur nach eher in Deſpotie übergehn kann? ob das Zeugniß von Königen und königlichen Miniſtern, die das erſtere behaupten, nicht parteiiſch ſcheinen dürfe? ob es ſchiklich ſei, ein ganzes Volk, das ſich in republikaniſche Verfaſſung geſetzt hat, die ihm freilich nicht anerſchaffen war, ſo wenig wie andern Völkern die monarchiſche Regierung, Rebellen zu ſchelten? ob die Tapferkeit, womit ſie ſich losriſſen, und die eigne Kraft, womit ſie ihren Staat gründeten und einrichteten, nicht ewig wahr bleiben wird, wenn auch einige Traditionen ihrer damali-

gen

en Geschichte dem genauen Forscher als Mährchen rscheinen, deren jede Geschichte, auch die des de- potischsten Volkes, eine Menge hat? ob Brutus arum nicht der Befreier seines Landes heißen kön- ie, weil der Patrizier Uebermuth bald nachher eine weite Reform nöthig machte? . . . Sondern wir egnügen uns nur mit einigen Bemerkungen über. ie Noten zu der angeführten Ode. Wie kam es, aß in der 6ten Anmerkung Herrn S. bloß die Na- nen Knipperdolling, Kromwel, Massaniello c. einfielen? Glänzten denn nicht auch unserm Velttheile die Volksstaaten, worin die Pho- ions und die Scipione lebten? Ist Timo- eon denn auch ein schlechter Mann? — Wo- er muß gerade der Verfasser der Ode (der übri- zens kein Schweizer ist) unter einem Volksstaat ei- ne Regierung verstehen, bei der "Perükkenmacherge- sellen, Billardmarkörs, Studentenbediente, Bal- enbinder, u. s. w. ihr vollgültiges Votum mitge- ben"? Es gab doch wenigstens ehemals andere Re- publiken; und wenigstens in sich unmöglich, wenn auch unwahr, ist doch die Schilderung nicht, welche Xenophon von dem persischen Freistaat vor Kyrus macht; denn ein Freistaat war es nach der ganzen Beschreibung, obgleich Kambyses βασιλευς heißt. — Herrn Schl. ist für die Universitäten bange. Wir können übrigens versichern, daß der Verfasser der Ode quaest. ein damals und annoch docirender Uni- versitätsprofessor ist. — Daß er übrigens kein ad metalla noch zum Karrenschieben Verurtheilter ist, erhellet schon hieraus; und daß er kein Verbrecher ist, können wir gleichfalls bezeugen. Ob übrigens Deutsche, die beides nicht sind, bei den Aeußerun- gen des Dichters gleich lachen müssen, wie H. S. meint; ist eine andere Frage. Lachen, auch wenn

sie

sie die Greuel der Ungerechtigkeiten, selbst von kleinen Fürsten sehen, die in Herrn S. eigenen Staatsanzeigen erzählt werden? Der großen, die Niemand erzählt, zu geschweigen. Lachen, wenn (um dem hier vorgetragnen Falle näher zu kommen) unsere Brüder auf die Schlachtbank nach Amerika hin verkauft werden? — H. S. wundert sich, wie der Dichter so vom Adel sprechen kann. Aber wir können ihn versichern, daß der Dichter eben so sehr, und aus näherer Erfahrung, unzufrieden mit den Fehlern der aristokratischen Regierungen in Deutschland ist, als H. S. es nur immer sein kann; obgleich ihn dies, wie es scheint, noch nicht blind gegen die Fehler vieler monarchischen Regierungen gemacht hat. — — Ueberhaupt mag unsertwegen seine Ode stehen oder fallen; wir nehmen dafür eben so wenig Partei, als für einen andern fremden Aufsatz in der Monatsschrift. Nur das glaubten wir, seiner und unsrer Ehre und der Ehre unsrer so milde censirenden Regierung schuldig zu sein, zu sagen: daß der Verf. dieser Ode weder überhaupt ein Verbrecher ist, noch sich unsrer hiesigen Meinung nach als einen solchen in seiner Ode gezeiget hat. Er empfand und sprach als Dichter, der seit jeher das Recht hatte stärker zu empfinden und lebhafter sich auszudrükken, als der bloße Geschichtschreiber. Er dachte, wenn er von edlen Freien sprach, sich Griechen (Hellenen, wie er in einer von H. S. selbst abgedrukten Stelle sagt) und kann nicht dafür, wenn man ihm Knipperdollinge substituirt, da doch noch nicht erwiesen ist, daß alle Männer am Ilissus und Eurotas solche Verbrecher waren.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02177 5195

Digitized by Google

Digitized by Google